Gutbrodt,
Schnitt m. Kupf. Frankenberg. 2019.80 Rk

Rümann 2695

Widmungsexemplar der Verfn. für
Caspar Scheuren!

Nicht ausleihbar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0002-5
DFG

Vom Rhein.

Bilder und Geschichten aus alter und neuer Zeit.

Von

E. Diethoff.

Mit Illustrationen von B. Vautier, Carl Hoff, W. Camphausen und A. Baur.

Motto:

Blätter nach Natur gestammelt,
Sind sie endlich auch gesammelt,
Deuten wohl auf Kunst und Leben,
Aber ihr im Künstlerkranze,
Jedes Blatt sei euch das Ganze
Und belohnt ist euer Streben.

Goethe.

Leipzig.
Verlag von A. H. Payne.
1871.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0003-0
DFG

Rara
D. Lit. 1768.
2 L
(zweites Exe.)

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

36.g.2646

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0004-6
DFG

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Wo die Wasser sich scheiden. Mit einer Illustration	1
Der Enderle von Ketsch. Mit zwei Illustrationen	57
Zeit bringt Rosen. Mit einer Illustration	105
Der Jäger aus Kurpfalz. Mit einer Illustration	130
Die Räuber. Mit einer Illustration	139
Aus dem alten Reich. Mit einer Illustration	163
Ein Ritt um die Freiheit. Mit einer Illustration	179
Die Walfingen. Mit einer Illustration	224
Glücklich. Mit einer Illustration	285

Dem Maler der Rheinlande, Herrn
Prof: Caspar Scheuren, in Erinnerung
an die schönen Tage der rheinischen
Künstlerfeste, die Verfasserin
Ernestine Dietzsch-Hoff
Saarbrücken im Oct: 1877.

Wo die Wasser sich scheiden.

Mit einer Illustration von B. Vautier.

1. Zeitmaße.

Die Locomotive that einen schrillen Pfiff, mit einem jähen Ruck blieb die lange Wagenreihe stehen.

„Station ***felden!" rief der Schaffner, „steigt Niemand aus?"

Es war nur eine der kleineren Nebenstationen; ein paar Bauern, ein oder zwei Kleinbürger und ein jüdischer Handlungsreisender stiegen aus Wagen dritter Classe.

„Station ***felden! — Niemand mehr da?" wiederholte der Mann.

„***felden?" fragte aus einem Coupé erster Classe eine Stimme. „Oeffnen Sie!"

Der Schaffner öffnete, erstaunt, was ein erster Classe Reisender in dem kleinen Orte zu suchen habe, aber ihm blieb nicht lange Zeit zum Besinnen, die Locomotive pustete und pfiff abermals, er sprang auf den Tritt und in Sturmeseile flog der Bahnzug dahin.

Der Fremde, welcher zuletzt ausgestiegen war, sah dem entschwindenden Zuge nach, so lange bis er zum Puncte zusammengeschrumpft, die durchlaufene Bahn nur noch in dem langen blaßgrauen Streifen Rauches erscheinen ließ, welcher langsam auf das Ackerfeld sich herabsenkte. Jetzt erst wandte er sich der Seite zu, wo die kleine Stadt lag.

Es war noch ziemlich früh am Morgen und eine waldesduftige Kühle wehte von den Bergen her, dem Fremden that der frische Lufthauch wohl, er war die Nacht hindurch im geschlossenen gepolsterten Coupé gefahren als der unfreiwillige Genosse eines ins Bad reisenden gichtkranken Herrn und einer nervösen Dame von zweifelhaftem Alter, und Beide konnten die Nachtluft nicht ertragen.

Jetzt nahm er den Hut ab, dessen breitrandiges Bastgeflechte den überseeischen Ursprung verrieth, und ließ den frischen Hauch aus Wald und Berg um seine Stirn wehen, um die Stirn, deren ungewöhnliche Höhe und Breite noch augenfälliger ward durch den Mangel des Haares auf dem Scheitel, doch umkränzte dieses dunkel Schläfen und Hinterkopf und zeigte eben so wenig ein ergrautes Haar, als der volle dunkle Bart, welcher das kräftig geschnittene, sonngebräunte Antlitz umrahmte. Die Gestalt des wohl in der zweiten Hälfte der Dreißig sich befindenden Mannes wäre das Ideal eines Soldaten gewesen, kräftig und elastisch, nicht zu massig und nicht zu schlank; daß er jedoch nicht militairisch geschult sei, bewies die bequeme, fast lässige Haltung und die weite zwanglose Kleidung, deren große Einfachheit, sowie die am Gurt umhängende, geräumige Ledertasche eher auf den Fußreisenden, als auf den Insassen der ersten Wagenclasse schließen ließ.

Es war noch ziemlich früh am Morgen und wenn an dieser Station überhaupt nie das Gedränge der Bahnhöfe zu finden war, so war es jetzt um diese Stunde ungewöhnlich still; da waren weder Omnibus noch Droschker, nicht einmal die überall herumlungernden halbwüchsigen Buben zu finden, welche wie Corsaren sich auf das Handgepäck der Reisenden zu stürzen pflegen.

Ein paar kleine Kinder spielten im Sande, der Cassier holte hinter dem Schalter eine wahrscheinlich kurz vorher unterbrochene Morgenruhe nach.

Der Morgenwind strich durch die jungen Akazien, welche das kleine Bahnhofgebäude umgaben; ein Vorhang flatterte aus dem obern Stockwerk, eines Säuglings Geschrei tönte von oben herab, sonst war Alles tiefste Ruhe und Einsamkeit.

Der Bahnhof war in seinen idyllischen Frieden und Schlummer wieder zurückgesunken, aus welchem das brausende, schnaubende Ungethüm der Neuzeit ihn sechs- bis siebenmal des Tages weckte, um ihn dann eben so still wieder zurück zu lassen.

Der Fremde sah sich um, er lächelte — vor seinem Auge stand das Getriebe des Bahnhofes, von welchem er gestern Abend abgefahren, da war eine beständige Hast, ein Hin- und Herwogen, ein Zug kreuzte den andern, links, rechts pfiffen die Maschinen, Stationen wurden ausgerufen, Colporteure boten mit schreienden Stimmen Fahrpläne und Reisebücher an, Orangen- und Blumenhändlerinnen, Droschkenkutscher, Restaurationskellner, Abschiednehmende und Sichbegrüßende, Alles sprach und schwirrte untereinander in allen Sprachen des civilisirten Europa.

Was drängte sich hier von Wünschen und Begehren, von Arbeit und Sorgen nicht in den kurzen Raum einer Minute? und immer war zu wenig Zeit

bei allem Gehaste. — — Zeit! Zeit! — — und nie kam ein Ruhepunkt dazwischen, nie genügte sie — — und nun lag eine Nacht dazwischen und er stand hier — — hier genügte die Zeit, hier zerrann sie Einem nicht wie Rauch, hier füllte eine Stunde gehörig den Raum einer Stunde aus, und von Sonntag zu Sonntag waren es sieben wohlgezählte Tage, es schien ihm fast als müsse die Zeit hier länger dauern als irgendwo anders, er blickte den langen Schienenweg hinab und hinan und er mußte sich besinnen, daß dieser stillbeschauliche Ort mit dem rastlosen Getriebe, das er verlassen, in Verbindung stand, ja nur um dessenwillen hervorgerufen worden.

Er schrak fast zusammen, als jetzt langsam und tönend die Uhr zum Schlagen ausholte und er sah, daß er erst zehn Minuten hier gestanden; und doch däuchte es ihm fast eine Stunde, so ausgiebig war hier die sonst überall so mangelnde Zeit.

Der Cassier nickte fort hinter seinen Scheiben und zwischen seinen rosa und gelben Billeten, die Kinder sangen ihre eintönigen Spielreime nach wie vor, der Wind strich durch das Laub der Akazien und bauschte den Vorhang, nur der Säugling schwieg; dafür glukste auf der Dachrinne ein weißer Tauber und das Täubchen saß auf dem grün angestrichenen Staketenzaun, drehte im Morgenlichte den schillernden Hals und blinzte nach oben, als der Fremde endlich diesen Ort der ruhenden Zeit verließ.

Er schritt rasch vorwärts, dem Städtlein zu, das an die Bergwand sich lehnte; gewaltige Nußbäume standen zu beiden Seiten des Weges, sie hatten einen schönen Zeitraum überdauert und waren jung gewesen, als man das Eisen noch nicht auf die Wege und Straßen legte, wie sie es jetzt sahen, dort wo die jungen Akazien standen; — damals mußte das Eisen anderen Zwecken dienen: da ritt es herab in hellschimmernden Rüstungen vom Berge, da quoll die gewappnete Schaar heraus aus dem Thurme, der trotzig noch aufrecht stand, ein altersgrauer, ungebrochener Hüter zwischen den Ruinen, die dem rebengrünen Berge wie eine Mauerkrone auf dem Scheitel ruhten; und wie lange vorher, als die Urahnen der Nußbäume, die sich einer andern eisernen Zeit erinnerten, noch im milchigen Kerne träumten, hatte der Thurm schon gestanden! — — römische Legionen hatten seine Fundamente gegraben und die gewaltigen Sandsteinquader gefügt, die seine unteren Geschosse bildeten, und lange, lange vorher ehe ein römischer Centurione die Männer von den Abhängen der Apenninen und aus den Ebenen Hispaniens die im rauhern Germanien an die Arbeit getrieben, Zwingburgen bauten, lange, lange vorher, als auf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0009-7

diesen Bergen, vor welchen der große Karl gerufen: hic est Italia! weder der Wein noch die Mandel geblüht, da hatten die Berge gestanden und mit ihren Felsenhäuptern über das Land hinausgeblickt, über das Land, durch das jetzt das Dampfroß sauste auf der Jagd nach der immer schneller entfliehenden Zeit, ihnen wog die Zeit in immer gleicher Waage und in ewiger, wandelloser Ruhe zog sie über ihnen hin in ungemessenem Maße.

Das Alles dachte der Fremde — während er der kleinen Stadt entgeger schritt, oder vielmehr zog es wie lose Bilder an seinem Denken vorüber, mühelos wie waches Träumen.

Eine Schnecke kroch über den Weg. Er maß mit dem Auge den Zwischenraum, welcher sie noch von dem nächsten Baume trennte, auf welchen sie offenbar zustrebte; dieser war noch ziemlich weit und lang.

„Weit und lang — — was ist lang? und was kurz? Da stehen wir und wissen nicht, was es sei, ob wir nach Schneckenmaß messen oder nach dem Maße des Riesen? Wo ist der Anfang und wo das Ende? Von der Welt im Wassertropfen, die unter dem Mikroskope auflebt, bis zum Gewölbe des Uranus, welch ein Raum! welche Zeit! und was wissen wir, was noch darunter sei, und was darüber? — — — Aber, zum Teufel!“ unterbrach der Fremde jetzt laut seine stillen Gedanken, „geh ich herein in den frischen Morgen, um mich mit Grübeleien zu plagen über Raum und Zeit, statt der gegebenen Zeit und des schönen Raumes rückhaltlos zu genießen. — — Das letzte halbe Jahr hat mich älter gemacht, als die sieben vorhergehenden, es ist Zeit, daß ich mir von der frischen Luft draußen wieder all' den Staub abblasen lasse, der sich mir aus Acten, Schuld- und Pfandbriefen auf Hirn und Seele gelegt.“

Er schritt rüstig vorwärts und stand bald vor dem Thore der kleinen Stadt, das heißt vor dem Raume, auf welchem ehemals das Thor gestanden.

Das Städtlein war einmal reichsfrei gewesen, wie so viele im südlichen Deutschland, eine Miniaturausgabe von einer Republik Es hatte seinen Rath gehabt, seine Kämpfe zwischen Geschlechtern und Zünften, seine Fehden mit den umwohnenden Rittern vom Steigbügel, mit den Mönchen der nahen Abtei um Waiderecht und gelegentlich widerrechtlich eingefangenes Vieh der Bürger.

Der Fremde lächelte, als er an diese Fehden und Zustände dachte, so klein und so dürftig, so werthlos und verschwindend für das Allgemeine, und doch so groß, so bedeutend für den Einzelnen, mit ihren Leidenschaften und Aufregungen das Leben der Betheiligten so ausfüllend — — was ist klein? — und was ist groß? —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0010-9

Die Mauer, welche die Stadt umgab, hatte ehemals für sehr fest gegolten und der Graben, der sie umspannte, für eine fast unüberwindliche Schutzwehr; jetzt fielen die Steine der Mauer bröckelnd auseinander, da und dort hatte die nachhelfende Hand die Lücke noch erweitert, damit die Inwohner der dahinter liegenden Gassen den weiten Weg bis zum Thore nicht zu machen brauchten, wenn sie auf ihre Felder gingen, denn der Umweg war ein großer, ein bedeutender nach dem Maßstabe des Städtleins, gewiß an tausend Schritte.

In dem Graben wuchsen lustig Nesseln und Schierling, bis auf die Stellen, welche, von dem hineingefallenen Schutte erhöht, nun mit Erde überdeckt, zu kleinen Gemüsefeldern umgewandelt worden waren.

Der Fremde trat in die Gassen ein, es waren enge winkelige Gassen mit schiefstehenden Häusern, ein paar Erkern und einer Kirche aus dem spätern Mittelalter, einem Rathhause aus der Zopfzeit, mit schlechtem Pflaster und eigenthümlicher Ortbographie auf den Aushängeschildern der Handwerker, mit einer Tabakfabrik, mit mehrfachen Wirths- und Weinhäusern und einem neuvergoldeten Löwen über der Apotheke.

Es war eine kleine Stadt, die genau so aussah, wie so viele ihrer Größe in Deutschland, die sich in die neue Zeit noch nicht recht schicken konnte, und doch die alte Zeit recht gründlich zu vergessen sich bestrebte, eben weil die neue Zeit ihr so neu und überraschend gekommen war.

Der Fremde fragte einen ihm begegnenden Bäckerburschen nach der Post, er wollte einen Wagen nehmen, um einige Stunden tiefer ins Gebirg zu fahren.

„Die Post? — ach! das ist schon gar zu lange, daß keine Post mehr hier ist", sagte der Bursche, indem er seinen Brodkorb von der rechten Schulter auf die linke herüberhob, „wir haben ja jetzt die Eisenbahn, da braucht man keine Post mehr. Aber der Wirth im Rothen Ochsen hat ein Gefährt — — wissen Sie den Rothen Ochsen? der ist da um die Ecke, auf dem Schilde steht: Rheinischer Hof, man sagt aber noch immer im Rothen Ochsen, an den andern Namen haben sich die Leute noch nicht gewöhnt, er ist ihnen noch zu neu."

„So", sagte der Fremde, mehr um etwas gesagt zu haben, als aus Interesse an dem neuen Namen des Rothen Ochsen, „so, ist er das?"

„Ja", sagte der Bursche, „der Großvater vom jetzigen Ochsenwirth war Bürgermeister, und da war ihm der Name nicht mehr nobel genug."

Der Fremde lächelte, die Eisenbahn, die noch keine fünf Jahre die Stadt berührte, hatte die Post schon als ein Langdagewesenes in das Reich der Sage

zurückgedrängt, der neue Name des Rothen Ochsen bot aber Aussicht, noch in fünfzig Jahren der neue Name genannt zu sein.

Unschwer fand der Fremde das Haus, eines dieser alten, soliden Wirthshäuser, dessen gewohntes Aussehen und Wesen von dem neuen Namen nicht sonderlich geändert worden war.

Lassen wir den Fremden eintreten, und sehen wir zu, wer er sei, daß er auch uns nicht der Fremde bleibe.

Ernst von Eschen — in wissenschaftlichen Zeitschriften war der Name schon oft genannt worden, er war kein Unbekannter in Deutschlands gelehrten Kreisen, der kleinen Stadt aber wäre sein Name noch ein weit neuerer gewesen, als der des Rheinischen Hofes es war — Ernst von Eschen war der Sproß einer alten Adelsfamilie des Nachbarstaates, er war aus der Art geschlagen, wie der alte Freiherr von Eschen oft mißbilligend bemerkte, und er hatte vollkommen recht. Denn seit der Erste der Eschen in die Turnierschranken geritten, einen grünen Eschenbaum in goldenem Felde als redendes Wappenschild auf dem Schilde führend, war es nie und niemals vorgekommen, daß Einer des edlen Stammes in Kunst und Wissenschaft sich hervorgethan hätte. Sie lebten, wie ihre Zeit es mit sich brachte im Mittelalter, als Straßenräuber, in den Zeiten der Reformation und des dreißigjährigen Krieges als Landsknechte und von da ab als adelige Krautjunker auf nicht ausgedehntem Besitz, von Vater auf Sohn das Wappenschild mit der grünen Esche im güldenen Felde vererbend, in ländlichem Genügen, vom Wissensdrange nicht geplagt, ihre Tage spinnend bis auf Herrn Lindor von Eschen.

Da hatte schon das Besondere begonnen, denn Lindor war kein Name gewesen, welchen die Herren von Eschen gewöhnlich geführt, es hatte auch vieler Ueberredungskünste bedurft, um diesen Namen durchzusetzen, diesen Namen, welchen der Held irgend eines längst vergessenen, sentimentalen Romans geführt, aller Ueberredungskünste der feingebildeten Frau von Eschen, welche, von dem empfindsamen Hofe eines kleinen Fürsten auf den Stammsitz der Eschen versetzt, sich ausnahm wie ein blasses Vergißmeinnicht unter wohlausgebildeten rothen Rüben.

Sie hatte Vieles opfern, Vieles vergessen müssen; der Freiherr von Eschen, ihr Gemahl, verstand sich zwar vortrefflich auf die Landwirthschaft, aber durchaus nicht auf die Anforderungen eines empfindsamen Herzens, einer zartbesaiteten Seele; den Sohn wollte sie anders erziehen, es schwebten die Ideale ihrer Romane ihr lockend vor Augen; der Freiherr, welcher nichts von den

Idealen wußte, gab sich seufzend in den neuen Namen, der in keinem Kalender stand, und nannte den Sohn, um ihm doch wenigstens einen einigermaßen landesüblich zugeschnittenen Namen zu geben, Lindel.

Die Mutter dachte sich des Sohnes Zukunft halb als Kammerherr, halb als Dichter, der Vater als Landwirth und Pferdezüchter, aber Lindor entsprach eben so wenig den Hoffnungen der Mutter, als er die Erwartungen des Vaters rechtfertigte. Ganz auf eigene Faust studirte er ein paar Semester lang die Rechtswissenschaften, nicht genügend, um darauf hin eine Staatsstelle beanspruchen zu können, und doch gerade so viel, oder besser so wenig, um sich für einen Ausbund von juridischer Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu halten.

Auf das väterliche Gut zurückgekehrt, fand er hier die Einkünfte zu klein, die Verwaltung zu patriarchalisch, und begann nun eine Verbesserung der ganzen Wirthschaft so gründlich, daß dem alten Herrn mit der Lust am Leben auch endlich das Leben selbst abhanden kam, und die Mutter sich besinnen mußte, ob sie wirklich je in verwandtschaftlichen Beziehungen zu Lindor gestanden, so vollkommen widersprach dieser dem geträumten Ideale. Nicht daß er, wie sein Vater, Wasserstiefel getragen und sich für Karrengäule interessirt hätte; sie würde das seufzend ertragen haben, er hätte damit in die Bahn eingelenkt, in welcher die Mehrzahl seiner Standesgenossen ihr Leben verlaufen sah — er interessirte sich weder für die Jagd, noch für Hunde und Pferde; — das Wild, welchem er nachspürte, das waren Processe, und je endloser, je unhaltbarer einer zu sein schien, um so mehr ward er ihm lieb.

Er ließ keinen Gartenzaun flicken, ohne zuerst die Aufregungen und Genüsse, welche für ihn in einer Klageschrift enthalten waren, zu schmecken. Den ausgewaschenen Mühlbach einzudämmen hätte ihn etwa fünfzig Gulden gekostet, auf dem Proceßwege wurden es viele Hunderte, und als endlich für ihn selbst der Stoff zu neuen Processen auszugehen schien, da machte er sich aus Liebhaberei zum Winkeladvocaten der proceßsüchtigen Müller und Bauern seiner Nachbarschaft.

Unter den endlosen Processen, obschon er deren geschickte Führung immer rühmte, war ihm allmälig der größte Theil seines Vermögens durch die Finger geglitten und er sehnte sich nach dem Tage, an welchem sein Sohn, den er selbstverständlich für das juristische Fach bestimmt, seine Kräfte mit ihm vereinen konnte, um so mehr, da dem Sohne ein Vermögen von mütterlicher Seite zufiel, über welches dem Vater keinerlei Dispositionsrechte zustanden.

Seine Gemahlin war die Tochter eines berühmten, aber bürgerlichen Ad-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0013-6

vocaten gewesen, und Lindor von Eschen setzte große Hoffnungen auf diesen Sohn, der von Vater- und Mutterseite von so bedeutenden juristischen Capacitäten abstammte. Aber so wie er die Hoffnungen seiner Eltern getäuscht, so täuschte Ernst die seinen. Von allen Seiten kamen ihm Lobsprüche zu über den geistvollen Sohn, Lobsprüche, welche er mit bittersüßem Lächeln aufnahm, denn was nützte ihm aller Geist, der nicht seinen Interessen diente?

Und als nun gar Ernst ein Fach erwählte, von welchem er früher nie anders gewußt, als daß es ein Nebenstudium für freie Stunden der Landgeistlichen und Dorfschulmeister gewesen, als Ernst ihm die Absicht kund gab, Naturforscher zu werden, da ward der alte Freiherr wohl ein halbes Jahr lang nicht mehr in den Gerichtssälen der Provinzialstadt gesehen, ein sicheres Zeichen seines tiefen Unmuthes.

Der Sohn war durch den advocatischen Großvater so gestellt worden, daß er unabhängig von dem Vater seine Laufbahn erwählen konnte. Den genialen, strebsamen Jüngling trieb es hinaus und das Studium der Naturwissenschaften bot ihm fast mehr Vorwand, seiner Reiselust zu genügen, als es ihm Zweck war.

Jahre lang streifte er, nach absolvirten Studien, in den brasilianischen Urwäldern, in der einsamen Alpenwelt der Cordilleras, auf den Steppen Hochasiens und in den fast sagenhaft verschollenen Gegenden von Tübet und Kaschmir umher. Der ihm innerlich entfremdete Vater erfuhr von ihm nicht viel mehr, als was Zeitschriften und Reiseberichte meldeten.

Aus Asien zurückgekehrt und gerade im Begriff, sich aufs Neue einer Expedition zur Erforschung der Nilquellen anzuschließen, traf ihn in Triest ein Brief seines Vaters, der ihn dringend aufforderte, nach Hause zu kommen, um eine hochwichtige Angelegenheit ihm betreiben zu helfen. Dabei lag ein Brief des alten Pfarrers, welcher ihm, dem Knaben, zuerst den Blick für die Wunder der Natur geöffnet hatte.

„Komme zurück, mein lieber Ernst", schrieb der alte Mann, „nicht um dieser Angelegenheit willen, sondern um Deiner Pflicht als Sohn zu genügen. Deines Vaters Tage sind gezählt, obschon er in der Aufgeregtheit seines Wesens, im Drängen seiner weitaussehenden Pläne die Mahnungen des Todes gering achtet."

Dieser Brief bestimmte Ernst zurückzukehren und auf den langgehegten Lieblingswunsch zu verzichten. In der langen Abwesenheit war ihm das Bild des Vaters verwischt worden; jetzt aus dem Briefe des Freundes, aus den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0014-2

zitternden Schriftzügen des Briefes seines Vaters setzte er sich ein Bild zusammen, das rührend zu seinem Herzen sprach.

Es war nicht mehr der alte Proceßkrämer, von welchem er im Unmuthe geschieden, es war sein Vater, der ihn rief. Während er nach den dunklen Quellen des alten Stromes forschen wollte, machte vielleicht der Einzige, der ihm durch Bande des Blutes verbunden war, sich auf nach den dunklen Gestaden des Stromes der Vergessenheit.

Rascher, als er noch je gereist, durchflog Ernst die Strecke, die ihn von der Heimat schied, weichgestimmt sah er all das Altbekannte wieder, kam er auf den väterlichen Hof. Aber hier hörte die Weichheit auf, und das alte Gefühl des Unmuthes kam wieder über ihn, als er das vernachlässigte Heimwesen und den Alten wieder sah, der der Alte geblieben war. Obschon ihm die linke Seite gelähmt und er, von Gicht und Lungenleiden gekrümmt, im Lehnstuhl kauerte, hatte doch die unselige Leidenschaft den alten Mann nicht verlassen, ja sie hatte neue reichliche Nahrung gefunden in einem Processe, wie er ihm sein Leben lang nicht geworden war.

Eine adelige Familie, welche sein Großvater noch zu den Verwandten gezählt hatte, war im Mannesstamm ausgestorben. Die Güter waren an berechtigte Seitenverwandte gefallen, deren Berechtigung war nicht zu bestreiten, aber der Wittwe war ein nicht im Fideicommiß befindliches Gut als freies Eigenthum zugefallen, auf welches Lindor von Eschen Ansprüche geltend machte.

Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte ein Fräulein von Wolfsegg einen Herrn von Eschen zum Manne gehabt. Obschon nun Lindor von Eschen nicht in gerader Linie von dieser Jakobine von Wolfsegg abstammte, so erhob er dennoch Ansprüche auf dieses Gut, welches, wenn der Mannesstamm ausgestorben, an die Töchter und deren Erben fallen mußte. Er brachte es heraus, daß noch ein Theil der nicht vollständig ausgezahlten Mitgift der Jakobine von Wolfsegg als Hypothek auf das fragliche Gut eingetragen gewesen sei. Die nie gezahlten Zinsen und das nie erhobene Capital nahmen eine so massenhafte Dimension an, daß seine Forderung, das Gut zu übernehmen, bescheiden dagegen erschien.

Aber trotz allen vergilbten und verräucherten Beweisstücken von Pfandbriefen, Heirathsverträgen und Testamenten, welche er beibrachte, hätte seine Sache schlimm gestanden, wenn nicht sein spitzfindiger Advocat in dem Testamente des jüngst verstorbenen Erblassers einen Formfehler gefunden hätte, in Folge dessen das ganze Testament umgestoßen werden konnte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0015-7

Es war schwierig für Ernst, sich in all diesem Wirrwar zurecht zu finden, sein Geistesleben hatte eine so ganz andere Richtung genommen, die Dinge, welche ihn beschäftigten, gehörten so ganz anderen Sphären an, ja selbst die Sprache der Jurisprudenz in ihrer geschraubten Satzbildung und dem schwerfälligen veralteten Pompe war ihm im Anfang vollkommen unverständlich. Dazu kam das gereizte krankhafte Wesen des Alten, welches ihm die Kenntniß der Sachlage noch erschwerte.

Eines aber ward ihm klar: die Zerrüttung der eigenen Verhältnisse und die Gewißheit, daß, verlöre sein Vater diesen leichtsinnig begonnenen Proceß, der Concurs vor der Thür stünde. Mehr als er sonst gethan hätte beschäftigte er sich jetzt mit diesem Processe, von welchem der Alte sprach, als sei ihm das himmelschreiendste Unrecht zugefügt worden, obschon er nie vorher daran hatte denken können, Ansprüche an die Erbschaft der so lange vergessenen Jakobine zu erheben.

Endlich ward das Urtheil gefällt, nachdem der Proceß Jahre lang gedauert hatte.

Lindor von Eschen hatte gesiegt!

An diesem Abende trank er Wein, welchen er sich seit vielen Jahren versagt hatte, und das nächste Morgenroth, der erste Tag nach dem Siege, fand ihn als Leiche in seinem Bette.

So blieb denn Ernst allein zurück mit der Erbschaft des gewonnenen Processes, und auf einer Reise nach dem ihm zugesprochenen Gute ist es, daß wir ihn im Rheinischen Hofe, vulgo Rothen Ochsen, des Städtleins ***felden einkehren sehen.

Ernst von Eschen war in das Wirthshaus getreten, und in das Wirthszimmer, welches ein schweigsamer Fuhrmann, der in der Einfahrt seine Pferde einspannte, mit dem Peitschenstiel darauf deutend, ihm stumm gezeigt hatte. Fast eine Viertelstunde lang war er darin mit einer Katze, welche dann und wann nach vorbeisummenden Fliegen haschte, das einzige lebende Wesen in dem langen niedrigen Gastzimmer gewesen, dessen Bilderschmuck, die vier Welttheile durch grell colorirte Frauenzimmer dargestellt, Zeuge von dem idealen Sinne ihrer Besitzer gaben, wie die Tafel, auf welcher die Stufenleiter des menschlichen Lebens, mit einer Wiege beginnend und einem Sarge nebst Todtengebein schließend, dargestellt war, bewies, daß man auch einer ernstern Richtung nicht fremd sei.

Endlich, als Ernst von Eschen lächelnd versunken war in den Anblick der

mit einer bunten Federkrone geschmückten Amerika, welche einen Papagei fütterte, indessen die Europa im Ballcostüme mit einem Fächer spielte, erschien im primitivsten Negligé der Wirth dieses ehrenwerthen Hauses, welches in der gänzlichen Abwesenheit zudringlichen Dienstpersonals eine löbliche Ausnahme machte.

Der Wirth schob die Nachtmütze von einem Ohr zum andern und der Erfolg langen Besinnens und mancher zweifelnden Hm's und Ha's war, daß er wohl ein schickliches Gefährt besitze; aber die Pferde seien im Felde, denn man sei mitten in der Ernte; der Herr Apotheker würde ihm wohl sein Pferd leihen, aber das habe sich ehegestern das Bein vertreten — und so ging es weiter: es war kein Wagen zu bekommen.

„Einerlei!" rief der Reisende. „Wie weit ist es von hier?"

„Keine zwei Stunden", versicherte der erleichterte Wirth, „höchstens drei kleine Stündchen, aber die gehen sich so lustig und schnell im Gebirg, man merkt es nicht. Und wenn Sie zu Fuße gehen, so kommen Sie auch über die Wasserscheide; das ist gar merkwürdig: hüben fließen die Wasser in den Rhein und drüben in die Donau, wie ich mir hab sagen lassen; das hätten Sie nicht, wenn Sie auf der Landstraße nach Birkensee führen und von da nach Monséjour, wohin nur ein Feldweg führt, ein erbärmlicher Weg, denn der Herr von Wolfsegg kam in den letzten Jahren nie mehr heraus und die Frau lebt wie eine Nonne im Kloster."

Die Erwähnung der Frau berührte Ernst von Eschen unangenehm und peinlich, er konnte sich eines beschämenden Gefühles nicht erwehren, daß er als Gegner der Wittwe aufgetreten und nun kommen solle, um sie ihrem Besitze zu entfremden. Heute zum ersten Male trat die Frage an ihn heran, ob die Wittwe wirklich so leicht diesen Besitz werde missen können, wie sein Vater ihm gesagt, und er beschloß, genaue Auskunft darüber einzuziehen, um danach sein ferneres Handeln zu gestalten.

---

2. Im Gebirge.

Es sei nicht weit, hatte der Wirth versichert, aber Ernst kannte die Maßbestimmung dieser Art Leute und er war geneigt, den drei zugegebenen Stündchen noch eine oder zwei Stunden Weges zuzugestehen.

So machte er sich denn auf, ohne Führer, denn so gern er auch da oder dort am Wege mit einem Begegnenden sprach, sei es nun ein Bauer, ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0017-9

Jäger oder ein Hirt, mit welchem er ein Stück Weges lang in kameradschaftlichem Geplauder hinschritt, so wenig sagte es ihm zu, einen solchen gemietheten Menschen stundenlang an seine Ferse geheftet zu sehen.

Der Reiz der deutschen Waldung, des heimischen Gebirges, war ihm in der Fremde ein fremder und fast vergessener geworden, und er sehnte sich darnach, denselben wieder voll auf sich wirken zu lassen.

So schritt er denn rüstig den Bergen entgegen, durch die kaum erwachten Gassen des Städtleins, vorbei an den Mägden am Brunnen und mitten durch die junge Schaar mit rothen Backen, Schiefertafeln und ABC-Büchern, für die die Pforten der Schule sich öffneten.

Ernst blickte den Kindern nach.

„Arme Kerlchen", sprach er leise vor sich hin, „statt, daß Ihr Euch draußen tummeln dürftet in Morgenluft und Wiesengrün, sperrt man Euch in die dumpfen Stuben, martert man Eure Seelen und Leiber mit unnützem Wissenskram, damit Ihr ja früh genug verlernt, daß Ihr ein freigeborenes Geschlecht seid, damit Ihr es nie waget, die Schwingen Eures Geistes und Willens zu gebrauchen, und je früher je besser Euch einspannt als geduldige Karrengäule in das Joch der Alltäglichkeit."

Er sah um sich auf die niedrigen Häuser mit den kleinen, schiefen Fenstern, den ausgetretenen Stufen und den häßlichen Mansardendächern, und ein Gefühl hochmüthigen Mitleids kam über ihn. Wie war es möglich, daß Existenzen in diesen Winkeln sich bewegen und sich genügen lassen konnten an der Aermlichkeit eines solchen Daseins? Alles, was ein solches Haus umschloß an Freuden und Leiden, es kam ihm so nichtig, so namenlos unbedeutend vor, daß es ihm fast schien, als wandle er hoch auf Gletscherbahnen über die Niederung hin.

Er dachte daran, wie der gute Pfarrer, der einzige Freund, welchen er wieder in der Heimat gefunden, freudig ihn gefragt hatte: „nun wirst Du wohl hier bleiben, Ernst, und selbst ein Haus, eine Familie gründen? — Es ist genug des Reisens."

Einen Augenblick lang hatte es ihm auch selbst so geschienen, und der Gedanke war an ihn herangetreten, daß es genug sei des bis jetzt geführten Lebens; aber jetzt, als er durch die Gassen schritt und den Beginn des werktäglichen Lebens, die nüchternen Gesichter der Bewohner, die zur Schule gehenden Kinder sah, rief es in ihm: „Nun und nimmermehr werd' ich in die dürftige Bahn dieser platten Gewöhnlichkeit einlenken! Denn sind auch die Zimmer,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0018-4

in welche ich mich einengen sollte, höher und geräumiger, ist manche Aeußerlichkeit auch reicher und weiter: in der Hauptsache bleibt es sich gleich, und die Mauern der Gefängnißzelle hören drum nicht auf, solche zu sein, selbst wenn sie etwas weiter zurückgerückt sind und ihre kahle Dürftigkeit unter wohlfeilem Flitter nur sich mehr enthüllt als verbirgt. Mein Leben verlangt weitere, freiere Bahnen, kennt größere Ziele als um Weib und Kind, und stolzere, reinere Genüsse als Haus und Herd sie bieten."

Er war in diesen Gedanken schneller fortgeschritten und stand, als er die letzten Worte vor sich hin sprach, vor dem letzten Hause des Städtleins, das, zurückgeschoben aus der Reihe der übrigen Häuser, in grünen Obstbäumen halb sich verbarg.

Der Weg zum Berge führte, sanft ansteigend, daran vorbei, und von demselben herab blickte Ernst von Eschen, durch die Blumenstöcke und die hellen Gardinen verborgen, in das offene Zimmer des hochgelegenen Erdgeschosses.

Kinderstimmen hatten seine Gedanken unterbrochen und Das, was er sah, fesselte seinen Blick so sehr, daß er wenig der Indiscretion achtete, welche er zu begehen im Begriff stand.

Er blickte in eines dieser engen Zimmer mit bescheidenem Hausrath, in welches er sich nicht bannen wollte.

Da stand inmitten desselben ein weißgedeckter Tisch, und auf dem Tische lag der Triumph der Bäckerkunst, eine riesige Bretzel. In dem einen Rund des frischduftenden Backwerks stand ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren im weißen Kleidchen mit grünen Schleifen besetzt. Ein Blumenkranz lag auf dem blonden Haar und die beiden kleinen Hände umspannten einen gewaltigen Strauß Feldblumen; die blauen ernsthaften Augen des schönen Kindes hingen erwartungsvoll feierlich an der Thür des Zimmers. Im andern Rund der Bretzel saß ein ebenso gekleidetes Mädchen, dessen Alter offenbar das freie Stehen noch nicht erlaubt; es hatte seinen Strauß im Schooße liegen, der Kranz auf den Löckchen saß etwas schief, denn das ganze runde Persönchen war in unruhiger Aufregung, wohl hervorgerufen durch die noch unerfüllten Lockungen der Bretzel, auf welche es beständig fruchtlose Angriffe mit den dicken, kurzen Aermchen machte. Auf dem Kreuze der Bretzel lag schlummernd ein Säugling, sein weißes Kleidchen mit Blumen besteckt, und hinter dem Tische stand Das, was die Gruppe zur schönsten, herrlichsten machte: ein junges Weib, schön wie das Morgenroth, das Lächeln des Glücks auf den Lippen und den Sonnenstrahl der Liebe im Auge; mit dem linken Arm hielt sie den

Säugling umschlungen und mit der Rechten strebte sie das zappelnde Zweite zurückzuhalten; lauschend beugte sie sich vor. Da tönte ein Schritt von Außen, ein Druck auf die Thürklinke — das älteste Kind hielt jubelnd seinen Strauß empor: „Vivat, Vivat!“ das Zweite rief: „Kuchen, Papa, Kuchen!“ Der junge Mann, der eingetreten war, blieb einen Augenblick wie geblendet an der Thür stehen; da breitete das junge Weib die Arme ihm entgegen und rief: „Das sind meine Geschenke!“ — und wie er in ihre Umarmung flog, wandte Ernst von Eschen sich ab und stieg den Berg hinan.

Kaum hatten die Worte seine Lippen verlassen: „ich habe größere Ziele, ich kenne stolzere Genüsse als Weib und Kind“, da hatte der Jubelruf eines Weibes, eines Kindes seine Gedanken unterbrochen — er konnte nicht weiter denken.

Während Ernst von Eschen langsam bergan schritt, tauchte in ihm ein Bild auf, eine seiner Reiseerinnerungen, so unbedeutend, so geringfügig an und für sich, daß er nicht gedacht hätte, sie würde sich seinem Gedächtniß einprägen.

Es war in Mittelamerika gewesen, bei einem jener Streifzüge, welche die Mitte hielten zwischen wissenschaftlicher Entdeckungsreise und abenteuerlichem Jagdzug; da hatte er von den lagernden Gefährten sich getrennt und war den in schlammigem Bette träg hinrollenden Fluß aufwärts gegangen, wo die vom Fuße eines Europäers nie betretene jungfräuliche Wildniß des Urwaldes ihn lockte. Durch das Gestrüpp der Bäume, die Wirrniß der niederhangenden Aeste, die, wo sie den Boden berührten, sehnsüchtig Wurzeln ihm entgegen streckten und um den Mutterstamm eine dunkle Halle von Stämmen und Säulen bildeten, hatte er seinen pfadlosen Weg gesucht und lachend die zahllosen Affengeschlechter betrachtet, die auf den Ranken der Schlingpflanzen auf und ab kletterten wie Matrosen auf den schwankenden Seilen der Maste. Manche interessante Blattform hatte er in sein Buch gezeichnet, manche wunderbare Pflanze entdeckt, die namenlos in keine Classe getheilt, die phantastischen Blüthenbüschel traubengleich von den greisen Häuptern der Urwaldriesen herabhängen ließ, oder den in brennenden Farben glühenden Kelch mit dem betäubenden Dufte am Rande des trüben Wassers entfaltete, und noch immer nicht war er satt geworden, die märchenhafte, dunkle Schönheit dieser Waldwelt zu genießen. Der sinkende Tag hatte ihn endlich zur Rückkehr an die Haltstelle gemahnt, aber obschon er den richtigen Weg einzuschlagen gemeint, kam er immer wieder tiefer ins Gestrüpp; er hatte geglaubt, eine weite Krüm-

mung des Flusses, ohne Gefahr sich zu verirren, abschneiden zu können; nun sah er, daß er dennoch sich verrirt und daß ihm keine Wahl blieb, als den Morgen zu erwarten. Zu der Dunkelheit gesellte sich nun auch der Regen, jener massenhafte Regen, wie er auf den Urwald niederstürzt, der sich in warmen Dampf zu verwandeln scheint, wenn er den heißen Boden berührt. Er hatte schon manche solche Nacht im Urwalde zugebracht, aber heute hatte es ihm schwerer als je geschienen: sinn- und athemraubend war die erhöhte Ausdünstung der Pflanzen, und die Vorboten des Fiebers, ein leichtes Kopfweh, ein kühler Schauer stellten sich bei ihm ein. Da hatte er Feuerschein durch den Wald gesehen und, näher kommend, eine einsame Indianerhütte gefunden. Er war eingetreten, glücklich, einen Ort zu finden, wo er einigermaßen geborgen war vor dem unaufhörlichen Regen. Es war keine Gefahr dabei, die Indianer der Gegend galten als harmlos und sanft, ihren Hauptunterhalt dadurch verdienend, daß sie nach den entfernten Colonien die Farbhölzer und wenige pharmaceutische Erzeugnisse brachten, welche ihrem Verständniß zugänglich waren. Neben dem Feuer hatte ein junges Weib gesessen, nothdürftig in ein Gewand von weichem Bast gekleidet, zwei kleine Kinder lagen schlafend auf einem Haufen dürren Laubes in einer Ecke der Hütte. Das junge Weib starrte apathisch mit den dunklen traumhaften Augen in's Feuer, dessen Wiederschein ihre im Dunkel kauernde broncefarbige Gestalt halb beleuchtete. Sie hatte den Eingetretenen nicht willkommen geheißen, sie hieß ihn nicht gehen; die Kinder waren erwacht, sie hatten ihn angestarrt und waren dann gleichgiltig wieder eingeschlafen; wohl mochte dann und wann schon ein Jäger, ein Händler hier eingekehrt sein, um den Vorrath von Hölzern oder eingedicktem Pflanzensaft für werthlose Producte der Civilisation einzutauschen; der Anblick des Fremden war ihnen offenbar kein niegesehener. — Eintönig rauschte der Regen, eintönig rauschte der Urwald, nur dann und wann unterbrochen von dem pfeifenden Schrei eines Affen oder dem fernen Heulen wilder Thiere; immer in derselben regungslosen Ruhe starrte das braune Weib in's Feuer, ohne den geringsten Antheil an der Mitanwesenheit des Fremden zu nehmen. — Ernst von Eschen hatte sich gefragt, was wohl im Stande sein möge, Leben und Interesse diesem Wesen zu erwecken, welches von der Menschheit nur die Gestalt zu haben schien; er hatte den rohen, über alle Begriffe armseligen Raum der Hütte gemustert und sich gefragt, um wie Vieles höher diese Menschen wohl über den gewandten Affen stünden, deren Turnübungen er diesen Morgen bewundert, was sie von diesen unterscheide. — Ein-

tönig rauschte der Regen, es war kein Laut draußen, der seine Aufmerksamkeit erregt hätte; aber das Weib hatte sich geregt, ihre Augen waren glänzender geworden und sie horchte hinaus in die Regennacht. Da schien es auch dem Fremden, als ob Tritte sich näherten. Das Weib sprang auf, sie riß die Kinder empor und mit einem Ausruf wilder Freude war sie gegen den Ausgang der Hütte gesprungen. Wenige Augenblicke darnach war ein junger, schlanker, von Regen triefender Indianer eingetreten; er mochte die Erzeugnisse seines Waldes nach einer Colonie gebracht haben, denn er kam heim mit Producten europäischer Cultur. Wie das Weib jetzt plötzlich lebendig geworden war bei seinem Anblick! Wie die schlanken Glieder so behend sich bewegten und sie eilend den Kessel zum Feuer setzte, dazwischen plaudernd in liebkosenden Tönen! Das Alles, diese ganze Wandlung, sah staunend der fremde Gast, und wie der arme Indianer die Kinder herzte, die sich an ihn hingen, wie er so stolz und glücklich aussah, als er um den braunen Nacken der Frau eine Schnur blauer Glasperlen legte, und wie sie so entzückt zu ihm aufsah, — das Alles sah der fremde Gast, der einsam und vergessen im Winkel saß, während die Flamme von den rohen Herdsteinen die Gesichter von vier glücklichen Menschen beleuchtete, die zu einander gehörten. Am frühen Morgen hatte ihm der spanischredende Indianer den rechten Weg wieder gezeigt, welchen er den Abend zuvor verloren, und als Dank für ein seiner Meinung nach großes Geschenk an Pulver und Tabak hatte er dem Fremden einige merkwürdig gestaltete Cocosnüsse und ein zierlich in Bast geflochtenes Körbchen geboten mit den Worten: „Für Eure Frau und Kinder, Sennor"; und als ihm Ernst gesagt, er habe weder Frau noch Kinder, da trat der Indianer einen Schritt zurück; „ich bitte um Vergebung, Sennor", sagte er und sein Auge ruhte mit dem trauernden Ausdruck eines Menschen auf ihm, der wider Willen die wunde Seite eines Andern berührt. Ernst von Eschen hatte aus der Bitte um Vergebung, aus dem bemitleidenden Blick des dunklen Mannes herausgefühlt, daß dieser in der Lage zu sein glaubte, ihm sein Mitgefühl zu schenken, als ob es sich fast um ein Gebrechen handle. Er hatte darüber gelächelt, aber es war ihm doch zugleich ein unangenehmes Gefühl gewesen, daran zurückzudenken, wie er trotz all' der Kenntnisse und Fähigkeiten, um deren willen er sich hoch über seinem Wirthe gedünkt, der Uebersehene, der Einsame war am Herde des armen Indianers; er hatte momentan daran gedacht, daß ihm das Feuer keines heimischen Herdes brenne und sein Kommen oder Gehen weder die Freude noch die Besorgniß, von wem es auch sei, errege.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0022-6

Das war es, an was Ernst von Eschen dachte, als er, bergan steigend, das Haus, in welchem er die Feier des Geburtstages belauscht, im Grün der Obstbäume verschwinden sah; an die Indianerhütte im fernen Amerika dachte er, an das rohe, rußige Innere derselben, an die eintönige Regennacht im Urwald, an das anscheinend so seelenlose Weib, welchem die Liebe plötzlich Leben gegeben, an den jungen Indianer, der trotz aller Lockungen der Cultur, welche er gesehen, so froh und so gern wieder zurückgekehrt war zu seinem armen Herde; und noch die jubelnden Stimmen der Kinder im Ohre klingend, das schönheitstrahlende Gesicht der jungen Mutter, das Entzücken des gefeierten Mannes vor seinem geistigen Auge sehend, wagte er nimmer die früheren Gedanken weiter zu spinnen. Es war wie ein Gefühl der Niederlage über ihn gekommen, und umsonst versuchte er es, den stolzen Standpunkt wieder zu gewinnen, von welchem herab er noch vor einer Stunde das Leben des Hauses beurtheilt.

Im Grunde genommen war Ernst von Eschen kein berechtigter Beurtheiler, denn er kannte das Familienleben nur von der alleräußerlichsten Seite. Wie wenig sein Vater dazu geschaffen gewesen, haben wir gesehen, und die jahrelang kränkelnde Mutter hatte es eben so wenig verstanden, eine wohlthuende Häuslichkeit zu schaffen; überdies hatte Ernst sie in einem Alter verloren, in welchem das Kind nur noch sinnliche Eindrücke empfängt, das Bild der Mutter war ihm ein nebelhaft verschwommenes; dafür erinnerte er sich um so genauer des unbehaglichen Gefühls, welches das Krankenzimmer ihm verursacht, in welchem man nur leise sprechen gedurft, das dunkel umhängt gewesen und nach der Apotheke gerochen, der Haushälterin, welche ihn mit Naschwerk und roher Zärtlichkeit überfüttert, aber ebenso oft in wandelbarer Laune gepufft und geschlagen hatte um Dinge willen, welche sie in anderer Laune gar nicht als Vergehen behandelt hatte. Es war eine poesielose, arme Kindheit gewesen, und das Knabenalter, welches er als eine Nummer unter vielen in einem berühmten Pensionat verbracht, war eben so wenig geeignet, ihm die Poesie des Hauses zu erschließen.

Die kleinen Feste des Hauses, wie er soeben eins belauscht, sie waren für ihn nicht vorhanden gewesen, seinen Geburtstag kannte er nur, weil er ihn auf die Schulhefte zu schreiben hatte, und denjenigen seines Vaters erfuhr er zum erstenmale bei Gelegenheit von dessen Todtenschein.

So arm und freudelos ist jedoch selten eine Kindheit, daß man nicht im gereiften Alter wieder gern daran zurück dächte; das erfuhr auch Ernst. Er

hatte selten mehr an die Tage seiner Kindheit zurückgedacht, deren Sonnenblicke die gelegentlichen botanischen und entomologischen Excursionen mit dem alten Pfarrer waren; jetzt, da sie ihm durch den naheliegenden Vergleich wieder lebendiger geworden, erging er sich mit Behagen und Wehmuth in dem lange nicht betretenen Gebiete der Kindheitserinnerungen.

In Gedanken versunken fortwandelnd, hatte Ernst des Weges nicht Acht, welchen er nach Beschreibung und eigener Anschauung einhalten gemußt hätte. Plötzlich hörte der Weg, welchen er bis jetzt achtlos verfolgt, auf; er lief auf eine Lichtung des Waldes aus, welche, mit gefällten Baumstämmen bedeckt und ringsum mit schon in Klaftern eingesetzten Holzscheiten umstellt, der an einen Baum angehefteten Tafel nicht bedurft hätte, um den Vorübergehenden wissen zu lassen, daß in der „Eulenkling" Holzversteigerung sei. Keinenfalls war die Versteigerung auf heute anberaumt, denn es war öde und still in der nach dortiger Landessprache „Klinge" genannten waldigen Einbucht des Berges — still, wie es um Mittag im Walde zu sein pflegte.

Ernst von Eschen sah nach seiner Uhr, da der Stand der Sonne, welchen er, bis jetzt im dichten Laubwald fortschreitend, nicht beobachtet hatte, ihm höher erschien, als er geglaubt. Es ging auf Mittag, nur noch wenige Minuten fehlten bis zu elf Uhr; also war er schon drei Stunden im Walde hingegangen, offenbar im falschen Wege, denn die Eulenklinge lag so einsam und verlassen, daß er sich das ihm als großes, volkreiches Dorf geschilderte Birkensee nicht so nahe denken konnte.

Er sah sich prüfend um, ob nicht irgend ein Merkmal ihm auf den rechten Weg verhelfen könne, als seinem scharfen Ohr der seufzende Laut einer menschlichen Stimme vernehmbar ward. Rasch wandte der Wanderer sich um.

„Wer ist da?" rief er; keine Antwort klang ihm entgegen.

Schon wollte der an eine Sinnestäuschung Glaubende seinen Weg weiter fortsetzen, als der seufzende Laut diesmal näher und vernehmbarer klang. Rasch wandte Ernst der Stelle sich zu, von wo er den Ton gehört; hier mußte ein Kranker, ein Verunglückter liegen.

Es war so: ein nachlässig aufgesetzter Stoß Brennholz war gerutscht, und unter den starken Scheiten lag ein Mensch im Zustande halber Bewußtlosigkeit. Einige der schwersten Scheite waren ihm auf die Beine gefallen, während einige andere, die im Fallen sich gegeneinander gestützt, über seinem Oberkörper einen freien Raum bildeten; die gegeneinander geneigten Stämme aber waren nicht fest genug eingekeilt, um nicht der Furcht Raum zu geben, daß bei

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0024-7
DFG

den ersten energischeren Bewegungen des darunter Begrabenen sie stürzen und mit ihrer Wucht ihn vollends zerschmettern könnten

Mit einem Blick übersah Ernst die Situation, und begriff, wo und wie er helfen mußte.

Rasch und behend entfernte der starke gewandte Mann die trügerische Bedachung; dann machte er sich daran, die auf den Mann gestürzten Scheite zu entfernen.

Während dieser ganzen Zeit gab der darunter Liegende kein Zeichen des wiederkehrenden Bewußtseins; nur von Zeit zu Zeit entrang sich ihm wie im Traume das leise wimmernde Stöhnen, welches Ernst von Eschen auf seine Spur geleitet.

Endlich war auch das letzte Holzstück entfernt, und mit Mühe schleppte der ermüdete Mann den Verunglückten nach einem Platze hin, wo zwei nebeneinander liegende Stämme einen bequemen Ruheplatz boten.

Ernst von Eschen hatte nicht umsonst Jahre lang die Oeden der Steppen und unwegsamen Hochgebirge durchzogen; was dort Nothwendigkeit war, war ihm Gewohnheit geworden; seine weite Reisetasche enthielt weniger die Bedürfnisse europäischen Comforts und eleganter Toilette, als solche Gegenstände, welche dem Wanderer unentbehrlich sind, der auf weiten Strecken weder Arzt noch Chirurg für vorkommende Unglücksfälle findet, und den einfachen Proviant für einige Tage, wie ihn der an Entbehrungen Gewöhnte fordert.

Ein Schluck Rum aus der Feldflasche belebte endlich den Bewußtlosen, und ein sanftes Streichen der gequetschten Beine gab wohl die Sicherheit, daß die Knochen nicht zerbrochen, aber auch die Gewißheit, daß die Quetschung eine allgemeine und höchst gefährliche sei.

Ein dünner Wasserfaden rieselte, unter Laub und Steinen versteckt, durch die Eulenklinge — unschätzbar in diesem Falle.

Aus seinem Taschentuch, aus dem Hemd des Verunglückten machte Ernst die Binden, welche er, nachdem er sie in's Wasser getaucht, demselben um die Beine legte.

Ruhig, ohne ein Wort zu sagen, ließ der Mann die Hülfeleistungen sich gefallen; nur sein schwarzes, unruhig hin- und herflackerndes Auge verrieth zuweilen in milderem Blick, daß er dankbar dafür sei.

Ein zweiter, ihm aus der Feldflasche gereichter Trunk hatte endlich die Wirkung, den Mann sprechen zu machen, aber die erste Kundgebung war ein

Fluch und eine Verwünschung auf das lumpige Holzmachergesindel, welches den Stoß so miserabel gesetzt.

„Ich hätt' crepiren können wie ein Hund", sagte er, zu seinem Retter sich wendend, „wenn Sie nicht einen Tag zu spät zur Versteigerung gekommen wären — denn es ist zu spät."

Ernst bedeutete ihm, daß er kein Holzhändler, sondern ein Verirrter sei.

„Hm", meinte der Mann, „das könnt' man jetzt Gottes Fügung heißen und mir großen Dank dafür zumuthen, daß es so geschehen; ich aber sag': zum Teufel, warum hat das Satansholz auf mich fallen müssen!" — und bedank mich für's Zweite nicht, weil das Erste mir zuviel ist."

Er lachte und schien in seiner rohen Redeweise noch mehr hinzufügen zu wollen, aber eine neue Ohnmacht hinderte ihn daran.

Während nun Ernst sich um den Mann bemühte, betrachtete er nicht ohne mit Abneigung gemischtem Mitleid diese herabgekommene Gestalt, dieses nicht unschöne, aber frühzerfallene Gesicht, welchem rohe Frivolität und innere Zerfahrenheit einen Stempel aufgedrückt, dem die edlere Anlage des Kopfes nicht zu entsprechen schien, eben so wenig wie ein etwas an die gebildeteren Stände Anklingendes in Ton und Rede zu der rohen Weise stimmen wollte, welche der Mann zur Schau trug.

Jetzt, wo die flackernden, schwarzen Augen halb geschlossen waren, und die unangenehmen Linien um den Mund sich geglättet, sah Ernst, daß der Verunglückte ein Mann war wohl mit ihm in gleichem Alter stehend, wenn auch der erste Blick ihn älter erscheinen ließ; er konnte nicht über fünfunddreißig Jahre alt sein, trotz der von ungeregelter Lebensweise ihm eingegrabenen Furchen.

Das Gesicht des Mannes erschien noch spitzer durch den dünn zulaufenden Knebelbart und noch dunkler durch die nachtschwarzen Brauen, welche über den tiefliegenden Augen sich wölbten. Aber trotz aller offenbaren Verkommenheit lag ein Etwas in diesem Gesichte, welches es unterschied von der Masse der Gewöhnlichkeit; trotz der unsaubern Aermlichkeit der Kleidung verrieth der noch erkennbare Stoff, der Schnitt derselben eine ehemals höhere Lebensstellung. Es lag etwas Melancholisch-Phantastisches in diesem abgetragenen, von Regen und Sonne grau gewordenen schwarzen Sammtrocke mit dem reichen polnischen Schnüren- und Litzenbesatz, im Gegensatz zu dem schlechten kattunenen Hemde und der zwilchenen Bauernhose, in der genialen Zerdrücktheit des Calabresers, den plumpen rindsledernen und sehr defecten Stiefeln gegenüber, was halb zu Humor, halb zu Wehmuth stimmte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0026-8
DFG

Endlich gelang es den erneuten Bemühungen Ernst's, den Ohnmächtigen wieder in's Leben zurückzurufen, aber er schien schwächer als zuvor.

„Ich werde nicht gehen können", sagte er am Ende einer erneuten Fluth von Verwünschungen, welche zum Theil dem Forstpersonal, zum Theil den „Kaffern" und zum Theil ihm selbst galten; „ich werd' nicht gehen können, ich hab' meinen Treff bekommen, und", fügte er mit einem häßlichen Lachen hinzu, „da Sie zu mir gekommen sind, wie der barmherzige Samariter, nur ohne die Bequemlichkeit eines Saumthieres, so muß ich Sie jetzt bitten, weiter zu gehen und aus dem Dorfe ein paar von den Lümmeln nach mir zu schicken. Es wird eine heillose Freude geben, wenn die Gemeinde den Studentenpeter auf einige Wochen zu Besuch bekommt."

„Das nächste Dorf — ist's Birkensee?" fragte Ernst.

„Birkensee?" fragte der Verwundete erstaunt, „das ist drei Stunden von hier, was soll's dort? Der Doctor Eisenbart wohnt zwar dort, der vornehme Pfuscher, aber dem will ich nicht in die Klauen fallen; — „das ist der Doctor Eisenbart, curirt die Leut' auf seine Art!" Und wieder lachte er auf diese häßliche Weise; dann fügte er ruhiger hinzu: „Nein, nach Limbach hinunter, da rechter Hand den Berg hinab, 's ist eine halbe Stunde nur, aber es geht jäh hinunter in's Thal. Sie sind schnell dort, und wollen Sie nach Birkensee, können Sie dort den sichern Weg über den Eulenkopf gezeigt bekommen."

„Sind Sie in jenem Dorfe daheim?" fragte Ernst, welcher nicht wußte, in welche Gesellschaftsclasse er seinen Pflegling eintheilen sollte, „oder sind Sie in ***felden ansässig?"

Der Fremde lachte wieder.

„Ansässig und daheim?" rief er, „ansässig und daheim bin ich nirgends, am wenigsten in solchen Nestern, ich bin ein Weltbürger!" Und mit einer von Natur nicht unschönen, aber wie sein ganzes Wesen verkommenen Singstimme begann er einen Vers aus einer alten Operette zu singen:

„Ueberall bin ich zu Haus,
Ueberall bin ich bekannt,
Macht mein Glück im Norden Pauf',
Ist der Süd' mein Vaterland.
Lustig hier und lustig da,
Ubi bene ibi patria!".

Es war wahrer Galgenhumor darin, wie der mit den halbzerschmetterten Beinen Daliegende nicht ohne sichtbare Anstrengung diesen Vers sang, —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0027-4

eine Prahlerei des Stoicismus, welche ihm sauer genug ward, denn es zuckte dazwischen um seinen Mund, wie schwer zu bändigender Schmerz.

Ubi bene ibi patria — wenn er nur das sein Vaterland nannte, wo es ihm wohl erging, dann, meinte Ernst, müsse es wirklich nicht in der Nähe sein.

„Kommen Sie", sagte er zu dem Fremden, „ich sehe, Sie sind stark genug, ein gut Theil Schmerzen ertragen zu können, und ich bin es ebenso, um Sie wenigstens ein Stück weiter tragen zu können, damit die Zeit Ihres Alleinseins von kürzerer Dauer sein möge; aber erst sagen Sie mir, wie sind Sie in diese fatale Lage gekommen?"

Der Fremde gab stotternd und anscheinend ungern Auskunft, und mit einer wahren Freude erkannte Ernst, daß es eine gewisse Scham sei, nicht die Trunkenheit eingestehen zu wollen, in welcher er wahrscheinlich gegen den Holzstoß getaumelt war, ein Schamgefühl, welches er am wenigsten in diesem prahlerischen, verkommenen Menschen gesucht hätte.

Leicht hob er den schmächtigen Körper des Verunglückten auf die Arme und empfand nicht ohne Rührung das Bestreben des armen Menschen, ihm möglichst die Last zu erleichtern. So lange er ihn auf den Armen hielt, war der Fremde still; erst als er ihn auf weichen Grund am Abhange des Berges wieder gebettet hatte, an einer Stelle, wo man in das Dorf Limbach hinunter sah, kam der alte Geist wieder über ihn.

Wenn auch Ernst erkannte, daß der Fremde in diesen rohen Spottreden sich selbst über seine Lage zu täuschen suchte, so waren sie ihm deshalb doch nicht minder unangenehm, und er eilte, andere Hülfe zu suchen.

Die Hülfe war bald gefunden. Mit Freude sah Ernst, daß die beschäftigten Feldarbeiter auf die Kunde hin, daß ein Unglück geschehen, ihre Arbeit verließen; mochte auch Neugier mittreibend sein, er wollte lieber an die Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit des Helfens glauben; um so mehr staunte er über die Herzlosigkeit eines alten Bauern, welcher, als er den Verunglückten gesehen, seinen denselben tragenden Söhnen und Knechten in roher Weise zurief:

„Wenn ich gewußt hätte, wer er sei, hättet Ihr ihn können liegen lassen"; und zu Ernst sich wendend, sagte er: „So ein Lump hat halt immer Glück, unser Einen hätt' das Holz zu Tod geschlagen, so Einen kostet's nur die Beine."

„Ist der Mensch von hier?" fragte Ernst, „was ist er?"

„Ein Lump", sagte verächtlich der Bauer, „ein Herumstreicher; sein Vater war hier Barbier, studiren hat er sollen, darum heißen sie ihn den Studenten-

peter, aber 's ist nichts draus geworden aus den hohen Plänen, als ein Herumstreifer. Jetzt ist er nirgends zu Haus."

Im Wirthshaus, wohin man den Verunglückten gebracht, fand Ernst zwar Neugierige genug, aber wenige Theilnahmsvolle; der Studentenpeter schien eine zwar bekannte, aber wenig geachtete Persönlichkeit zu sein; er selbst schien entweder vom Schmerz übermannt oder vollkommen verstimmt, denn er gab Ernst auf die Frage nach seinem Befinden die Antwort: er hätte ihn ja auch können liegen lassen, wie die Leute meinten.

Nur die alte Wirthin zeigte einige Theilnahme, jedoch in einer dem Studentenpeter weder angenehmen, noch schmeichelhaften Weise, denn jede Klage, jede Hülfeleistung würzte sie mit dem Ausrufe:

„Wenn das Deine Mutter wüßt', daß Du so ein Strolch geworden, sie wälzte sich noch im Grabe herum."

Der Wirth kam unwirsch herein.

„Ich hab' gemeint, Du wärst nach Amerika, und jetzt kommst Du wieder zurück, wie falsch Geld", brummte er.

„Ihr habt mir ja immer mein Herumstreifen so vorgeworfen", sagte verbissen der Studentenpeter, „jetzt thue ich Euch den Gefallen und mache mich unter Euch seßhaft."

Das Rollen eines Wagens auf der Straße unterbrach das unerquicklich werden wollende Gespräch.

„Du hast eben bei all' dem noch immer Glück", sagte die Wirthin, „jetzt fährt wie gerufen der Doctor Volkland vor."

„Der Doctor Eisenbart!" lachte höhnisch der Verunglückte.

„Still, still, Du Unband", flüsterte die Wirthin, während Ernst, welcher sich zum Fenster gewendet, einen schönen alten Mann aus den Wagen steigen sah. Er freute sich der gewandten, kräftigen Bewegungen, des lebhaft blitzenden Auges des Angekommenen.

„Feuer unter Schnee", dachte er, indem sein Auge auf dem fast weißen, aber vollen Haar des Eintretenden ruhte, dessen stattliche, füllereiche Gestalt und markig geschnittenes Profil imponirend wirkte.

Der Arzt, denn er war es, schien von dem Vorgefallenen schon Kunde zu haben, denn er ging ohne weitere Frage auf den Studentenpeter zu, der durch unverständlich in den Bart gebrummte Worte seinen Widerstand kundgab, ohne jedoch sichtlich den Muth zu haben, denselben in lauten Worten zu bethätigen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0029-9

Auf brummige, mißlaunige Weise gab er den geforderten Bescheid, ließ er eine genauere Untersuchung der beschädigten Theile zu.

„Der Peter Glaser ist Bürgersohn der Gemeinde", sagte Doctor Volkland, nachdem er das Nöthige zur Behandlung des Kranken angeordnet, „der Unfall ist in der Limbacher Gemarkung geschehen, also liegt der Gemeinde die Pflicht ob, die unumgänglichsten Hülfsmittel auf ihre Kosten zu beschaffen."

Der Wirth kratzte sich hinter dem Ohr.

„Das wird Hader und Aergerniß geben", meinte er, „die Gemeinde wäre den Menschen schon lange gern los, jetzt kommt er und macht die schweren Unkosten, und 's ist eben doch für unnöthig, so Einen wieder herauszukriegen."

„Sorgt nur vorerst für's Obdach", schnitt der Arzt kurz die wahrscheinlich noch längeren Einreden des Wirthes ab, „alles Uebrige ist meine Sache."

„Und die meine", fügte Ernst von Eschen hinzu, erlauben Sie mir, Herr Doctor, mich Ihnen selbst vorzustellen." Er nannte seinen Namen und berührte flüchtig die Theilnahme, welche er selbst an den Verunglückten geübt hatte.

Der Wirth ging wieder seinen Geschäften nach, die Wirthin, welche, wie sie sagte, eine gar zu gute Kamerädin von des Glaserpeters Mutter gewesen, stieg in das obere Stockwerk hinauf, wo man in einer Kammer den Verunglückten untergebracht hatte, Ernst von Eschen und der Arzt waren allein.

Doctor Volkland wollte dem Patienten eine Stunde Ruhe gönnen, um dann noch einmal nach demselben zu sehen.

Ernst saß etwas ermüdet am Tische, aber seinen Kräften kam der treffliche Imbiß der Wirthin und der gute rothe Landwein stärkend zu Hülfe.

Kurz hatte er dem fragenden Arzte sein Erlebniß im Walde und sein Irregehen geschildert; jetzt gab er seiner Entrüstung Worte über die Herz- und Theilnahmlosigkeit des Volkes nach kurzer Bereitwilligkeit.

Der Arzt neigte sinnend das Haupt.

„Sie dürfen das nicht zu hoch anrechnen", meinte er, „mit Gefühlsäußerungen ist der Bauer überhaupt karg, auch da selbst, wo er weicher empfindet; hier liegt aber ein besonderer Fall vor. Der Unglückliche dort oben gehört zwar seiner Geburt nach in den Bann des Dorfes, seinem ganzen Lebensgange nach aber ist er seinen Landsleuten fremd und gehässig geworden. Der seßhafte Bauer blickt mit Verachtung und Widerwillen auf den Stromer und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0030-0

Vagabunden, der ihm oft zugeschubt wird in Verhältnissen, welche ihn für alle andere Welt unerträglich machen. Und leider zu dieser Sorte gehört auch der Studentenpeter, wie das Volk ihn nennt."

„Hat der Mensch studirt?" fragte Ernst.

„Gott bewahre", antwortete der Arzt, „so weit kam es nicht. Sein Vater war hier im Orte Barbier, ein nicht talentloser Mensch, der sich als Soldat der Sanitätscompagnie in den Feldzügen von Anno 13 bis 14 nicht unbedeutende Fertigkeit im chirurgischen Fache erworben hatte, aber nach der Art solcher Menschen seine Kenntnisse nach den Mühen, sie zu erlangen, taxirte, also weit über ihren wirklichen Werth. Nach ihm fehlte es ihm nur am Titel, um mit den ersten Capacitäten der Universität zu wetteifern. Was ihm nicht geboten worden war, das sollte der Sohn erlangen. Die Mutter war eine nicht unvermögliche Waise gewesen, eine Frau von gesundem Urtheil, welche aber wenig dem verkehrten Erziehungsplane, oder vielmehr planlosen Erziehen des Kindes dem eigenwilligen Vater gegenüber vermochte. Der Knabe wuchs wie ein wilder Schoß; da er leicht lernte, hielt ihn der ungebildete Vater für einen geborenen Gelehrten, der sich vor allen Dingen nicht der Autorität des Lehrers zu fügen habe. Ziemlich früh sandte er ihn auf das Gymnasium der nächsten Stadt, wo der begabte Bube Anfangs durch seine originelle, schnelle Fassungskraft Aufsehen bei seinen Lehrern erregte, bald aber, in die frühere ordnungslose Weise zurückfallend, noch ehe er auf die Universität promovirt worden, das Gymnasium verlassen mußte. Jetzt wollte ihn der Vater in sein Geschäft nehmen — aber das ging noch weniger; der Bursche erklärte schlechtweg, das enge Leben der Häuslichkeit nicht ertragen zu können, es widere ihn an, er sei dafür nicht geschaffen. Statt sich nach einem geordneten Hauswesen zu sehnen, zog er in Wald und Feld umher, angelte, fing Vögel, sammelte Käfer und Insectenlarven, meistens nur zu eigener Unterhaltung, weniger zum Nutzen, obschon ihm meine Sammlung, ich muß es gestehen, manchen schätzenswerthen Beitrag verdankt. Das freie ungebundene Leben gab er auch nicht auf, als der Vater mit geringer Hinterlassenschaft gestorben war; nur daß ihn jetzt sein Weg, so lange diese vorhielt, mehr als sonst in die Wirthshäuser führte, die bei seinen Streifereien ihm gerade am Weg lagen. Möglich, daß er damals noch gern an Rückkehr in die von ihm so wegwerfend behandelte Häuslichkeit gedacht hat; aber schon war er so weit, daß sich jede Häuslichkeit ihm verschloß, und nur die des Wirthshauses ihm offen blieb. Dann ist er ein paar Jahre lang verschollen gewesen, bis er heute wieder auf-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0031-6

getaucht, wie er die Gegend verlassen: ein Mensch ohne Heimwesen, ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Familie."

„Ein herbes Lachen glitt bei den letzten Worten des Arztes über die Lippen Ernst von Eschen's; er hatte der Erzählung mit wachsendem Interesse, aber mit gefurchter Stirn zugehört.

Rasch hatte er sein Glas geleert, und jetzt es heftig wieder hinsetzend, rief er:

„Dieser Hochmuth des Hauses, der so demüthig sich giebt und so hart ist bei anscheinend so viel Liebe, wie viel hat er nicht schon gesündigt! Wer nicht für uns ist, der ist wider uns und dessen Leben zertreten wir mitleids- und erbarmungslos! — das ist die Devise dieser gepriesenen Häuslichkeit, dieses Familienlebens. Da sehen Sie einen Menschen, in welchem der Drang nach Freiheit, ein unbestimmter Durst des Wissens, welchen er nicht stillen konnte an den gewöhnlichen, vorgeschriebenen Quellen, mächtiger wird als das zwingende Gesetz des Herkommens; Sie sehen ihn ein paar Jahre lang diesem Drange nach seiner Weise genügen, die nicht die Weise der Alltäglichkeit ist, und jetzt — wie losgelassen das „steinigt ihn! steinigt ihn!" von Gesellen, die so wenig über diesen Wissens- und Freiheitsdrang urtheilen können, wie Blinde von der Farbe, — und dann, dann, wie ich aus Ihren kühlen Worten herausnehme — dann, als der müde, gehetzte und gequälte Mensch endlich einlenken wollte in die gemächliche, breite Straße der Gewöhnlichkeit, da schließen sie alle Schranken vor ihm, die Häuser, deren Leben sie ihm so lockend darstellten, sie sind verriegelt, und dem hinausgestoßenen Menschen wird Tag für Tag zugerufen: Du bist ein Mensch ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Heimwesen, ohne Familie! O pfui über diese Härte!"

Er war aufgestanden und ging erregt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; erstaunt sah der Arzt ihm nach. Ernst faßte seinen Blick und, ruhiger auf den Arzt zutretend, sagte er lächelnd:

„Entschuldigen Sie meine Expectorationen, Herr Doctor; aber wenn man, wie ich, zu der Classe der Vagabunden gehört, wie Ihr ordentlichen Leute uns nennt, so nimmt man leidenschaftlich Partei auch für den Paria unter uns . . . Sie lächeln, daß ich den Studentenpeter zu meiner Innung rechne, er gehört dazu. Der Unterschied ist nur, daß er die nächsten Thäler und Bergkuppen, ich Brasilien und den Himalaya bereiste, er im niedrigen Styl, ich im Großen. Im Grunde ist es Dasselbe, der Ausgang ist der gleiche, nur die Wege sind verschieden."

„Und die Ziele", ergänzte artig der Arzt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0032-1

Ernst von Eschen zuckte die Achseln.

„Pah!“ rief er leichthin, „seien wir aufrichtig, am Ende hat eben Jeder nur sein eigenes Behagen und seinen eigenen Wunsch im Auge.“

„Das eben ist es, was dem Heimatlosen den Familienhaften fremd macht, dieses nur für sich selbst und um seines Behagens willen leben“, entgegnete der Arzt.

„Glauben Sie daran?“ frug Ernst bitter lächelnd. „Glauben Sie an ein Aufgeben des eigenen Wesens um der Familie willen?“

„Ja“, antwortete Volkland ruhig.

„Dann gratulire ich“, sprach der Andere, nicht ohne Spott in seiner Verbeugung, „Sie haben glückliche Erfahrungen gemacht.“

„Jedenfalls diejenige, daß Niemand, sei er auch noch so hoch gestellt durch Gunst des Glückes oder des Talentes, sich ungestraft den Bahnen entziehen darf, in welchen unser Leben zu laufen bestimmt ist“, antwortete der Arzt nicht ohne Beziehung.

„Gut, ich gebe zu, daß wir, die wir dem Leben der Häuslichkeit mit Willen entsagen, manches entbehren müssen, ja daß uns manchmal, von Außen gesehen, diese Häuslichkeit unendlich begehrenswerth erscheint in gewissen poetischen Momenten, wie ich heute Morgen einen erlebte. Da aber das Jahr sich nicht zusammensetzt aus lauter Blumengewinden und Familienfesten, Sonnenschein und dem Lächeln der Gattin; da so viele trübe, regnerische, langweilige Tage kommen, so will ich gern, um diese nicht durchmachen zu müssen, auch die paar Sonnentage opfern. Oder können Sie, Hand auf's Herz, einem Manne der gewaltigere Erlebnisse nach Innen und Außen durchlebte, zumuthen, um dieser paar Lieblichkeiten willen all' die Misère auf sich zu nehmen, die das häusliche Leben mit sich bringt, mit kranken Kindern, sorgenvollen, verstimmten Frauen und all' dergleichen, wie Ihnen das in Ihrer Praxis nur zu oft vorkommen muß?“

„Und gerade diese sind es, die dem Leben des Hauses seine rechte, echte Weihe geben“, antwortete der Arzt, „diese Stunden, von welchen es heißt: sie gefallen uns nicht, die heißen Tage der Sorge um die Existenz, die trüben, hoffnungslosen Nächte am Krankenbett, wo Herz und Kraft mit dem Schmerze und dem harten Schicksal ringen, wie Jacob mit dem Engel und im Siege hervorgehen als Israel. Sie sind noch jung, mein Herr von Eschen, und mein erfahrener Blick müßte mich sehr täuschen, wenn Sie nicht an sich selbst die Erfahrung machen sollten, daß es nicht die reizenden kleinen Feste allein

sind, die uns das Familienleben werth machen, daß die Gattin uns nicht allein theuer ist im Sonnenschein des glücklichen Lächelns, und daß wir für des kranken Kindes Leiden ein anderes Wort haben als Misère."

„Sie sind ein glücklicher Mann", sagte Ernst mit einer unwillkürlichen Beugung des Hauptes.

„Ich war es", antwortete ernst der Arzt, „ich habe in jungen Jahren ein geliebtes Weib und schöne Kinder verloren . . ." Dann stand er auf. „Wir sind auf ein eigenthümliches Gespräch gekommen", sprach er heiterer, denn die Erinnerung an die schon lange verlorenen Lieben war wie ein Wolkenschatten über seine edle Stirn gezogen; „meinen Wunsch nehmen Sie, Herr von Eschen, den Wunsch eines erfahrenen und geprüften Mannes, daß Sie ein schützendes Dach finden mögen und einen warmen Herd nach den Stürmen der Reise. — — Aber jetzt zu meinem Patienten."

Er bot Ernst die Hand.

„Was halten Sie von dem Armen?" fragte dieser.

Volkland zuckte die Achseln.

„Er wird im besten Falle sein Leben lang an Krücken sich schleifen, die Quetschung ist zu bedeutend."

„Armer Teufel!" rief Ernst, „jetzt hat das Umherschweifen ein Ende; was ich für den armen Menschen thun kann, will ich thun; verfügen Sie über mich, Herr Doctor, denn ich hoffe, das Vergnügen der flüchtigen Bekanntschaft länger genießen zu können, mich hält hier ein neuer Besitz . . ."

„In der Gegend?" fragte der Arzt.

„Monséjour, bei Birkensee", antwortete Ernst.

Der Arzt fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als habe ihn plötzlich ein Schmerz, ein Schwindel ergriffen.

„Ah!" sagte er. „Herr von Eschen, Ihr Name klang mir bekannt. Wir werden wohl uns wiedersehen."

Er sagte das höflich, aber seine Verbeugung dabei war so förmlich, sein Ton so kalt und abweisend, so verschieden von dem vorigen, daß Ernst staunend sich fragte, wo er jetzt das Mißfallen des alten Herrn erregt, zu welchem er sich lebhaft hingezogen fühlte.

Das leichte Gefährt des Arztes rollte durch die mittagstille Dorfgasse; da und dort blickte ein zurückgebliebenes Mütterchen, welches statt der auf dem Felde beschäftigten Mutter die Enkelkinder hütete, oder eine bleiche Genesende durch die niedrigen Fenster mit dankbarem Blicke dem Manne nach, der so

oft, ein uneigennütziger Helfer, ein Trost im Leiden, in die Hütten der Armuth und der Schmerzen trat; aber er selbst, dem diese Blicke galten, er hatte keinen erwiedernden, freundlichen Gegengruß dafür: mit untergeschlagenen Armen und gefurchter Stirn lehnte er im Wagen, die Lippen fest zusammengepreßt und den Blick des feurigen, jugendlichen Auges unter den weißen Brauen wie nach innen gerichtet.

„Arme, arme Leonore!" seufzte er, „armes, verlassenes Weib!" In düsterm Sinnen blickte er auf die im Flug an ihm vorbeieilende Landschaft; aber wie plötzlich von einem neuen Gedanken erfaßt, hellte sich sein Gesicht, sein Auge glänzte. „Und warum sollte es nicht sein können?" rief er laut; es war eine hoffnungsmuthige Frage auf innere, zweifelnde Bedenken.

„Nach Monséjour!" rief er dem Kutscher zu, und das Fuhrwerk bog rechts ab, wo das Thal, schmäler zusammenrückend, den Fuhrweg den Berg hinan gedrängt hatte.

Ernst war inzwischen noch einmal zu dem Kranken hinaufgestiegen; er fand ihn kleinmüthig und schweigsam, das bittere Gefühl seiner Nutzlosigkeit und der Gleichgiltigkeit seines Daseins war in der ärmlichen Umgebung erdrückend über ihn gekommen, und Ernst, welcher in dem Raum sich umsah, mußte sich gestehen, daß diese Umgebung wenig geeignet sein möchte einen Menschen dieser Art aufzurichten, der sich sagte, daß selbst dieser rohe und schiefe Bretterverschlag unter'm Dache ihm widerwillig und als eine Gunst eingeräumt worden sei, auf welche er wenig Anspruch zu machen habe.

„Warum haben mir die Scheite nicht die Brust, statt der Beine, zerschlagen!" seufzte der Verwundete, „das wäre eine Wohlthat für mich gewesen!"

„Haben Sie so allen Humor und Muth verloren?" fragte Ernst von Eschen.

„Humor und Muth?" sagte der Kranke, „das geht an draußen im Walde, und einem Menschen gegenüber, um den sich's lohnt, daß man die Schmerzen verbeißt, der einem Menschen gegenüber Mensch zu sein weiß; aber hier, hier unter altem Gerümpel eines Dorfwirthshauses, selbst hingeworfen auf den Laubsack, wie ein unnützer Scherben und nur Bauern um sich mit Knochenherzen in der Brust und Kronenthalern im Hosensack, und die Aussicht vor sich, unter solchem Volk im Hirtenhaus als ein lahmer Bettler sitzen zu müssen. — Herr im Himmel! da bleibt Einem nicht einmal mehr der Zorn, nur das Elend! — Elend! — Elend!"

Er stöhnte die letzten Worte wie aus tiefster Seele hervor und erschüttert

blickte Ernst auf den armen Menschen nieder. Ja, das war Elend! Keine Zukunft und keine Vergangenheit!

„Muß ich hier bleiben?“ schrie der Kranke jetzt in ohnmächtiger Wuth und ballte die Hände gegen die niederen Dachsparren, von welchen staubiges Spinnengewebe in grauen Schleierfaden herabhing; „muß ich? Ich hab' in die weite Welt gewollt, in die Welt so weit und groß sie ist, und jetzt wirft mich mein böses Schicksal mit zerbrochenen Beinen hierher, wohin ich am wenigsten gewollt!“

Er warf den halb aufgerichteten Oberkörper wieder zurück, daß das dürre Laub in dem rauhen Kopfkissen prasselte, und eine Fledermaus, die schlafend an den Sparren des Daches gehangen, erwachte und erschreckt und ziellos in dem engen Raume umherschwirrte.

„Hierher!“ stöhnte der Kranke und schlug die Hände vor's Gesicht.

Erschüttert sah Ernst zwischen den magern Fingern Thränen hervorrollen, sah er ein convulsivisches Schluchzen den Körper des Armen durchbeben.

„Muth! Muth! Peter Glaser!“ rief er, es wird nicht so schlimm werden; ich will für Sie nach Kräften sorgen.“

„Das glaub ich“, sagte der Kranke, sich mühsam wieder halb aufrichtend, und die Augen, welche die lang nicht gekannten Thränen rothgeändert hatten, starr auf ihn richtend, „ich glaub' es, daß Sie für mich thun wollen, was Sie können; aber was können Sie für mich thun? Wissen Sie, was ich bin jetzt mit sechsunddreißig Jahren? — ein herumstreifender Bube, wie ich's war mit zwölfen, — ich hab vierundzwanzig Jahre verloren — vierundzwanzig Jahre, wissen Sie, was das ist? Können Sie mir die wieder geben?“

„Nicht so verzweifelt, Peter Glaser“, sagte Ernst von Eschen ruhig; „Sie haben noch Mannesjahre vor sich; aber jetzt vor Allem Ruhe, in wenig Tagen seh ich wieder nach Ihnen.“

„Kommen Sie bald wieder“, rief der Kranke ihm nach, „dann brauch ich keinen Arzt.“

Ernst bedeutete den Wirthsleuten, dem Kranken auf seine Kosten eine bessere Wohnung zu verschaffen, und entfernte sich aus dem Wirthshause, widerstrebende Gefühle in der Brust.

Der Wirth hatte ihm genau den Weg über den Eulenkopf angezeigt, an dessen jenseitiger Seite Monséjour lag.

Der Eulenkopf war ein breiter, waldiger Bergrücken, welcher sich mit wenigen Einbuchtungen lang hinstreckte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0036-4

Ernst erinnerte sich, den Namen dieses Bergrückens von dem Wirthe in ***felden gehört zu haben mit dem Bemerken, daß er für das Gebirg die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau bilde; links flössen die Wasser dem Rheine, rechts der Donau zu.

Nicht so elastisch wie am Morgen stieg Ernst den Berg hinan, über dessen Gipfel der Weg nach Monséjour sich um ein Bedeutendes verkürzte; es lag ihm wie ein Druck in Herz und Gliedern. Das Bild des verlassenen Elenden auf dem Laubsack in der Gerümpelkammer stand immer und immer wieder vor seinem geistigen Auge, und wie ein höhnender Dämon rief es in seinem Innern: „Du hast in der Verzerrung Dein eigenes Spiegelbild, Deine eigene Zukunft gesehen!“

Vergebens suchte er sich dagegen zu sagen, daß er um der Wissenschaft willen auf ein gegründetes Hauswesen und geordnete Verhältnisse verzichtet, der widersprechende Dämon rief hohnlachend dazwischen: „Um Deiner Lust willen wars, was hast Du bis jetzt der Wissenschaft Großes geleistet?“

Von dem elenden Bette schien er das Miasma der Entmuthigung eingesogen zu haben, denn wie er am Morgen noch geneigt gewesen, seine Bedeutung und Leistungen zu überschätzen, so war er jetzt auf dem besten Wege, sie ungerecht zu unterschätzen.

Aber der steinige steile Weg forderte seine Aufmerksamkeit; er konnte nicht im sinnenden Gedankengang ihn hinwandeln, und bald mit der angestrengteren Körperkraft wich das elende Gefühl der Muthlosigkeit, das ihn überkommen; aber es blieb ihm wie eine gewisse Leere zurück, welche er sich hütete durch einen Gedanken zu füllen; es war ihm zu wohl, jetzt nur physische Kraftforderungen zu empfinden und das Behagen auf sich wirken lassen, das ihn überkam, je mehr er sich aus der Niederung der reineren Luft der Höhe näherte.

Jetzt hatte er die Höhe erreicht und sah staunend, daß der Berg, welcher sich gegen Limbach hin so steil erhob, hier sich sanft und allmälig abdachte, so daß das weichgeschwungene, breite Thal mehr eine Hochebene zu nennen war; wo er heraufgestiegen, war der Berg dicht bewaldet, zahlreiche Wasserfäden strömten durch den moosigen Waldboden und die ausgewaschenen Felsrinnen herab, sich unten zu einem Bache vereinigend, der sein zu milchigem Schaume gepeitschtes Wasser grollend über die Felsblöcke fortrollte, die dem wilden Limbache das Bett verengten.

Hier, wo der Berg so sanft sich absenkte, bis fast auf seine Höhe mit dem Pfluge durchzogen und in Feldmarken getheilt, rannen keine wilden Wasser

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0037-0

hinab; wohl aber sah der entzückte Blick des Wanderers eine breite, stille Wasserfläche da unten aufschimmern, wo Gruppen prächtiger Bäume einen Park vermuthen ließen, und stattliche Gebäude ihn belehrten, daß hier unter ihm Monséjour läge.

Monséjour? was würde es ihm sein? Nur ein flüchtiger Aufenthalt, ein Ruhepunkt in dem wandernden Leben, daß er fortzusetzen entschlossen war, oder eine Heimstätte? eine Heimat? Er hatte nie eine gehabt, denn der Hof seines Vaters war ihm ein verhaßtes Heimwesen, nie würde es das Seine geworden sein. Aber hier — wie das friedlich da unten lag im späten Nachmittagssonnenschein, das stattliche, graue Haus mit der langen Front und dem hohen Schieferdache, das Mansarden und Schornsteine im Geschmack der späteren Renaissance wirksam hervorhoben gegenüber den schmucklosen, sauberen Oekonomiegebäuden und dem schlichten Hause des Verwalters.

Dies also war Monséjour, der bestrittene Besitz, der jetzt der seine war, nach einem Rechte, das ihm, dem peinlich Gewissenhaften, nicht so zweifellos erschien; und doch jetzt, nach dem ersten Blick, war es ihm, als würde das Aufgebenmüssen dieses Besitzes ihm so schmerzlich sein, als trenne er sich von Langgewohntem.

So saß er eine Weile auf einem mosigen Felssteine und blickte sinnend hinab, während die letzten Tannenbäume, die in stolzen Gliedern die östliche Seite des Berges bestanden, über ihm rauschten, die Bienen ihn umsummten und Nahrung sogen aus den Blüthen des Haidekrautes, das wie ein violetter Teppich den Gipfel des Berges bedeckte. Alles war Ruhe ringsum, rechts rannen die Wasser hinab zur Donau, und links, wo der breite Silberfaden sich, Erlen und Weiden umsäumt, durch Wiesen und Ackerland hinzog, zum Rheine.

Ernst saß oben, wo die Wasser sich scheiden, zwischen dem Banne der Nordsee und des schwarzen Meeres und er fragte sich, nach hüben oder drüben? Und das ruhige Wasser, das da unten das Becken des Weihers füllte, nicht zum Einen und nicht zum Andern gehörend, ruhend in der Mitte, es blickte zu ihm herauf, wie ein stilles Freundesauge.

---

3. In der Heimat.

„Es wird mir so schwer, die Heimat verlassen zu sollen. Denn dieser stille Ort, er ist mir wirklich eine Heimat geworden. Ich war so jung noch, als ich meine Familie verließ, denn von einer Heimat kann ich nicht reden,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0038-5

dem steten Wechsel der amtlichen Versetzungen und Miethwohnungen gegenüber."

Die so sprach, war eine junge Frau, wohl am Ende der Zwanzig stehend, eine schöne, interessante Erscheinung.

Die Fülle der Frau ließ in der feinen Gliederung noch die einst schlanke Gestalt des Mädchens erkennen. Das feine, mehr geistvolle als regelmäßig schöne Gesicht zeigte die frische Färbung, wie blühende Gesundheit und häufiger Aufenthalt im Freien sie bildet. Die großen stahlgrauen Augen blickten Geist und Wärme, und das braune glänzende Haar legte schlicht gescheitelt sich an die feinen Schläfen.

Ein schwarzer, unter dem Kinn geschlungener Spitzenschleier umrahmte bildsam das schöne Gesicht und die ebenmäßige Gestalt kleidete harmonisch ein einfach hellgraues Seidenkleid, das in seinem belebteren Faltenwurf dem Ungeschmack der Zeit, der Crinoline, nur mäßige Concessionen machte.

Es konnte auffallen, daß die schöne Frau keine heiteren Farben trug, welche mehr mit ihrem blühenden Aussehen im Einklang stünden; aber man wußte, daß Frau von Wolfsegg seit den zwei Jahren ihres Witwenstandes sich der lebhaften Farben vollkommen entwöhnt hatte, und daß diese schmucklose, ernste Tracht jetzt mehr Ergebniß des Geschmacks, als Bedürfniß des Herzens war.

Einem gebildeten Geschmack aber mußte es wahrhaft wohlthuend sein, nach den grellen, oft unharmonischen Farbenzusammenstellungen, wie die Mode sie gerade liebte, hier dieser vornehmen Einfachheit zu begegnen, dieser ohne merkliche Absicht im großen Styl gehaltenen Toilette, denn das war es wirklich; der große, reiche Spitzenschleier legte sich, nach Art der spanischen Mantille malerisch vom Kopfe fallend, um Schultern und Brust, und der Schnitt des allen sinnlosen Ausputzes baaren Kleides bewies, daß die Trägerin mit gutem Wissen, ohne mit der herrschenden Mode in Conflict zu gerathen, vor Allem den Anforderungen an Zweckmäßigkeit und Natürlichkeit entsprechen wollte.

So war das Aeußere Leonore von Wolfseggs anziehend im höchsten Grade und fesselnd durch wirklichen Werth, eine imponirende, noble Erscheinung.

„Es ist mir eine Heimat geworden", wiederholte sie, „nicht immer eine freudenvolle. Sie wissen es, mein Freund; aber diese zwei letzten friedlichen Jahre haben mir von den Jahren vorher alle die bitteren Erinnerungen gewischt, so daß ich jetzt nur von Gutem und Glücklichem Abschied zu nehmen glaube."

„Es war eine lange Reihe von Jahren, daß der Begriff des Guten und

Glücklichen sich nicht mit diesem alten Hause verband, bis Sie kamen, Frau Leonore", antwortete Doctor Volkland, denn dieser war es, mit welchem die Witwe redete.

Er war von Limbach aus hierher gefahren, und stand jetzt, sich verabschiedend, neben der Gebieterin des Hauses, welche, ihm das Geleite gebend, ihn auf die Freitreppe begleitet hatte, die an der Seite des Hauses sich befand und dem Blick des Beschauers vom Berge nicht sichtbar war.

„Sie betraten dieses Haus nicht mit dem Gefühl, daß es Ihre Heimat sein sollte?" sagte der Arzt.

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Mit einem Herzen voll Angst", antwortete sie, „kleinmüthig und verzagt — aber dann — jeder Tag ward ein besserer. Glauben Sie mir das, lieber Freund, ich sage das nicht als Phrase, ich habe es wirklich so empfunden."

„Starke Seele, muthiges, pflichtgetreues Weib!" rief bewundernd der Arzt, „und dies das Ende für all die Aufopferung, all das Elend, das Sie so muthig auf jungen Schultern getragen. Es ist entsetzlich! unerhört!"

„So leidenschaftlich?" lächelte die Frau; „Doctor, muß ich Sie an Ruhe mahnen? Vergessen Sie denn, daß ich nicht in ein unbekanntes Leben trete; ich trete zurück in dies Leben, aus welchem ich kam, in die arbeitsvollen Kreise, für welche meine Lebensstellung mich bestimmte, nur mit dem Vortheil gereifter Erfahrung."

„Und der Einbuße Ihrer jugendlichen Illusionen, Ihrer . . ."

„Halt, Doctor! Sie werden ungalant", unterbrach ihn die Frau, scheine ich Ihnen so alt?"

„Sie?!" rief der Arzt; „o Schöne, Sie haben aus dem Quell der ewigen Jugend getrunken; aus Ihrer Seele leuchtet der ewige Frühlingssonnenschein heiterer Zufriedenheit und wird Sie unter den Jüngsten als jung erscheinen lassen."

Die Dame drohte ihm mit dem Finger.

„Sie malen sich selbst, Doctor, in dichterischer Begeisterung . . ."

„Ach, Feuer unter Schnee!" seufzte er mit den gleichen Worten, wie seiner Ernst von Eschen gedacht hatte. „Aber ernsthaft, Frau Leonore, was sagten Sie von dem Zurücktreten in die arbeitsvollen Kreise, für welche Sie bestimmt gewesen?"

„Sie wissen", sagte Leonore, „ich konnte nicht erwarten, Freifrau von Wolfsegg zu werden. Die Aelteste in dem kinderreichen Hause eines mit

Glücksgütern nicht reich bedachten Beamten, lernte ich früh die Arbeit kennen. Die Kinder der zweiten Mutter wuchsen heran, was war da natürlicher, als daß ich Platz machen sollte. Nicht eigene Wahl bestimmte mich zur Gouvernante, und ich war sehr glücklich, als die Werbung des Herrn von Wolfsegg mich von der Aussicht befreite, im fremden Lande fremder Leute Kinder erziehen zu sollen, ich, die ich erst neunzehn Jahre zählte. Ihnen, mein Freund, gestehe ich, daß ich gedankenlos in diese Ehe ging, deren Pflichten ich erst erkannte, als ich sie schon geschlossen."

„Und in welcher Weise haben Sie diesen Pflichten genügt!" rief der Arzt.

„Ich mußte es doppelt", antwortete die Frau, „denn mein Herz war nicht dabei."

„Leonore!" rief der Arzt mit ausbrechendem Gefühl, „ehe Sie einen Schritt wagen in Ihre ungewisse Zukunft, vergessen Sie nicht, daß ein Mann lebt, der Ihren Werth in seinem ganzen Umfang zu schätzen weiß, dessen höchstes Glück es wäre, Ihnen zu dienen. Einen Mann", setzte er mit gedämpftem, murmelndem Tone hinzu, „der Stunde für Stunde es sich vorsagen muß, daß er weiße Haare hat, um nicht zum Thoren zu werden in eitlem Hoffen und Wünschen!"

„Doctor!" rief die Frau, „ich habe den Lebenskampf nach dieser Seite hin kennen lernen; Sie gaben mir das Zeugniß, daß ich mich wacker gehalten; lassen Sie mich nun auch auf der andern Seite kämpfen, aber glauben Sie mir, daß, wo ich auch stehe, ich nach Ihnen hinsehen werde, wie nach einer Warte treuer Freundschaft, und denken Sie an mich, wie an eine Tochter, die Sie ausgesandt haben, gut gerüstet für Wind und Wetter, denn ich bin in dieser ganzen Zeit, die ich einzig die meiner Entwicklung nennen kann, in Wahrheit Ihre Tochter und Schülerin gewesen."

„Meine Tochter!" rief der Arzt, und ein grausames Weh schnitt in sein Herz, als ob ihm alle die Blumen und Farben, die er von seinem Lenze und Sommer sich hinübergerettet in den späten Herbst, erfrierend zu Eis und grauem Nebel sich verwandelten. Aber ein Blick in die sonnenwarmen Augen der Frau gab ihm neue Wärme zurück; mit tiefer Empfindung sagte er: „Sie sollen in mir immer ein Vaterherz finden, und gebe Gott, Leonore, daß Ihrem Herzen, in welchem die heißeren Empfindungen noch ungeweckt schlummern, ein schöner Tag der Erweckung leuchten möge."

Er ergriff ihre Hand und, einen Kuß auf ihre schöne Stirn pressend, sagte er:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0041-1

„Leben Sie wohl, mein theures Kind, ist es möglich, so sehe ich Sie in wenigen Tagen."

Er stieg in sein harrendes Gefährt; die Dame winkte ihm nach, er dankte ihr mit Lächeln. Hätte sie ihn aber wenige Minuten nachher gesehen, die schöne Frau wäre erschreckt gewesen über den Ausdruck hoffnungsloser Niedergeschlagenheit, mit welcher ihr Freund im Wagen lehnte.

Doctor Volkland war keine gewöhnliche Natur, und nicht mit dem alltäglichen Maßstabe zu messen: bei aller practischen Thätigkeit von idealen Anschauungen, fein von Empfindung und erregbarer Phantasie, hatte er sich in das höhere Alter eine Jugend der Seele hinübergerettet, wie Mancher an Jahren Jüngere sie nie besaß.

Eine in dem Hospitale, an welchem er dirigirender Arzt war, grassirende Seuche hatte ihm in früheren Jahren die Gattin und zwei Kinder geraubt; zu tief erschüttert von diesem Verluste, hatte er es nicht vermocht, in der alten Thätigkeit zu bleiben, und hatte er, mit Aufgebung einer wahrscheinlich glänzenden Laufbahn in seinem Geburtsorte sich niedergelassen, mehr von dem Wunsche beseelt, zu helfen und zu nützen, als zu gewinnen, denn dem Orte selbst und den weitauseinander liegenden Gebirgsdörfern fehlte es an einem Arzte; dies war um so empfindlicher, als die Seuche, welche ihm seine Lieben geraubt, ihren Weg auch in die entferntesten Thäler des Gebirgs zu finden gewußt.

So, in aufopfernder Thätigkeit, waren ihm die Mannesjahre verstrichen; für das Bedürfniß der Liebe glaubte er die Erinnerung an seine verklärte Gattin genügend.

Da führte der verlebte Freiherr von Wolfsegg Leonore Hard als seine Gemahlin in das lang verschlossen gewesene Monséjour, von dessen nicht sehr erbaulicher Vergangenheit in halb sagenhaften Geschichten die Spinnstuben ringsum sich erzählten, und wie mit der schönen Frau ein neues, ungeahntes Walten in das öde Lustschloß an der Wasserscheide kam, so wurden mit ihrem Anblick dem Arzte längst vergessen geglaubte Gefühle wieder lebendig und forderten ihr Recht.

Er sah Leonore fast täglich.

Die übel angewendete Jugendzeit des Freiherrn Robert von Wolfsegg brachte dem Manne jahrelanges Siechthum, das er heilen wollte in der Abgeschlossenheit des lang vergessenen Besitzes, unter der Leitung eines erfahrenen Arztes.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0042-7

Aus rein selbstischen Gründen hatte er die schöne Tochter des bürgerlichen Beamten gewählt, und diese war dem reichen vornehmen Freier, mehr als sie gestand vom Zureden ihrer Familie gedrängt, an seinen freudlosen Herd gefolgt.

Ohne innern Halt ertrug Robert von Wolfsegg mit peinlicher Ungeduld die Leiden der Krankheit. Es war ein Höllenleben für die Gattin, denn der nicht an den hohen sittlichen Werth des Weibes glaubende Mann argwohnte hinter ihrer aufopfernden Pflichttreue beständig Verrath.

Er wußte, daß sie ihn nicht liebte, daß die Hoffnungen, welche sie bei Schließung der Ehe gehegt, es einst zu können, sich nicht erfüllt hatten; das erfüllte ihn mit grimmiger Eifersucht auf Scheingebilde, denn für wirkliche fand sich nicht die geringste Veranlassung in der Nähe.

Die Geburt ihres Kindes war der einzige Lichtblick in ihrem dornenvollen Leben, die Freundschaft des Arztes die einzige Stütze, welche die junge Frau aufrecht erhielt.

Und als im Angesicht des nahen Todes Robert daran gedacht, ihre und seines Kindes Zukunft sicher zu stellen, als die letzten Wochen vor der endlichen Auflösung ihn milder und gerechter gegen seine treue Genossin und Pflegerin gestimmt, mit welch dankbarer Wehmuth knieete Leonore vor dem Sarge des Mannes, der ihrem Leben so viel des Wehs gegeben, was sie Alles ihm verziehen und vergessen.

Aber kaum war Robert von Wolfsegg verschieden, hatte der Majoratserbe das Vermächtniß anerkannt, welches als freies Besitzthum Leonoren das Gut Monséjour zuschrieb, als ein Fremder, Niegekannter mit anderthalb Jahrhunderte alten Rechten den Besitz der Witwe angriff.

In den Tagen, die auf die ersten stillen Wochen der Trauer folgten, stand Volkland in diesem Streite der Witwe nach Kräften berathend zur Seite.

Niemand glaubte, daß dieser Proceß Leonoren verloren gehen könnte, und so lebte sie sich mit Heiterkeit in die stille friedliche Umgebung ein.

— — — — — — — — — — — — — —

Trübe und düster fuhr der Arzt dahin, und die Frage: was ist lang? und was ist kurz? die Ernst von Eschen am Morgen sich vorgelegt, stieg auf in seiner umdüsterten Seele. War die Reihe seiner Jahre so lang, daß sie ihn ausschloß von all der Berechtigung neuen häuslichen Liebesglücks? Und warum dann war ihm der Wunsch darnach so jung und so lebendig geblieben?

„Mensch! Mensch!“ rief er in höchster Erregung, „Mensch, unglückseliger Zwitter zwischen dem Gotte und dem Nichts! All dies Hoffen und Wünschen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0043-3

all diese Fluth der Gedanken, des Strebens, hineingedrängt in diese Spanne Zeit, den Raum einer Secunde! Hab ich schon ausgelebt mit sechzig Jahren? Wo sind sie, wenn ich rückwärts blicke, was hab ich gelebt in diesem Zeitraum, was bleibt mir zu leben übrig? Einsam! Einsam!"

Er ließ das Fenster hinab und starrte hinaus auf den Weg; es war ihm, als müsse er aus dem Wagen springen, um in toller Flucht bergan sich selbst zu entfliehen.

In Herz und Hirn pochten fieberheiße Schläge, wie der weißen Haare spottend und der sechzig Jahre, an welche Volkland sich zürnend ermahnte; er fühlte die kühle Luft kaum, die vom Walde herabwehte. Starr ruhte sein Auge auf dem einsamen Forsthause, um das der Wagen, langsamer fahrend, jetzt bog.

Da traf sein Ohr der Laut einer Kinderstimme von dem Hause her.

„Marie!" rief es wie in Angst und Zagen, „Marie!"

Und vom Berge herab antwortete eine weiche, weibliche Stimme:

„Ich hab Dich nicht vergessen, Wilhelm, ich hole Dich zu mir!"

Er sah keine Gestalten. „Marie!" rief es von unten, und: „Ich habe Dich nicht vergessen, Wilhelm, ich hole Dich zu mir!" von oben.

„Marie!" rief Wilhelm Volkland in heftigster Erregung, „Marie, verklärte Geliebte, Dein sanftes Bild ist verblaßt vor der strahlenden Gestalt der Freundin, Du hast mich einsam gelassen im öden Hause, und meine zagende Seele ruft nach Deinem lichten Schatten, Marie!"

Thränen füllten seine Augen, ein Beben erschütterte seine kräftige Gestalt; rasch wechselte heiße Röthe und tödtliche Bläße auf seinem Gesichte, und wie aus fernen Höhen herab klang es tröstend an sein Ohr: „Ich hab Dich nicht vergessen, Wilhelm, ich hole Dich zu mir!"

Während Wilhelm Volkland von Leonoren auf der Freitreppe sich verabschiedete, und die Witwe mit Schmerz in dem Freunde eine Empfindung ahnte, welche sie nicht mit gleicher Stärke erwiedern konnte, war Ernst von Eschen die Abdachung des Berges hinabgestiegen, von Niemanden bemerkt.

Langsam schritt er gegen das Gitterthor zu, das den Eingang zum Park schloß, aber jetzt, wie den neuen Herrn erwartend, gastlich offen stand.

Entzückt blickte Ernst in den Garten; uralte Platanen und Linden bildeten einen dunklen, prächtigen Laubgang, der ihm das Herrenhaus verbarg; aber vor ihm lag die spiegelnde Fläche des kleinen Sees, an seinem Ende in die dunklen Schatten ernster Gruppen von Tannen und Eichen gehüllt, während

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0044-8

heller Sonnenschein die kleine Insel überglänzte, die wie ein in den Tropen gepflückter Riesenstranß mit den hellweißen und purpurrothen Kelchen ihrer Callas und Lilien, den fächerigen Farren und breiten Lotosblättern, inmitten schwamm. Vom Ufer neigte eine Trauerweide sich zum Wasser, ihr blaugrünes Laub bildete einen eigenthümlichen Contrast zu den wie polirtes Kupfer glänzenden Blättern einer mächtigen Blutbuche, die sich dahinter erhob.

Tiefe Stille lag über dem zauberhaften See, nur ein paar Schmetterlinge flogen in gaukelndem Spiel hinüber und herüber von der stolzen Lilienkönigin der Insel zu den bescheidenen Wiesenblumen, die den Rand des Sees säumten.

Es war Ernst, als blicke er in ein Märchen hinein, und um das traumhaft Schöne zu vollenden, sprang jetzt aus dem Schatten der Allee das lieblichste kleine Menschenwesen, fast anzusehen wie ein dem Feenreich entschlüpftes Elfenkind. Lange Locken schimmernd wie Goldfäden, wehten um ein zartes, feines Gesichtchen, aus welchem ein paar wahre Vergißmeinnichtaugen halb scheu, halb neugierig den Fremden anblickten; ein weißes, dünnes Kleidchen umgab die fast etwas zu zierlich scheinende Gestalt, die rothe Korallenschnur um das Hälschen stach grell ab gegen die schimmernde Weiße der Haut. Es war das anmuthigste blonde kleine Mädchen, das man sehen konnte.

In scheuer Zutraulichkeit kam es auf Ernst zu, der, am Parkthor lehnend, das schöne Kind mit einem Lächeln begrüßte.

„Wie heißt Du, meine hübsche Kleine?" fragte er das Kind.

„Ilda", antwortete das kleine Mädchen, „und der Garten ist mein", setzte es wichtig hinzu.

„Darf man Deinen Garten sehen?" fragte Ernst, belustigt über die wichtige Miene der Kleinen, „erlaubst Du es?"

„Ja", antwortete das Kind, offenbar gehoben von dem stolzen Bewußtsein, etwas erlauben zu dürfen, „und dann zeig ich Dir auch die Eule — Du brauchst Dich nicht zu fürchten, sie hat eine Kette am Fuß — und mein Schäfchen, das hab ich vom Schäfer Lorenz bekommen, und die Mama hat ihm ein blaues Band um den Hals gebunden, und zu seinem Geburtstag bekommt es auch ein Glöckchen, das ist doch schön?"

„Ja, das ist schön", antwortete Ernst, „willst Du mir es zeigen?"

Es schien ihm eine angenehme Weise, auf diese Art durch das Anwesen zu kommen, die ersten Eindrücke zu empfangen, ohne zuerst den Zweck seines Kommens berühren zu müssen. Er hatte sich oben auf dem Berge jede Art und Weise des Einführens bedacht, keine schien ihm schicklich; entweder hätte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0045-4

es auf zu schroffe, oder auf allzu umständliche Weise geschehen müssen; jetzt führte der günstigste Zufall ihm die leichteste Weise zu.

Aber indem er dem Reiz nachgab, mit welchem der Garten ihn lockte, vergaß er einen Augenblick über der lieblichen, kleinen Führerin den Zweck seines Kommens; er hörte mit Wohlgefallen auf das kindlich muntere Geplauder der Kleinen und schritt langsam den Schattenweg am Ufer des Sees aufwärts, nur dem Behagen des Momentes sich hingebend; aber als Ilda ihm jetzt sagte, daß sie nächsten Monat sechs Jahre alt würde, und fragte, was er ihr schenken wolle, wenn sie ihn einlade, da fuhr es ihm wie ein Stich durch die Seele, daß er ja gekommen sei, dem Kinde zu nehmen.

Der Gedanke machte ihn schweigsam und düster; es schien ihm wie Verrath und Feigheit, sich durch das Kind selbst in ein Besitzthum einführen zu lassen, welches er gekommen war, für sich selbst zu begehren; — diesem Kinde, das so harmlos neben ihm hüpfte, ihm wollte er die Heimat nehmen.

„Wo ist das Haus des Verwalters, Ilda?“ fragte er die Kleine. Er war entschlossen, sich noch heute Abend möglichste Klarheit über die Verhältnisse der Frau von Wolfsegg, welche man ihm immer als sehr glänzend geschildert, zu verschaffen. Aber in die edle Wallung, auf den ihm zugesprochenen Besitz zu Gunsten der Wittwe und des Kindes verzichten zu wollen, kamen ernst die Bedenken, wie sich dann seine Lage gestalten würde, jetzt, nachdem dieser unselige Proceß das väterliche Besitzthum mit Schulden überlastet hatte, welche zu decken sein mütterliches Vermögen vollkommen aufzehren würde.

Gab es da nicht einen Mittelweg — den eines billigen Vergleichs? — Jedenfalls wollte er erst durch den Augenschein sich von Allem überzeugen.

„Komm“, sagte Ilda, voranhüpfend, „ich will Dirs zeigen, dort ist auch die Eule, und Verwalters Hannchen lad ich auch zu meinem Geburtstage ein . . . Ach!“ rief die Kleine, sich plötzlich unterbrechend, mit jubelnder Stimme, „da ist eine Muschel!“

Es war der Perlmutterglanz der offenen Schale einer Süßwasserauster, welche, am Rand des Sees liegend, die Begier des Kindes lockte, und ehe Ernst sich dessen versah, hatte es sich von seiner Hand losgerissen und war gegen das Wasser geeilt — — ein Aufschrei, ein Sprützen und Platschen des Wassers folgte unmittelbar — das Kind war in den See gefallen.

„Kind!“ schrie Ernst, und ein eisiger Schreck fuhr ihm fröstelnd durch Herz und Seele; mehr wie unwillkürlich haschte er nach dem schwimmenden Kleidchen und zog das triefend nasse Kind zu sich herauf; er nahm es auf den Arm,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0046-0

das nasse Lockenhaar ruhte an seiner gebräunten Wange, die zarten Aermchen umschlangen seinen Hals; mit liebkosenden Worten bemühte er sich, das erschreckte, weinende Kind zu beruhigen; plötzlich hielt es inne mit Weinen.

„Wo ist meine Muschel?" fragte es, und als ihm die Gewißheit geworden, daß es diese beim Sturz im Wasser verloren, begann das Weinen um so bitterlicher.

„Ich schenke Dir eine große rosenrothe Muschel, in der Du das Meer kannst brausen hören", tröstete Ernst das jammernde Kind.

Das wirkte — plötzlich versiegten die strömenden Thränen.

„Aber ganz gewiß?" fragte das um der Größe des Geschenkes willen zweifelnde Kind.

„Ganz gewiß!" versicherte Ernst.

Sie bogen jetzt um eine Baumgruppe, welche das Herrenhaus verborgen, und Ernst sah dieses plötzlich vor sich liegen, stattlicher von unten anzusehen, als es ihm vom Berge herab geschienen. Die Fenster des Erdgeschosses reichten thürenartig bis auf die mit Orangen- und Granatbäumen besetzte offene Terrasse, was dem grauen, massiven Hause einen südlich wärmern Ton gab. Ein Rasenparterre, mit reichen Blumenbeeten und hellen Kieswegen durchzogen, dehnte sich davor aus, und eine grün belaubte Rebenwand schied von diesem privilegirten Theil den Küchengarten, dessen Obstbaumkronen freundlich herüberwinkten.

Ernst empfand es abermals, und um so lebhafter, je mehr dieses Besitzthum ihm selbst zusagte, wie schwer es sein müsse, sich davon zu trennen, wenn man es die Heimat genannt habe; diesen elegischen Gefühlen aber entgegen, rief er sich den langgenährten, oft ausgesprochenen Gedanken wieder zurück: „Wohl mir, daß ich nicht nothwendig habe, mich von einer Heimat, von Frau und Kind zu trennen, daß ich frei bin und frei über mein Schicksal verfügen kann!" aber die alte Zauberformel hatte augenblicklich viel von ihrer gewohnten Macht verloren, er wußte es selbst nicht warum.

Das Kind auf seinem Arme ward jetzt unruhig.

„Laß mich herab", bat es, „dort kommt Mama!"

Ein helles Seidenkleid schimmerte durch die Orangen- und Lorbeerbäume, und wenige Augenblicke danach sah Ernst eine Dame die Stufen der Rampe herabsteigen und durch das Rasenparterre sich ihnen nahen.

Es war Leonore.

Das Wesen des Arztes, mehr als die halblaut geflüsterten, von ihr nur

halb verstandenen Worte, hatte sie mit Schmerz und Trauer erfüllt. Sie schätzte Wilhelm Volkland wie keinen Menschen, den sie vorher gekannt; aber ihre Verehrung war immer der, der Tochter zum Vater, der Schülerin zum Lehrer, gleichgeblieben. Jetzt fragte sie sich, wie ihr Herz wohl gesprochen haben würde, wenn der Arzt ein Vierteljahrhundert weniger Jahre gezählt haben würde, und sie dankte Gott, daß es nicht so gewesen, denn dann, das fühlte sie, wären die traurigen Jahre der Pflicht ihr unmöglich geworden im Kampfe mit der Leidenschaft. Wilhelm Volkland hatte ein wahres Wort geredet, als er von den schlummernden Regungen ihres Herzens gesprochen, und er hatte jetzt zuerst in ihr Traumleben einen Weckruf gethan, wenn auch noch nicht den erweckenden, vor welchem die Blüthen ihres Herzens sich entfalten sollten, die so lange unter dem Banne böser Verhältnisse gefangen gelegen.

Leonore schritt langsam den Kiesweg entlang. Der Spitzenschleier war ihrem Haupte entglitten und lag wie ein Shawl um die Schultern.

So sah Ernst den schönen Kopf ohne Umhüllung, jedoch nur im Profil, da der Schlangenpfad sich jetzt seitwärts bog. Er glaubte nie eine fesselndere, imponirendere Erscheinung gesehen zu haben; der majestätische Wuchs, die feine Form des Kopfes, die in dem einfach geschlungenen, vom Schildpattkamme gehaltenen Haarknoten einen harmonischen Abschluß fand, die gewählte, einfache Kleidung, Alles stimmte so wohl zusammen, daß Ernst mit einem eigenthümlichen Gemisch von Freude und Bangigkeit dem Zusammentreffen mit seiner Gegnerin entgegen sah.

Wie unangenehm, peinlich mußte sich für Beide der nächste Moment gestalten, in welchem er sich selbst und somit den Zweck seines Kommens enthüllen mußte.

Urplötzlich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, noch verhüllt aufzutreten; er konnte vielleicht hier mehr errathen, als die Zahlen des Verwalters ihm beweisen würden.

Das Alles ging rasch vorüber; der Weg von der Rampe zu seinem Standpunkte war nicht so weit, und gerade als die Frau sich wendend den Kopf erhob, ließ er das bis jetzt gehaltene Kind seinen Armen entgleiten.

„Ilda?“ rief die junge Mutter überrascht, aber ehe sie zur weitern Frage noch Zeit gefunden, war das Kind ihr entgegengesprungen.

„Mama, ich bekomme eine Muschel geschenkt, in der das Meer braust!“ rief es.

Das Kind im nassen Kleidchen, mit den aufgelösten feuchten Locken und

dem erregten Wesen, der fremde Mann, der es im Arme getragen, ihre eigenen, von der letzten Stunde aufgeregten Gedanken, das Alles wirkte verwirrend auf die Frau; in stummer Frage starrte sie den Fremden an, der grüßend ihr entgegengetreten.

„Ich bitte um Ihre Verzeihung, gnädige Frau", sagte Ernst von Eschen, „daß ich dem Reize, welchen Ihr Park auf mich ausgeübt und der freundlichen Einladung dieser holden Kleinen nicht widerstanden und nun als ein Eindringling vor Ihnen erscheine."

„Er hat mich aus dem Wasser gezogen, Mama!" rief das Kind dazwischen, „aber ich bin nur ein klein wenig naß."

Lächelnd gab Ernst die Erklärung, sich selbst als einen Touristen darstellend, der nur zufällig diesen abgelegenen Ort berührt. Den Dank Leonorens über die Rettung des Kindes wies er heiter ab.

„Der Schrecken war bedeutender, als die Gefahr", sagte er, „ich habe mich bei dieser Gelegenheit überzeugt, daß das Sprüchwort nicht immer auf Wahrheit beruht, welches sagt: stille Wasser gründen tief."

Die schöne Frau lächelte.

„Hier lügt dies Sprüchwort wirklich ebenso, wie so oft im Leben", sagte sie, „aber das Wasser war tief genug, um mein Kind gründlich naß zu machen. Geh, Ilda", wandte sie sich zu der Kleinen, „laß Dich von dem Mädchen umkleiden."

Das augenscheinlich etwas verwöhnte Kind widersetzte sich eifrig, es wollte das Versprechen der rosenrothen, brausenden Muschel beständig erneuert haben. Endlich ging es, auf einen ernstern Wink der Mutter, das heißt, es verschwand hinter den Blumenkübeln der Terrasse.

Leonore lud den Fremden ein, einen Gang durch den Park mit ihr zu machen, da sie ohnedies am andern Ende dem Verwalter einige Anordnungen zu machen habe.

Es war ihr lieb, ihren Gedanken entrückt zu werden, und die männliche Art, die gebildete Ausdrucksweise des Fremden nahm die Wittwe unbewußt für ihn ein.

So schritten sie hin, anfänglich in gleichgültigerem Gespräch, das nur allmälig bedeutsamer ward.

„Sie sind unserer Gegend fremd", sagte Leonore, Ihre Sprache sagt dies, wenn sie auch schon nicht den Klang ihrer Heimat verräth."

„Seiner Heimat? — Wieder trat die Frage an ihn, wo ist Deine Heimat?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0049-0

ist es der Ort, wo Du zufällig geboren wardst? aber keine Fessel, nicht einmal der Klang Deiner Sprache bindet Dich daran.

„Meine Sprache hat keine Heimat, gnädige Frau" sagte er, „ein Vaterland wohl, aber keine Heimat; ich habe in fernen Ländern das Gepräge der Meinen verlernt."

„Es ist ein oft angestrebter Vorzug, wenn es einer ist. Ich gestehe ihm die Berechtigung, es zu sein, nicht zu", sagte Leonore. „Wenn die Sprache das Gepräge der Heimat verloren, hat sie auch einen großen Theil der Individualität verloren, in welcher die Person sich kennzeichnet, und unsere Dialecte haben liebe vertraute Worte, welche ich um des vollständig reinen Deutsch der Schriftsprache willen nicht vermissen möchte, selbst auf die Gefahr hin als bäuerisch zu gelten."

„Sie haben recht, gnädige Frau!" rief Ernst von Eschen, „der Dialect des Gaus steht dem Träger, wie sein eigenes Gewand ihm immer besser paßt, als das fremde, sei es auch zierlicher und feiner. An der geringen Eigenartigkeit meiner Sprache aber hat weniger eigene Wahl und Absicht Schuld, als die langen Jahre der Abwesenheit und des Verkehrs mit Deutschen aller Gaue in der Fremde."

So kamen Beide unmerklich auf die Reisen Ernsts im Occident und Orient.

Ernst wußte gut und spannend zu erzählen und Leonorens lebhafte Phantasie schuf das Gehörte sich rasch zum anschaulichen Bilde.

Er erzählte von den Wundern des Urwaldes, von den Spuren und Trümmern einer uralten Cultur, die er in den der Civilisation unzugänglichen Thälern des Himalaya gefunden, von den reizvollen Küsten des Mittelmeers und der schauerlichen Oede der hochasiatischen Steppe.

Mit immer wachsendem Interesse hörte die Frau ihm zu, und die Lust am Erzählen wuchs bei Ernst, da er in den wenigen eingestreuten Bemerkungen und Fragen der Frau ein so feines Verständniß, so viel werthvolle Kenntnisse fand.

Der Auftrag an den Verwalter wurde darüber vergessen, der Gang durch den kleinen Park war gemacht; die Beiden traten wieder dem Hause gegenüber in die gewundenen Wege des Rasenparterre, als Leonore ein weißes Kleidchen durch die Büsche schimmern sah.

„Ilda!" rief sie.

Die Kleine sprang herbei; aber zum Schrecken der Mutter war das unfolgsame Kind noch immer in dem gleichen Kleidchen, es hatte sich die Zeit

über wieder im Garten herumgetrieben. Die Abendsonne hatte leidlich das nasse Röckchen und die feuchten Locken getrocknet, wenn auch nicht genug, um als trocken zu gelten.

Dem abermaligen Befehl der Mutter aber setzte das eigensinnige Kind Weinen und Schmollen entgegen, so daß Leonore, um vor dem Fremden keine häusliche Scene aufführen zu müssen, und wohl auch von dem Interesse gefesselt, welches eine Schilderung des Kaukasus ihr bot, gegen besseres Wissen dem Kinde erlaubte zu bleiben.

Die Frau wollte dem Fremden, welcher Ilda gerettet und ihr selbst ein so liebenswürdiger Unterhalter gewesen, eine Aufmerksamkeit erzeigen; sie selbst war gewöhnt, zu früher Stunde den Thee zu nehmen, und um Monsé-jour befand sich kein Wirthshaus; darum lud sie ihn ein, an dem auf der Rampe unter den Orange- und Granatbäumen servirten Theetisch Platz zu nehmen.

Ilda schmiegte sich dicht an die Mutter, sie war schweigsamer als früher, nur zuweilen wiederholte sie ihre drängende Frage nach der versprochenen Muschel, aber in einer gewissen nervösen Hast und Unruhe.

Weinend widerstand sie dem erneuten Befehl der Mutter, ins Haus und zu Bette zu gehen, und Leonore, um vor dem Fremden keine Scene zu machen, ließ ihr den Willen; vielleicht auch hatte der Wille des Kindes bei der Witwe nie genug energischen Widerstand gefunden, denn Ilda machte bei aller Liebenswürdigkeit den Eindruck eines etwas verwöhnten Kindes.

Man nahm das unterbrochene Gespräch wieder auf, und Ernst vergaß in dem fesselnden Reiz desselben vollkommen den Zweck seines Hierseins.

Die Kleine war immer stiller und schweigsamer geworden, endlich schien sie, in die Falten des Kleides der Mutter gedrückt eingeschlafen zu sein.

Sanft hob Leonore das Kind auf den Schooß, aber von der Berührung erwachte es und klagte über Kopfweh und Frost. Der eigenthümliche Glanz der weit geöffneten Augen und ein, den zarten Kindeskörper plötzlich durchschüttelnder Schauer ließ ein heftiges Fieber im Anzuge erkennen.

Erschreckt stand Leonore auf, sie suchte nach Etwas, um das Kind einzuhüllen; nur die leichte Spitzenmantille lag ihr zur Hand, aber schon hatte Ernst von Eschen seinen Ueberrock ergriffen und hüllte das Kind darein.

„Erlauben Sie mir, gnädige Frau", sagte er, und mit sanfter Gewalt ihr das Kind aus den Armen nehmend, trug er es selbst gegen das Haus.

Bleich und verwirrt folgte Leonore; heftige Vorwürfe gegen sich selbst

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0051-7

stiegen in ihrer Brust empor, sie klagte sich des Leichtsinns an, des sträflichen Vergessenseins ihrer Pflicht, dem Reize gegenüber, welchen die Unterhaltung des Fremden ihr geboten.

4. In Sorgen.

Ernst hatte das todtenbleiche Kind, dessen blaue Lippen, geöffnet, die im Krampfe übereinanderklappernden Zähnchen sehen ließen, auf sein Bett gelegt; er hatte mit tiefer Wehmuth den fassungslosen Schmerz in dem Auge der Witwe gesehen, und es schien ihm unmöglich, jetzt sich entfernen zu können. Ohnedies hielt Ilda mit dem Eigensinn des kranken und etwas verwöhnten Kindes mit ihren kalten Händchen seine Rechte umklammert und flehte, bald bittend, bald trotzig, daß er bleiben solle.

In der Gluth des Fiebers kam sie immer und immer wieder auf ihre Muschel zurück. Dann rief sie wieder:

„Mama, halt ihn fest, er soll dableiben, ich hab ihn so lieb!'

In dumpfer Herzensbeklemmung sorgte Leonore für das Nöthige; sie dachte und handelte wie unter dem Einfluß eines bösen Traumes; ohne Staunen, ohne Widerstand ließ sie es geschehen, daß der Fremde an dem Bette des kranken Kindes Platz genommen.

Ernst hatte selbst zu sehr in Amerika von den Einflüssen des Fiebers gelitten, eines Fiebers, das dann und wann sich immer wieder einstellte, wie um zu zeigen, daß es noch nicht besiegt, als daß er ohne Hülfsmittel dagegen hätte sein können.

Einen Saft aus Chinarinde, eingedickt mit anderen unbekannten Kräutern des mittelamerikanischen Urwaldes, trug er, wenn auch nur noch in kleinem Reste, in einer Blechbüchse bei sich. Ein uralter Indianer, berühmt unter seinem Stamme als Zauberer, Geister- und Krankheitsbanner, hatte ihm diesen kostbaren Saft gegeben, als er, fast dem Fieber erliegend, hoffnungslos in stierem Hinbrüten unter der Binsenmatte seines Canoes gelegen.

Der Moment, dem Kinde davon zu geben, war noch nicht gekommen, das Fieber mußte erst eine gewisse Höhe erreicht haben. Er traute sich Erfahrung genug zu, um auch ohne den Rath des Arztes das Mittel anwenden zu können.

Aber schon bei Beginn des Fiebers hatte Leonore nach Birkensee und nach Doctor Volkland gesandt; in qualvoller Spannung stand sie am Fenster, den Arzt oder ihren Boten zurückerwartend, — die Minuten dehnten sich ihr zu Stunden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0052-2

Da sah sie, in der Dämmerung halb noch sichtbar, einen Mann auf das Haus zueilen, einen Brief in der Hand — und fast unmittelbar darauf hörte sie streitende Stimmen im Vorsaal, und die oft wiederholte Bestätigung ihres Mädchens: „So ist Niemand hier!“

Das Kind schien peinlich den Lärm zu empfinden, es warf sich wimmernd herum und Leonore trat in den Vorsaal, um Stille zu gebieten.

Das Mädchen trat ihr entgegen, indem es berichtete: ein Mann von Limbach sei hier, mit einem Brief an einen Herrn, der hier wohnen solle.

Leonore ließ sich den Brief geben. „An Herrn Ernst von Eschen“ las sie.

Mit jähem Schreck durchzuckte sie der Name.

„Noch nicht“, sprach sie halblaut. „Der Herr wird erst später hier sein“, wandte sie sich zu dem Boten.

„Aber er ist doch lange vor mir von Limbach weggegangen“, sagte der Mann, „er hat sich für die Verpflegung des Studentenpeters verbürgt, und der Wirth wills schriftlich haben, sonst bleiben die Kosten an ihm hängen, denn die Gemeinde übernimmt kein Gastzimmer und keinen Rothwein auf ihren Seckel. Der Herr ist zu Fuß über Limbach gekommen; ein großer Mann ists, mit schwarzem Bart und einem breitrandigen Strohhut; ich hab ihn vorübergehen sehen, und dem Wirthe hat er gesagt, er ginge hierher.

„Das ist der Herr drinnen!“ rief das Mädchen.

„Gebt mir den Brief“, sagte Leonore, „ich will ihn bestellen.“ Ein Gefühl der Bitterkeit und des Hasses kam über sie; so hatte er sich eingeschlichen in dies Haus, das er ihr geraubt; ihr Feind, ihr Gegner saß an dem Bette ihres Kindes, sein erster Tritt in dieses Haus kam wie die Pest mit dem Gruß des Todes.

Aber ehe sie noch mit dem Herzen voll Bitterkeit sich wenden konnte nach der Zimmerthür hin, hinter welcher ihr Feind saß und mit liebkosendem Worte das Kind beruhigte, die kalten Schweißperlen von der bleichen Stirn ihm trocknend, trat ihr nach Birkensee gesendeter Bote ein.

Der Mann sah verstört und erschreckt aus. Doctor Volkland könne nicht kommen, er sei plötzlich krank geworden.

„Krank?“ rief Leonore.

Der schneidende Ton ihrer Stimme erschreckte den Mann, der natürlich nicht ahnen konnte, daß es der Aufschrei eines gepreßten Herzens war. Er wollte beruhigen, that es jedoch in der Weise der geringen Leute, welche in der Absicht, es zu thun, nur mehr aufregen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0053-8

„Der Herr Doctor ist noch nicht todt", sagte er, „es war nur ein Schlag..."

Er wollte noch mehr hinzusetzen, aber das heftige, stumme Winken der Frau machte ihn verstummen, gebot ihm und den beiden anderen Anwesenden, sich zu entfernen.

Leonore war allein. Das flackernde Licht der Lampe, die an broncenen Ketten von der Decke des Vorsaals herabhing, beleuchteten die angstverzerrten Züge der Frau, die starr und bewegungslos wie ein Steinbild inmitten des kahlen Gemaches stand, dessen einziger Schmuck, dunkle, lebensgroße Portraits in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, es noch düsterer erscheinen ließ.

Ein Sturm verzweifelter Gefühle wogte in der Brust der Frau; es war ihr, als triebe sie auf wilden nachtdunklem Meer dahin, Alles, Alles um sich her verloren; keine Spur des frühern, heitern Muthes war ihr geblieben, in dumpfer Verzweiflung starrte sie vor sich hin.

Sie merkte es nicht, daß hinter ihr die Thür sich leise öffnete und Ernst, den ihr langes Ausbleiben befremdete, nachdem er, wenn auch unverstanden, den schneidenden, grellen Aufschrei gehört, bekümmerten Blickes auf die erstarrte Gestalt blickte.

Sie schien todtenbleich in dem trüben rothen Lampenlicht; das dunkle Haar war wirr zurückgestrichen und die Hände hielt die Frau krampfhaft auf die schmerzdurchwühlte Brust gepreßt. Es war das Bild versteinerten Schreckens und Schmerzes.

Endlich kam Leben in die Gestalt und mit einem wilden leidenschaftlichen Aufschluchzen schlug sie die Hände vor's Gesicht.

„Alles, Alles verloren!" rief sie; „Freund, Kind und Besitz, und ich stehe allein, eine jammervolle Bettlerin! — Mein Kind! mein Kind!" schrie sie, und sich wendend, flog sie nach der Thür, aber ehe sie diese erreicht, wankte sie, halb wie im Traum fühlte sie sich von zwei starken Armen emporgehalten, und wie aus weiter Ferne tönte eine Stimme an ihr Ohr:

„Muth! Muth! armes Weib!"

Ein Brief entglitt ihr.

Ernst hob ihn auf; er las die Aufschrift: „An Ernst von Eschen." So kannte sie ihn — und in welchem Lichte erschien er ihr jetzt?"

Mit aller Willenskraft, der sie fähig war, bezwang Leonore die Ohnmacht, aber todtmüde und erschöpft lehnte sie in dem Sessel, in welchen Ernst sie niedergelassen. Sie sah den Mann vor sich, der auf Grund lang, lang verjährter Rechte ihre wohlerworbenen vernichtet; sie sah dies ernste, tiefe



Wo die Wasser sich scheiden.

Aber todtmüde und erschöpft lehnte sie in dem Sessel. (S. S. 48.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0055-9
DFG

Auge voll Mitleid und Wehmuth auf sich gerichtet und sie vermochte nicht mehr, Haß und Bitterkeit so lebendig in sich wach zu rufen.

„Wir müssen Ihre Gäste bleiben, Herr von Eschen", sagte sie matt, „bis, will's Gott, mein Kind sich wieder erholt hat und gesund die Heimat verlassen kann, die es nicht mehr sein soll."

„Meine Gäste?" rief Ernst. „Gnädige Frau, Sie sind hart! Aber ich fühle, ich habe den bitteren Vorwurf, welcher in Ihren Worten liegt, verdient, wenigstens anscheinend, denn für die jetzige Anschauung der Sachlage ändert es nichts, daß ich nie und nimmermehr diesen unseligen Proceß begonnen haben würde."

Die Wittwe lächelte schmerzlich, aber sie antwortete nicht.

Ernst fuhr fort:

„Dies Haus gehört Ihnen; ich bin ein eingedrungener Fremder der mit dem Grauen des Morgens seinen Stab wieder weiter setzen wird. In den Sorgen dieser Nacht aber vergönnen Sie mir, daß ich Ihnen zur Seite stehen darf, damit ich aus dem Hause, über welches ich Angst und Schrecken gebracht, doch wenigstens das Bewußtsein mit mir fortnehme, hülfreich der Verlassenen beigestanden zu haben in der Stunde der Angst."

Der Verlassenen, — ja das war sie. Leonore fühlte sich namenlos verlassen, und doppelt, als dies Wort in ihr Ohr fiel, daß er, dessen feste Gestalt in dem haltlos schwankenden Auf- und Niederwogen ihrer Gefühle ihr wie ein Felsen erschienen, an den sie sich anklammern gemocht, sie mit dem Grauen des Morgens verlassen wolle. — Aber was war er ihr? was durfte er ihr sein? — Riefen sie jetzt nicht andere Pflichten, die einen festeren Halt ihr boten, als die männlich schöne Gestalt des Fremden, an den sie in den wenigen Stunden, seit sie ihn kannte, mit so wiederstrebenden Gefühlen der Bewunderung und des Hasses gedacht.

Ihr Kind, ihr krankes Kind! — diesen Gedanken allein wollte sie denken und wie eine Sünde erschien ihr jeder andere. Und das Befinden des Kindes concentrirte am Ende jeden Gedanken der Mutter in der einen verzweifelten Sorge um sein Leben in dem heißen Gebete nach Rettung.

Das Fieber wuchs stetig, schon seit Stunden hatte das Kind das Bewußtsein verlassen; es warf sich in der Glühhitze des Fiebers herum, in ängstlichen Tönen nach der Mutter und dem fremden Manne mit der Muschel rufend.

Die zitternden Hände der Frau suchten diese brennende Stirne zu kühlen, an ihrem angstvollen Herzen dem im Fieber zuckenden Kinde einen ruhigen Halt zu bereiten.

Endlich ward es still, die hin- und hergeschleuderten Glieder sanken starr herab, röchelnd und pfeifend hob der trockene Athem die Brust, eine fahle, todtenähnliche Blässe überzog das in scharfen Linien hervortretende Gesichtchen.

Das Auge der Frau, die das Kind in ihren Armen hielt, traf das Auge Ernsts, und er erschrak bis in's tiefste Herz von diesem Ausdruck namenlosen Schmerzes.

„Mein Kind stirbt", hauchte tonlos die Frau, und ihr Haupt sank wie gebrochen herab auf den Liebling in ihrem Schooße.

Sorgenvoll blickte Ernst auf die Gruppe; es war nicht sein Kind, das hier mit dem Tode, nicht sein Weib, das mit den Schmerzen des Todes rang, und doch fühlte er sein Herz bewegt von nie gekannten Gefühlen der Liebe und der Angst.

„Sie werden finden, das wir für des kranken Kindes Leiden ein anderes Wort haben, als Misére, und, daß uns die Gattin nicht theuer ist im Sonnenschein des glücklichen Lächelns allein", — dies Wort des Arztes trat Ernst in erkennender Wahrheit vor die Seele; aber zu der Sorge um das liebenswürdige Kind, um das seinem Herzen unter dem Drucke der Schmerzen und Sorgen so schnell theuer gewordene Weib, gesellte sich die Furcht, ob nicht das Mittel, das er auf eigene Gefahr dem Kinde gegeben, ein diesem zarten Organismus nicht zusagendes gewesen sein mochte? ob er nicht die Krankheit statt sie zu bannen erhöht hatte?

So in Sorgen verging die Nacht und grau dämmerte der Morgen durch das Fenster, als der Athem des Kindes ruhiger, der Puls regelmäßiger wurde, und die feuchte Haut wieder mehr ein lebendiges Ansehen erhielt.

Ernst bemerkte zuerst diese Zeichen der wiederkehrenden Genesung mit einem Entzücken, wie er nie dergleichen empfunden.

„Gerettet!" rief er im Uebermaß der Freude. „Leonore, Ihr Kind wird leben!"

Sie blickte ihn an; Schreck, Staunen und Freude malte sich auf dem schönen Gesichte der Frau. War das Kind ihr wieder geschenkt? und welche Wandlung hatte ihr Leben genommen? Aber mit dem ersten Ausruf der Freude brach die gespannte Seelenkraft zusammen und in heißem Weinen lösten sich die Schmerzen von dem bedrängten, gequälten Herzen der Frau.

Ernst wollte sie diesen heilsamen Thränen, in welchen sie zuerst Ruhe finden würde, überlassen. Das Kind lag in ruhigem Schlummer, die Krisis war vorüber.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0058-6

Ernst trat an's Fenster. — Noch hing eine dunkle, mächtige Wolke, den Morgenhimmel überschattend, losgelöst von allen anderen, im ruhigen Aether; aber die aufsteigende Sonne säumte ihre dunklen Ränder mit Gold und schon lösten sich vor der nahenden Herrin der Welt einzelne Streifen zerflatternden Nebels. Es war ein drängendes Wogen in der ungestalteten Masse; sie mußte zergehen vor dem hellen Siegesblick des ewigen Lichtes. Er sah hinab in den Garten; die uralten Bäume hüllten ihn noch in Dämmerung, aber auf ihren Wipfeln schimmerte das rosige Licht des jungen Tages.

Im Nahen des Morgens, in der Krankenstube des fremden Kindes, in dem Hause, das sein eigen und doch nicht das seine war, in der Nähe des Weibes, dessen Wesen zum erstenmale an sein Herz gesprochen, kam ihm wieder der Gedanke an die Regennacht im Urwald, an die arme Hütte des Indianers; mußte er wieder hinaus in die einsame Nacht, jetzt wo die Flammen eines Herdes ihm geleuchtet, an welchem er so gerne niedergesessen wäre? Und das schauerliche, verlassene Krankenbett des Studentenpeters trat wieder in all' dem Grauen seiner Häßlichkeit vor seine Seele — dieses liebeleere Leben, dieses unbeklagte Sterben.

Ein tiefer Seufzer löste sich aus seinem Herzen.

„Was ist mein Loos? Als vergessener Wanderer zu verkommen in dem Sand der Steppe, in der undurchforschten Wildniß des fernen Urwaldes, und der Wind wird die Spuren meiner Tritte verwehen und Gras und Moos werden d'rüber wachsen und keine Spur mehr zurücklassen von meinem Sein. Darf es so werden, darf es so sein? — — Leonore!" rief er in plötzlichem Vergessen leidenschaftlich aus, „Leonore, darf es sein, daß unsere Wege sich scheiden, wo sie kaum sich gefunden?"

Er wandte sich nach ihr um, wie selbst erschreckt von der leidenschaftlichen Frage.

Die schöne Frau war aufgestanden, sie streckte die Hände vor, wie Hülfe suchend und wie in Abwehr vor Erschreckendem, Unvermuthetem. In ihren Augen kämpften die Zweifel mit der Hoffnung, das Glück mit den trüben Bedenken.

„Leonore", wiederholte Ernst mit all' der Innigkeit, deren seine Stimme fähig war, „Leonore, nicht von Ihrem Mitleid erflehe ich die Aufnahme für den Heimatlosen; ich weiß, ich fordere viel, viel von Deiner Liebe, Weib, die ich begehre, weil Du sie zuerst in mir entzündet!"

Er rief die letzten Worte leidenschaftlich und mit leidenschaftlicher Geberde trat er auf die Frau zu.

„Nicht in dieser Stunde!“ sprach sie leise, „nicht in dieser Stunde verlangen Sie die Entscheidung!“

„Und bringt die nächste Stunde bessere Klarheit als diese?“ fragte er.

Sie antwortete nicht.

Von dem lebhafteren Gespräch aber war das Kind erwacht; es lächelte der Mutter zu und fragte nach dem fremden Manne.

„Er bleibt bei uns, nicht wahr, Mama?“ fragte es, und das müde Köpfchen sank wieder schlafend in die Kissen.

„Und die Antwort auf diese Frage, Leonore?“ fragte er in einem Tone, der das Beben seiner Seele verrieth.

Sie schlug die Augen zu ihm auf, die Augen, in welchen die Antwort auf diese Frage lag, glückverheißend und glückselig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die mächtige Wolke, die am Himmel gehangen, sie war zerronnen; strahlend stieg der Sonnenmorgen empor, auf dem Spiegel des Sees blitzte er, in dem feuchten Diamantenschmuck der Wiesen; mit warmem Goldhauch färbte er das graue Haus und sein Rosenschimmer überglänzte das ruhige, bleiche Gesichtchen des genesenden Kindes, fand den strahlendsten Widerschein in den Augen des glücklichen Paares, dessen Wege so wundersam sich gefunden durch den Streit und den Hader an dem Orte, wo die Wasser sich scheiden, dessen Liebesleben begonnen an der düsteren Pforte, die einem holden Leben dräuend sich öffnete, dessen Freuden den Sorgen entkeimten, die die Nacht geboren und der Morgen zerstreut.

Es war ein jubelvoller, glänzender Morgen. In wundersamer Pracht stieg das hehre Gestirn empor an dem unbewölkten Sommerhimmel, ihn mit zart gehauchten rosenrothen und violetten Tinten übermalend, und der erwachten Erde entstiegen frische balsamische Düfte, entrangen sich die ersten Töne freudigen Lebens.

Voll Rührung und mit Entzücken schaute Ernst in den erwachenden Morgen, der ihn so ganz anders ansah, als je ein Morgen zuvor, und das Gefühl der Frömmigkeit, der Gotterhebung, daß wir nie tiefer und inniger empfinden, als in den Weihestunden reinsten Seelenglückes, kam über ihn; ihm, dem Gelehrten, dem Vielgereisten, dem Sohne der neuen Zeit drängten sich plötzlich aus halbvergessenen Kindheitstagen die Worte des schlichten alten Liedes auf die Lippen, die Paul Flemming wohl auch in seligster Herzensfreudigkeit gedichtet haben mochte: wie unwillkürlich flüsterte er:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0060-7

„Wach' auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem treuen Menschenhüter!"

Mit verklärtem Blicke warf sich Leonore neben dem Bette des wiedergeschenkten Kindes auf die Kniee, hob sie die Hände empor und strömte sie das Jubelgebet ihrer Seele, die Gedanken des Geliebten fortdenkend, in dem zweiten Verse aus:

„Heut', als die dunkeln Schatten
Mich ganz umgeben hatten,
Hast Du, mein Gott gewehret,
Daß mich kein Leid verzehret.
Herr, segne meine Tritte!
Mein Herz sei Deine Hütte."

Und wie bei den letzten Worten ihre Augen die Augen des Geliebten fanden, hob Ernst sanft die Begeisterte empor.

„Und meine Heimat", sprach er, „meine Heimat laß mich gefunden haben an Deinem Herzen."

— — — — — — — — — — — — — —

Und wie nach der Begeisterung des Morgens der helle, nüchterne Tag kam, und Jedes der Beiden überdachte, um was es geworben und was es gewährt, da hatte der Wein der Begeisterung nicht, wie so oft geschehen, einen herben trüben Satz zurückgelassen; in Beider Seelen lebte ein helles, freudiges Bewußtsein, daß es um des Rechten willen geschehen sei; fanden sie sich auch in den Tagen, wo der Sommer ihres Lebens schon reifen wollte, ihre Liebe hatte die Frische und Freudigkeit einer Frühlingsliebe und die Weihe gereifter Seelen; was sollten sie d'rum bangen vor einer Zukunft, die auf solchen Fundamenten ruhte. Aber Sorgen brachte dennoch der Tag.

Mitten in die Freuden des neuen Lebens hinein trat die Angst um den Freund vor die Seele Leonorens.

Ilda befand sich sichtbar auf dem Wege der Besserung; rasch wie das Kindesalter der Krankheit erliegt, so rasch erholt es sich wieder.

Leonore durfte es wagen, das Kind der erfahrenen Frau des Verwalters anzuvertrauen, um nach Doctor Volkland zu sehen. Ernst begleitete sie.

Es war ein stilles Fahren den Weg entlang, welchen Wilhelm Volkland gestern so schweren Herzens gefahren.

Ernst wollte die Geliebte nicht stören in der berechtigten Sorge um den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0061-2

Freund; erst als sie an die Waldecke kamen, von welcher herab gestern Abend die Stimme gerufen, brach Leonore das Schweigen.

„Werden wir ihn wiederfinden?“ fragte sie beklommen, „und wenn wir ihn wiederfinden, dann gebe Gott, daß die Klarheit seines Geistes ihm nicht geschwunden sein möge!“

Sie kamen in Birkensee an und traten in das stille, abseits in einem alten Obstgarten gelegene Haus des Arztes. Es war so still darinnen, so feierlich lautlos, als läge schon eine Leiche dort.

Leonoren schnürte der Schmerz krampfhaft das Herz zusammen, sie mußte sich fester auf den Arm Ernsts stützen, ein plötzlicher kalter Schwindel überkam sie. Meldete sich so der erste Tag ihres Glückes mit dem Verlust des alten Freundes?

Leute kamen und gingen, behutsam auf den Zehen schleichend. Die Kunde von dem Unfalle, der den Arzt betroffen, dem Unfall, der für sie ein Unglück war, hatte sich in der Umgegend schnell verbreitet, und Wilhelm Volkland war zu Vielen ein Wohlthäter gewesen und zu Viele bauten noch ihre Hoffnung auf ihn, als daß nicht sein Verlust erschütternd hätte wirken sollen.

Er lebte noch, Leonore vernahm es aus den geflüsterten Worten; sie sah den feuchten Glanz in den Augen manches hart aussehenden Landmannes, der gekommen war, sich nach seinem Befinden zu erkundigen — und in schmerzlicher Selbstanklage warf sie sich vor, daß in den Stunden, wo Fremde um sein Leben bangten, sie, die seinem Herzen am nächsten gestanden, ihn vergessen hatte; aber ein Blick auf das Antlitz Ernsts sagte ihr, daß auch Glück und Liebe, die sie nie gekannt, Anrechte auf sie hätten.

Nicht hart war die Mahnung des Todes an Wilhelm Volkland getreten, er hatte ihn gemahnt, wie Lenau von dem sanften Todesgenius der Griechen singt:

„Leise trat sein Fuß die Psyche,
Wie der Freund dem Freund ein Zeichen
Leise giebt, vom Festgelage
Ohne Störung fortzuschleichen.“

Von dem Gruße des Engels der Vergessenheit berührt, lag Volkland auf dem Lager, als die Beiden eintraten — Leonore tief erschüttert, Ernst voll mitfühlender Wehmuth.

Er schien das Irdische schon halb abgestreift zu haben, eine ruhige Verklärung lag auf seinen edlen Zügen. Sein Leben war vor ihn hingetreten, dieses wirksame, opfervolle Leben, und er durfte sich sagen, ich habe es nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0062-8
DFG

unnütz gelebt; nicht wie seine entflammte Jugend es gefordert und gehofft, war es in stolzen Kreisen rühmend genannt, auf den Höhen der Wissenschaft verlaufen; es war anders geworden: der Landarzt eines armen Bezirkes, war er wohl übersehen von Vielen, sein Wirken und Streben gering geschätzt von Manchen, und doch durfte er sich sagen, daß in der Kette des Lebens er ein nützliches, festes Glied, daß sein Wirken ein Segen für Viele gewesen.

Sein Sterbebett war kein einsames; fehlte ihm auch die früh verlorene Gattin, die Erinnerung trug ihm ihr sanftes Bild wieder zu, wie in den schönsten Tagen seiner beglückten Jugend; fehlten ihm auch die mit ihr geraubten Kinder, es standen um sein Bett die Gedanken so Vieler, welchen er die ihrigen gerettet, welchen er ein neuer Lebenswecker gewesen.

Bei aller äußeren Stille war es kein einsames Sterbebett, denn hier endete ein werkthätiges Leben. Er fühlte es, die Liebe, die er der Allgemeinheit entgegengebracht, sie war ihm nicht unvergolten geblieben.

Zwei, drei Leute von den vielen, welche gekommen, hatte die Haushälterin in das umhangene Zimmer des Kranken eingelassen, und er hatte in den getrübten, stummen Blicken, den bebenden, harten Händen, die sich bemühten, sanft die Seinen anzufassen, gelesen und gefühlt, was diese Vielen für ihn empfanden, wie groß die Familie sei, welche er sich gegründet und die, durch Dankbarkeit und Verehrung ihm verbunden, trauernd ihn scheiden sah.

„Ich habe mein Leben ausgelebt!“ Er sagte sich das mit der göttlichen Ruhe, die nur die Seltenen der Sterblichen überkommt. Ohne Scham dachte er an das Aufflackern dieser heißeren Gefühle in den letzten Monaten. Es war ein Aufleben seiner Jugend gewesen, eine Blume, die sein Frühling ihm an den Rand des Sarges geworfen; aber er dachte daran zurück ohne jede Wallung des Wunsches, ruhig im Angesicht des Todes.

Mit dem klaren Auge des Sterbenden sah er, was Leonore und Ernst verbunden. Es war ihm nicht mehr die Kraft vieler Worte gegönnt, aber in den wenigen gebrochenen, die er sprach, in dem leisen Druck der erkaltenden Hand, die auf der ihren, in Ernst's Hand ruhenden lag, fühlte Leonore den Segen des Freundes, der ihrer Seele mehr noch als dies, der ihr Vater gewesen.

Seinem stummen Winke folgend, entfernten sich die Verbundenen; ihrem Gelöbniß war die edelste Weihe geworden, die Feier eines schönen Todes.

Und als sie am Abend dieses Tages die Botschaft erhielten von der wirklich erfolgten Auflösung Wilhelm Volklands, da war es nicht in der verzehrenden Leidenschaft verloren gegebenen Glückes, daß Leonore sie empfing; still

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0063-4

neigte sie das schöne Haupt, sie hatte den Freund nicht verloren, im edelsten Abschluß war seine Erinnerung ihr gewonnen, und ein neues Leben voll Hoffnung und Freudigkeit winkte ihr aus den Augen des theuren Mannes, der das von ihm gerettete Kind ihr in die Arme legte und sie glücklich umfangen hielt, — sie, die ihm jetzt jeden Ort zur Heimat machen sollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Jahre vergingen; Wilhelm Volklands Andenken starb nicht aus in den Thälern des Gebirgs, die alte Generation hielt es der neuen lebendig.

In dem stillen Herrenhaus an der Wasserscheide aber war es lebendiger geworden. Fröhliche Kindergestalten huschten über den Rasen und hörten mit staunenden, runden Augen das oft und immer wieder erzählte Märchen von den Lippen des schlanken, feinen Mädchens, wie Papa Schwester Ilda aus dem Wasser gezogen und ihr eine Muschel geschenkt, worin das Meer gebraust. Dann, um auch die wirkliche Thatsache bewundern zu können, sprang die wilde Schaar in einen langen Saal des Untergeschosses im Hause, zum nicht geringen Aerger des Mannes, der dort saß und, seine Krücken an den Stuhl gelehnt, beschäftigt war, Schmetterlinge und Käfer aufzuheften und Herbarienhefte zu ordnen, wie solche seiner Meinung nach kein fürstliches Museum aufzuweisen hatte.

Dem Drängen der munteren Schaar aber endlich nachgebend, humpelte der Studentenpeter zu dem kostbar gehaltenen Glasschrank mit Conchilien, und andächtig horchte jedes Kind in die ihm an's Ohr gehaltene große Muschel; ein fröhlicher, warmer Blick flog aus den Augen des anwachsenden Mädchens hinüber zu den Eltern, die Arm in Arm in den Saal getreten waren. Ilda glaubte schon lange nicht mehr an das Märchen vom brausenden Meere.

Auf den blonden Häuptern seiner Lieben, die sich um den Studentenpeter gedrängt, der die kostbare Muschel hielt, auf dem glücklichen, schönen Antlitze der Gattin ruhte das Auge Ernst von Eschen's mit Entzücken, und er segnete den Tag, an welchem er, schwankend zwischen zwei Meeren, an dem Orte geblieben, wo die Wasser sich scheiden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0064-9

Der Enderle von Ketsch.

Mit Illustration von Baur.

I.

Wer kennt nicht die obere Rheinebene, oder hat nicht zum wenigsten in Bild und Wort etwas gesehen und gehört von diesem lachenden Gottesgarten, diesem üppigen Gefilde des Segens von Basel bis Mainz und noch ein Stück weiter durch den Gau? Wie Edelsteinschnüre, dicht aneinander gereiht, ziehen sich Städte und Dörfer durch die gesegneten Fluren. In blauduftiger Ferne begleiten zu beiden Seiten Vogesen und Schwarzwald, Taunus und Odenwald den mächtigen Strom, dem reichen Gemälde als Rahmen und wirksamer Hintergrund dienend, bis wo bei Bingen das Gebirge, nah an ihn herantretend, das breit anwogende Wasser in engbestimmte Grenzen bannt.

Dort wo unsere Geschichte beginnt, fluthet es jedoch noch ungehemmt, sei es von natürlichen oder künstlichen Dämmen, durch das Land.

Ueppiger Waldwuchs bedeckt die flachen Ufer des Stromes, wenn anders man von bestimmten Ufern reden kann, denn es wäre schwer zu entscheiden, wo der Wald beginnt und das Wasser aufhört.

Zahllose bewaldete Inseln („Wörthe" nennt sie das Volk am Rhein) streut das Land über den Fluß. Zahllose Arme breitet dieser aus und durchschlingt wie mit einem Silbernetz den Wald; da und dort, wenn wir es am wenigsten vermuthen, wenn wir uns weit weg von ihm wähnen, schimmert es durch die überhängenden Weiden und rauscht im selbstgegrabenen Bette ein schmaler Theil des breiten Stromes vorüber. Die mächtige Eiche und die hier heimische Silberpappel werfen ihre Schatten darüber, von Stamm zu Stamm schlingen sich die flatternden Gewinde des Hopfens und des ächten Weinstockes, welcher einzig und allein in Deutschland nur hier in dieser Wildniß vorkommt. Blühende Büsche und beerentragendes Gerank flechten undurchdringliche Lauben

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0065-5

über die stillen Altwasser, auf welchen die Wasserrose schwimmt, umnickt von den Federbüscheln des Schilfes.

Ja er ist schön, der Uferwald! wenn auch verschieden in seiner Schönheit vom Bergwald.

Der Bergwald, das ist der ernste, feste Mann; kraftvoll setzt er seinen Fuß, wo nur immer es gehen mag, auf die Stirnen der Berge und auf die nackten Felsrippen ihrer Seiten. Ein unermüdlicher Schaffer, überwindet er das magerste, dürrste Geröll, Leben spendend und erweckend. Ein rüstiger Kämpfer, ringt er mit Wettern und Stürmen, langsam in gedrungener Kraft wächst er heran, ein Fürst und ein Herrscher. Aber der Uferwald, das ist die zaubervolle Nixe, breit hingelagert in der Fülle ihres schönen Leibes am Stromgelände. Vielfarbig wehende Kränze umschlingen ihr Haar und ihre rinnenden Silberschleier umsäumen fabelhaft breite Blätter und Blumen. Sie ist verführerisch schön, die von den Armen des Stromes umschlungene Nymphe, verführerisch schön! Denn der Uferwald, der rasch aufschießt im feuchten Boden und unter dem milden Himmel, der Baumriesen hervorbringt in Jahrzehnten, wie der Bergwald sie nur nach Jahrhunderten zählt, er hegt böse Mächte in seinem Schooße. Unter der Fülle des Laubes und der Blüthen liegen verborgene Sümpfe, trügerisch von der moosgrünen Decke der Meerlinsen überwoben, böse Fieber brüten darunter und Myriaden von gierigen, kleinen Blutsaugern durchschwirren die von dem Dufte blühender Lindenbäume und dem Gesange der Nachtigallen geschwellte Luft. Es ist wie der gefeite Wald im Märchen, der, unter dem Schutze seiner Geister, das Geheimniß seiner zauberischen Schönheit neidisch hütet. — So ist er noch heute, der Rheinwald, heute noch, obschon die wachsende Cultur ihn immer mehr zurückgedrängt und eingehegt hat.

Aber damals, damals, als man in deutschen Landen noch „post natum Christum 1530“ schrieb, da waren Wald und Strom noch frei. Der Wald wuchs wo und wie es ihm gefiel, und dem Rheine war noch kein Weg vorgezeichnet worden mit Meßschnur und Winkelmaß. Da und dort, nach Behagen, legte der Strom eine Kiesbank an, die Nist- und Brutstätte Tausender von Vögeln. Dann, was er hier freiwillig gegeben, riß er dort wieder los, und so ungefüge, daß die Baumwurzeln des losgetrennten Waldstückes gar kläglich das nackte Gefaser hinausstreckten, bis Schlamm und Hochwasser eine neue Schutzdecke darum legten.

Das war kurpfälzisch und bischöflich speierisch Geländ. Der Uferwald

dehnte sich bis hin, wo die Sanddünen, quer das Land durchschneidend, der üppigen Pracht ihre Grenzen zogen. Wie abgeschnitten hört hier der Laubwald auf und beginnt der Kiefernwald. Da fristet er auf magerem Sandboden sein kümmerliches Leben, der poesielose, nüchterne Taglöhner, der arme Mann. Da wiegen keine stolzen Bäume die Kronen im Windhauch, da schwanken keine Blumenbüschel um ihre Stämme. Kahl und nackt reiht sich Stamm an Stamm, heiß brennt die Sonne in den schattenlosen Wald und auf den leeren Boden. Denn von seiner geringen Habe zahlt er, wie sein menschliches Gegenbild, den größten Zoll. Nicht die Nadeln und nicht die Samenzapfen, die sein müder Herbst herabstreut, gönnt ihm der Mensch, und nicht die Sprossen, welche sein kurzer Frühling treibt, das Wild. Und Wild genug, das den jungen Wuchs und die weiche Rinde benagte, gab es im Walde. Von den bescheidenen Kaninchen in den Sandgruben der Dünen, bis zu dem Edelhirsch, der die breite Brust im Rheinstrom badete, vom Fuchs bis zum flinken Eichhorn, gab es Wild aller Gattung in Hülle und Fülle um das kurpfälzische Jagdschloß „Schwetzingen!"

In Schwetzingen hielt Hof Herr Ott Heinrich der Pfalzgraf bei Rhein.

Auf der Burg zu Heidelberg saß der Kurpfalz Regent, Herr Ludwig der Fünfte mit dem Beinamen der Friedfertige. Mit ihm in tiefer Eintracht hauste sein Bruder Friederich, der sich gar gern „den Weisen" nennen hörte, ein hochgelahrter Herr.

Sonst waren andere Beinamen in Kurpfalz gang und gäb gewesen, als da sind „Ludwig der Strenge" und „Friedrich der Siegreiche".

Auf der Pfälzer Burg war aber heut ein ander Leben, obschon auch Ludwig seine Siege gehabt hatte, denn er war nicht immer der „Friedfertige" gewesen. Freilich damals, als seine brüllenden Feldschlangen Burg „Landstuhl" und ihren Ritter zerbrachen, als der Löwe im Sterben lag, da bot ihm friedfertig der Kurfürst die Hand und ließ seine Friedensfahne wallen über den Trümmern der geschleiften Sickinger Burgen und den zertretenen Planen des letzten Ritters.

Und Friedrich war auch nicht immer nur „der Weise" gewesen. Oder war es weise gehandelt, als er jenesmal bei dem großen Turnier zu Brüssel des Kaisers Schwester Eleonore zu einem nächtigen Stelldichein in ihren eigenen Zimmern veranlaßte? Kaiserliche Majestät nahm dieses ritterliche Abenteuer auch gar ungnädig auf, denn die Zeit lag in vergessenem Dunkel, da Könige und Fürsten die cour d'amour hielten und päpstliche Legaten dieses Hofes

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0067-6

graduirte Ritter waren. Der kleine Gott im Flügelkleide mit der Binde vor den Augen dünkte Karl dem Fünften ein ungeschickter Diplomat zu sein. Er hatte den Marschallsstab in die Hände einer frostigen Minerva im spanischen Habit gelegt, deren Mission es war, jeden unberufenen Eindringling fortzuweisen; doch der kleine Gott hatte sich unter das Ritterschild geduckt, er hatte sich eingeschmuggelt in die Ringelbahn, und trotz Herolden und Duennen bis in die Kammer von des Kaisers Schwester. Das war gegen alle Grandezza und Sitte, mit zerzausten Flügeln floh der kleine Wilde das Hoflager des fünften Karls.

Als die Königin Portugals saß die arme Eleonore, mit rothgeweinten Augen die Brüsseler Tage beseufzend, bei den Andachtsübungen des Lissabonner Hofes, und als dann die Verwittwete dem galanten Valois, ein unliebsames Andenken an die spanische Gefangenschaft, nach Paris folgte, was hatte sie da nicht Zeit und Muse, den schönen Friedrich von Kurpfalz zu betrauern, denn Franz der Erste war zwar ein Muster der Chevalerie, nur war es nicht gerade seine Königin, welcher er seine Huldigungen weihte.

Herrn Ott Heinrich aber kam es nicht ungelegen, daß sein Ohm noch immer nach der verlorenen Kaiserbraut seufzte und darüber seine dänische Dorothea links liegen ließ, daß der friedfertige Ludwig ein trauender Wittwer war und beide Pfälzer zwar lange lateinische Verse und Betrachtungen, aber keine Schaar kraftvoller Kinder in die Welt sandten. Dem Neffen von Pfalz-Neuenburg, Herrn Ott Heinrich, war mithin der Kurhut gewiß und er konnte in seiner Anwartschaft leben nach seines Herzens Behagen.

Sein Behagen trieb ihn aber nicht dazu, lateinische und griechische Disputationen anzuhören und mitzumachen, oder sich in die kunstvoll gedrechselten Perioden der Hofkanzlei zu vertiefen. Es trieb ihn weit mehr hinaus in Wald und Feld. Er war ein großer Jäger vor dem Herrn wie weiland Nimrod, und der Forst von Schwetzingen bis an den Rhein auf und ab bot seinem Hange und Herzen Genüge.

II.

Im Saale zu Schwetzingen war das Mittagsmahl beendet; nur noch mit etlichen Genossen hielt der Pfalzgraf Nachtrunk; denn es waren ihrer Mehrere, die sich beeilten, Das tapfer nachzuholen, was sie bei Tische Essens halber versäumten. Das Versäumniß mußte wohl groß gewesen sein, denn die fünf

Cumpane hielten sich wacker zum Becher. Zu was auch hingen sonst an den sonnigen Hügeln der Kurpfalz die lachenden Rebfelder, wenn man Gottes Gabe schnöde verschmähen sollte?

Da aber Niemand zwei Herren dienen kann oder sollte, so konnten sie auch dem Gespräch nicht obliegen und überließen es daher ganz ungeschmälert dem Pfalzgrafen und dem Manne im spanischen Habit, der mit ihm im Fenster stand.

Wäre Ott Heinrich auch nicht ein Pfalzgraf bei Rhein gewesen, so hätte ihn doch männiglich einen „sauberen Gesellen" genannt Er war stramm und fest von Wuchs mit hellen Augen und Haaren.

Er trug ein grünes, genestetes Wamms mit übergeschlagenem Kragen, lose und behaglich nach altdeutschem Schnitte. Die faltige Hose stack in den bis übers Knie gezogenen Reiterstiefeln, ein breites Jagdmesser trug er am einfachen Lederriemen und bildete so einen merkwürdigen Gegensatz zu seinem Gesellschafter. War Alles an dem Pfalzgrafen schlicht und bequem, wie es sich für einen Waidmann schickte, so bot der Andere in seiner steifen spanischen Hoftracht das Bild der zugeknöpftesten Unnatur. Es war ein langer, hagerer Mann mit einem so martialisch gedrehten und gewichsten Schnurrbart, daß man die kleinen Kinder hätte damit zu Bette jagen können. Zugeknöpft bis an den Hals, ließ der schwarze Sammet des Collets nur die weiße, großgefaltete Krause hervordringen, auf welcher der Kopf des Mannes, wie jener des Täufers, auf einer Schüssel zu liegen schien. Die gesteppten Kleider und die Watte hatten ihr Möglichstes gethan, um Brust und Unterleib die würdevolle Form eines Fasses zu geben, welches auf zwei mit seidenen Strümpfen überzogenen Pfählen aufgepflanzt war. Erst wieder an den Schuhen machte die Breite sich geltend in der Windmühlenform der feuerrothen Schleifen. Den langen Stoßdegen trug der Mann auf eine dem Nebenmenschen sehr gefährliche Weise, denn von dem gewaltigen Wulst um die Hüften stand der Degen so weit ab, daß seine vordringliche Spitze jedes Mannes Beine und jeder Dame seidene Röcke und Schlender bedrohte.

„Haben Eure Gnaden schon gehört, daß die Docentin der griechischen und lateinischen Sprache, die celebra Olympia fulvia Morata in Heidelberg angekommen ist?" fragte der Schwarze in Wort und Betonung, welche bewies, daß dieses Hidalgo Wiege weder am Manzanares noch am Tajo gestanden, sondern weit eher am nachbarlichen Neckar.

„'S ist mir auch weiter kein wichtig Ding", antwortete der Pfalzgraf. „Ich mein', ein Mund wird d'rum nicht kußlicher, daß er Latein spricht."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0069-1

„Die Italienerin soll ein gar besonders schönes Weib sein und die Freundin der Vittoria Colonna", fuhr der Andere fort; „der Pfalzgraf Friedrich ist ihr mit einer Schaar Edler zu Pferd entgegen geritten und hat sie in einer lateinischen Red' bewillkommnet, worauf die Olympia Sr. Gnaden geziemender Maßen in einer griechischen Rede gedankt und Heidelberg mit dem wiederauferstandenen Athen verglichen hat."

„Nun, und was haben denn die Edeln dazu sich auf gut Deutsch gedacht, Junker von Handschuhsheim?" fragte der Pfalzgraf.

„Wohl mancherlei", antwortete der Andere, „aber laut werden ließ es Keiner aus schuldigem Respect. Nur der Landschaden rief: So sei's ihm bitter leid, daß die Italienerin nicht zu Wasser herabgekommen sei durch seinen Zoll, er hab' ihr wollen einen ganz andern Willkomm machen, denn mit lateinischen Brocken —"

„Der Landschaden ist ein wüster Gesell", entgegnete der Pfalzgraf, „kurfürstliche Durchlaucht wird wohl gewußt haben, warum Sie der Welschen den Wasserweg widerrieth."

„Da Ew. Gnaden vom wasserfahrenden Frauenzimmer reden", sprach der Handschuhsheimer, „so wollt' ich doch fragen, ob Sie derselben Dirn nicht mehr inne geworden sei, der das Wasserfahren schier übel bekommen ist?"

Der Pfalzgraf drehte sich um und trommelte mit den Fingern an den runden Fensterscheiben, welche gar gefährlich und bedenklich in ihrer Bleiumrahmung dazu klirrten.

„Nein", sprach er kurz.

Der Junker von Handschuhsheim lachte wie ein Satyr.

„Ew. Gnaden wissen die Occasionen noch nicht genug zu benützen", sprach er. „Mitten im eistreibenden Rhein zerschlägt sich der Bauernnachen an einer Scholle und Ew. Gnaden heben selber das sinkende, todtblasse Mägdlein ins Schiff. Das ward von dem Flußgott Nereidus dem Held Achilleus, wie weiland die Magd Briseïs, zugeworfen. Das Griechenkind kann schier nicht schöner gewesen sein in dem Lager von Troja, und ich freu' mich der Blume, so meinem Herrn auf den Weg fällt. Aber was geschieht? Ew. Gnaden geben ihrer Victoria Valet und lassen wie ein Heiliger das Dirnlein ziehen, damit Sie wie ein Schäfer ihr nachgirren können."

Der Pfalzgraf hatte während der Rede, auf deren elegante Form der Handschuhsheimer sich nicht wenig zu gut that, unaufhörlich die klirrenden Scheiben bearbeitet; eine tiefe Röthe hatte mit einemmale sein jugendliches Gesicht bis unter die Stirnhaare übergossen, er bemühte sich vergeblich eine

gleichgültige Haltung anzunehmen, denn der Andere schien offenbar eine wunde Stelle getroffen zu haben.

„Ihr könntet Eure Zunge im Zaum halten", sprach er ärgerlich, „das Mädchen sah ehrbar aus und nicht wie eine leichte Beute."

Der Junker lachte grell auf und faßte mit beiden Händen seinen Schnurrbart, als wollt' er sich daran in die Höhe ziehen.

„Ew. Gnaden sind noch gar jugendlichen Alters", sprach er; „wenn Sie noch ein paarmal die Blätter haben fallen sehen, dann werden Sie es wissen, das die bestqualificirten Weiberherzen sich in eines Cavaliers Halskrause oder spanische Schuhschleife verfangen."

„Mir wär's unlieb, wenn ich so gering von den Weibern denken müßt, wie Ihr!" sprach der Pfalzgraf.

„Haben Ew. Gnaden schon andere Erfahrungen gemacht?" fragte der Junker höhnisch.

„Ich hab' eine gar fromme Mutter gehabt", antwortete Ott Heinrich, indem ein Strahl der Rührung über sein frisches Antlitz lief, und der Ton, in welchem er diese einfachen, sieghaften Worte sprach, war so warm und innig, daß der Junker weder einen leichtfertigen Spott, noch ein mythologisches Gleichniß darauf finden konnte.

Aber Ott Heinrich war noch eine von jenen spröden Jünglingsnaturen, welche sich noch nicht so vollständig aus den Flegeljahren herausgeschält haben, daß sie nicht meinen, sie hätten sich einer weicheren Stimmung zu schämen und müßten durch rauheres Wesen die vermeintliche Unmännlichkeit vergessen machen, dem Knaben gleich, welcher für sein Schwesterchen oder seine Gespielin mühsam am erkletterten Felsen Beeren und Blumen bricht, sie aber dann der Wartenden wie trotzig vor die Füße wirft.

Dieses unbehagliche Gefühl überkam den Prinzen wie Reue, daß er dem Junker und seiner Spottsucht eine der hellen, weichen Seiten seines Wesens gezeigt. Er ward ärgerlich und verstimmt.

„Was ist das für ein Gelärme?" fuhr er auf, indem er hastigen Schrittes gegen die Thüre trat, von welcher her lautes und heftiges Sprechen ertönte.

Die Herren vom Zechtisch waren ebenfalls aufgestanden, denn der Lärm drang sehr wenig hofmäßig in den Saal; sie wollten nicht d'rum kommen um das Schauspiel balgender Knechte, welches sich möglicherweise vor ihnen entfalten könnte. Da trat, aufgeregt, mit erhitztem Gesichte, der Kellermeister ein.

„Was ist's? Was soll's?" herrschte der Pfalzgraf dem Eintretenden entgegen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0071-8

„Die Ketscher Bauern, Ew. Gnaden, sind abermalen da und mit ihnen ihr Bürgermeister, der Enderle", antwortete der Mann.

„Jag' sie zum Teufel!" rief ärgerlich der Prinz.

„Ich hab' dem Volk schon Vorstellungen genug gemacht", sprach achselzuckend der Kellermeister, „sie wollen aber keine Acht d'rauf haben, und der wilde Enderle schwört Stein und Bein, daß er kein Haar breit weichen wolle, bis er Ew. Gnaden gesehen habe."

„Nun, was will er denn?" fragte Ott Heinrich.

Aber ehe der Kellermeister noch antworten konnte, rief Einer der Zecher mit rauh und heiser klingender Stimme dazwischen:

„Laß sich Ew. Gnaden das Bauerngeschwätz nicht bekümmern, die von Ketsch sind ein sonderlich frech Gesind, das in allweg ein groß Maul hat von wegen dem Wildbann und Wildschaden. Ging's nach des Bauern Sinn, so müßt' der Adel die Jägerei aufgeben und könnt' Kühe und Gänse treiben. Ew. Gnaden woll' Denen einen kurzen Bescheid geben, auf daß sie das Wiederkommen vergessen und ein adelig Revier nimmer molestiren."

Der so sprach, das war ein untersetzter, roh und gemein aussehender Gesell mit einem struppigen rothen Bart und Haupthaar. Gekleidet war er noch in die verschollene Pracht vergangener Jahrzehnte. Unförmliche Pluderhosen umhingen seine Beine, ein geschlitztes und gepufftes Wamms sah aus dem offenen Lederkoller hervor, ein sammetnes Barett mit feuerrother Feder saß weit zurückgeschoben auf dem ungekämmten Haar. Aber all die lustigen Farben, das Grün, Gelb und Roth der Puffen und Besätze war gleich verschossen und vertragen, und es gehörte selbst kein besonders kritisches Auge dazu, um nicht etliche dunklere Flicken in den zimmetfarbenen Pluderhosen zu entdecken. Das war ein Edler von Hirschhorn, ein ungerathenes Reis am alten stolzen Stamm. Er hätte, wenngleich ein jüngerer Sohn, doch stattlich leben können auf seinem Erbe. Das aber war nicht nach Hans Adams Geschmack. In wüsten Kriegslagern trieb er sich herum, bald in Welschland, bald in Deutschland, sein Erbe rollte ihm aus dem Würfelbecher und versank im Weinfaß. Seine Ehre war zerschlissen und durchlöchert wie die mannichfachen Fahnen, hinter welchen er hergezogen, ein adeliger Lanzknecht. Die Werbetrommel rief ihn nur zu wüsten, wilden Gelagen und Freibeutereien bald dahin, bald dorthin. Er kannte kein Vaterland mehr und kein Gesetz, bis seinem Heldenleben eine Kugel, welche seinen linken Arm zerschmetterte, ein Ende setzte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0072-4



Der Enderle von Ketsch.

„Der Hochwürdigste Herr Bischof" u. s. w. (S. S. 68.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0073-9
DFG

Da trieb's ihn wieder heim, und wie er ehemals in den Gezelten und offenen Straßen lungerte und wegelagerte, so lungerte er jetzt herum an den kleineren Höfen und auf den Edelsitzen der Fürsten und Herren.

Wer es nicht gar genau nahm, den konnte der Hans Adam von Hirschhorn wohl gut unterhalten beim Weine von allerlei Schwänken und Kriegsfahrten, aber scharf nehmen durfte man es eben nicht, weder mit der Wahrheit, noch mit der Sittigkeit.

„Ew. Gnaden mag ein Exempel statuiren", fuhr er fort, „und den Bauern mit der Hundspeitsche wieder hinter den Karren treiben."

Da kam abermals ein Diener mit der Meldung, die Bauern wollten keine Ruh mehr geben, sie wollten den Pfalzgrafen sprechen.

Aergerlich trat Ott Heinrich hinaus in die Flur; er wollte seinen Genossen und den Bauern zugleich den Mann und den Herrn zeigen. Dann war es noch ein weiterer Sporn seines Aergers, daß die Bauern sich beikommen ließen, in seine Wild- und Waldgerechtigkeit einzureden, denn die Lust am edlen Waidwerk war Herrn Ott Heinrichs größte Leidenschaft bislang gewesen.

III.

Draußen im Schloßhof standen die Mannen, die gekommen waren, schwere Klagen zu führen gegen den Wildschaden, welcher ihre Aecker, die sie mühsam im Schweiße ihres Angesichts bebauten, verdarb. Zum fünften Male waren sie heute da, entschlossen, sich nicht wieder abweisen zu lassen, wie die vier vorhergehenden Male.

Es waren lauter kräftige, sonnverbrannte und arbeitgewohnte Gestalten, mit derben Fäusten und breiten Stirnen. Jeder der Mannen trug seine Axt in der Hand, wie es sich schickte für den Waldbauer; in jedem Gurt stak ein breites, handliches Messer, denn die Zeit lag noch fern, da das Tragen der Waffen dem Bürger und Bauern untersagt ward.

Einer aber ragte hervor unter den Männern, wie ein Eichstamm aus anderem Gehölz: das war ein Mann von mittlerem Wuchse und in der Vollkraft der Mannheit. Unter keinem adeligen Küraß dehnte sich eine breitere und hochgewölbtere Brust, aus keinem federumwallten Helme blickten ein paar stolzere, muthigere Augen hervor, als unter der flachen Mütze des Bauern. Es war eine prächtige Gestalt, der Bürgermeister Enderle von Ketsch. Einen

schönen Kopf trug er aufrecht und frei auf dem starken Nacken. Er war ein Bild der selbstbewußten, fast übermüthigen Kraft, wie er so dastand in Hemdärmeln (denn der Tag war drückend heiß), die Axt über die rechte Schulter geworfen und daran das Wamms gehängt, den linken Arm in die Seite gestemmt, fest und trotzig den rechten Fuß auf der Schwelle der fürstlichen Treppe.

Glühend heiß sandte die Sonne ihre Strahlen in den gepflasterten Schloßhof. Die Männer hatten einen guten Marsch gemacht in der Mittagsgluth und standen jetzt schon stundenlang im Hofe, den gaffenden Knechten und Jägern preisgegeben.

Sie wischten sich mit der umgewendeten Handfläche den Schweiß von den gefurchten Stirnen, sie horchten nach dem Bechergeklirr im Saal und blickten sehnsüchtig in das kühle Steingewölbe der Vorhalle, in welches einzutreten der Haus- und Kellermeister ihnen untersagt hatte.

„Enderle, zieh Dein Wamms an, wir könnten allbott beschieden werden", mahnte Einer der Bauern den Bürgermeister.

„Ich mein', ich hab' noch Zeit, bis es dem jungen Herrn gefällt, uns vorzulassen; einstweilen will ich aber nicht aus Respect noch ganz verschmelzen", antwortete der Enderle.

Er legte eine besondere Betonung auf das Wort „jung", damit beweisend, daß seine Ansichten vom Patriciat noch in urältesten, primitivsten Anschauungen wurzelten, nach welchen der Junge dem Alten immer ein gewisses Vorrecht zugestehen mußte.

„Das Warten wird mir jetzt schier zu lang; ich mein', wir gehen wieder heim", sprach einer der jüngern Männer.

Der Enderle blickte den Sprechenden scharf an.

„Ich denk', wir versäumen mehr, wenn wir gehen, als wenn wir bleiben", antwortete er kurz.

„Herr Gott, Enderle, sie kommen, zieht Euer Wamms an!" mahnte in erschreckter Ehrfurcht der junge Bauer, indem er selbst zur Vervollständigung seines hofmäßigen Auftretens das kurzgeschnittene Haar glatt in die Stirne strich.

Der Enderle nahm gemach die Axt von der Schulter, die Bauern drängten sich zusammen, denn oben ward die Saalthür aufgerissen und klirrende Sporen tönten auf dem Estrich. Ehe aber der sich nicht übereilende Bürgermeister

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0076-6

den Aufforderungen seiner Gefährten nachgekommen war, trat schon Herr Ott Heinrich aus einem Gange heraus gegen die Treppe, hinter ihm drängten sich seine Gefährten.

Der Enderle stand straff und fest neben den ungeschickt sich verbeugenden Bauern, sein Auge hielt den Blick des jungen Herrn aus, welcher, nicht allzuwohl gelaunt, den Mann in Hemdärmeln traf.

„Ihr seid der Enderle von Ketsch?“ fragte er leichthin.

„Ich bin meines hochwürdigsten Herrn Bischofs von Speyer Bürgermeister in Ketsch“, antwortete er

Der Handschuhsheimer blickte von seiner Halskrause herab höhnisch auf den Sprecher.

„Das ist eine gar fürnehme Person, Ew. Gnaden“, sprach er. „Sollt' man eine solche Ambassade nicht mit mehr Courtoisie empfangen und die Junker von Mistgabeln und Heurechen in den großen Saal führen?“

Ein wieherndes Gelächter belohnte diesen feinen Witz, über des Enderle Stirn zuckte es blutroth, aber er hielt an sich.

„Wir Mannen von Ketsch sind glücklich, daß wir Ew. Gnaden unsere unterthänigsten Vorstellungen von Mund zu Ohr machen können“, sprach der Enderle, an den Pfalzgrafen sich wendend, „und so verhoffen wir, daß unser Anliegen eine gute Statt finden soll.“

„Nun, und was wollt Ihr?“ fragte der Prinz.

„Wir sind eine arme Gemeinde“, begann der Bürgermeister aufs Neue. „Wir haben mit Müh und Noth das Waldland umgebrochen und gerodet, daß es uns, unsern Weibern und Kindern Brod gebe und Nahrung. Es ist kein groß Brod, das in unsern Backöfen gebacken wird, und reicht just aus zur Noth. Aber es will nimmer langen, seit der Wildstand uns so gar großen Schaden thut und unsern Kindern das Ihre nimmt. So wollen wir denn Ew. Gnaden gebeten haben, daß Sie sich unsrer erbarmen und Ihren Wildstand verringern wolle, ingleichen Dero Förstern und Hütern bedeuten wolle, daß sie unserer Marken und Felder mehr Schonung tragen.“

„Ihr waret deßwegen schon zu Heidelberg?“ forschte Ott Heinrich mit krauser Stirne.

„Ja, aber eine kurfürstliche Hofkammer hat uns bedeutet, daß sie sich nicht in Ew. Gnaden Separat-Rechte und Gut zu mischen habe, daß wir sollten bei Ew. Gnaden submissest den Gnadenweg einschlagen, da kein Rechtsweg zu finden.“

„Und Euch auch von Rechtswegen nicht zusteht, uns Vorschriften machen zu wollen, wie Ihr in Heidelberg gethan", warf Herr Ott Heinrich dazwischen.

„Halten Ew. Gnaden nur Dero Gerechtsame aufrecht", rief der Junker von Hirschhorn, „sonst möcht es dem Bauern gefallen, daß er vorschreibe, wie viel Stück Wild in einem fürstlichen Wald laufen und hegen darf."

„Der hochwürdigste Herr Bischof, an welchen wir uns in unserer tiefen Bekümmerniß gewendet, hat uns von dem Bruchsaler Amtmann ein Schreiben an Ew. Gnaden ausfertigen lassen, darinnen unsere Noth klärlich beschrieben", nahm der Enderle wieder das Wort, indem er dem Pfalzgrafen einen zierlich gefalteten Brief überreichte, von welchem ein fast handgroßes Siegel mit den Thürmen von Speyer und dem Krummstab herabhing.

„Wir haben mit dem Bischof von Speyer Nichts zu verhandeln durch den Mund seiner Bauern, noch Schreiben zu empfangen, die uns durch solche Hände zukommen", sprach der Pfalzgraf, hochmüthig sich abwendend; „Mukenhäuser, lasset Euch den Wisch geben!"

Der Geheimschreiber nahm den Brief und steckte ihn bedächtig in die Ledertasche, welche ihm vom Gurt hing.

„Wenn des Bischofs Hochwürdigkeit Etwas für ihre Unterthanen thun will, so soll sie den Bauern einen Hag um ihre Aecker bauen und die Felder segnen, daß kein Wild mehr d'rauf tritt. Es soll seiner Hochwürden auch nicht viel mehr kosten als Meß und Gebet, denn der Glaube thut Wunder!" spottete der Handschuhsheimer.

„Euer Landesherr soll Euch den Schaden ersetzen, uns geht's nichts an!" rief Ott Heinrich, indem er sporenklirrend in die Flur hineinschritt, denn das glühende, weiße Licht, welches der gepflasterte Hofraum und die weißgetünchten Mauern des Schlosses zurückwarfen, traf unangenehm Augen und Stirn des Prinzen, drinnen aber im Saal mit den tiefen Fensternischen, welche das schimmernde Reblaub umspann, war es hübsch schattig und kühl.

„Herr Pfalzgraf! Herr Pfalzgraf! Ihr müßt uns hören!" rief der Enderle dem Fürsten nach, hinter welchem die schwere Eichthür klappend ins Schloß fiel.

Der Geheimschreiber legte dem Manne die Hand auf die Schulter.

„Gebt Euch zufrieden, es wird nicht gar Alles umsonst sein", sprach er.

„Bäuerlein, Bäuerlein, mach, daß Du heimkommst!" rief der Handschuhsheimer, „Deine Gesandtschaft könnt' ansonst mit einem schwereren Kettlein bedacht werden, als man den Ambassadoren gemeiniglich schenket!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0078-8

„He, Bauer!“ rief der von Hirschhorn, „hat Dir der Truchseß die Rebeller- und Herrnlust noch nicht genugsam ausgeklopft?!“

„Nein!“ rief der Bürgermeister der höhnenden Schaar zu, mit einer so gewaltigen, dröhnenden Stimme, daß seine Genossen sich scheu zusammen drückten und die Herren auf der Treppe ganz verwundert auffuhren. „Nein! all die Ströme Bauernblutes, die geflossen sind im Blachfeld und auf dem Richtplatz, sie können des Bauern Recht nicht wegschwemmen, noch die Flecken von den adeligen Schildern wischen und die gebrochenen Eide wieder kitten!“

„Höll und Teufel!“ brüllte der Hirschhorner und sprang die Stufen herab gegen den Bürgermeister; „Mukenhäuser! in's Dreiteufels Namen lasset mich los!“ schrie er, kirschroth vor Zorn, indem er die Hand des Geheimschreibers von seinem Puffenärmel zu schütteln suchte.

„Ihr guten Leute gehet heim, eh' es schlimmer wird!“ rief der Mukenhäuser den Bauern zu, welche schon ehe diese Aufforderung an sie geschehen war, eiligst den Rückzug angetreten hatten und verwundert aus sicherer Ferne nach ihrem Bürgermeister starrten, welcher kalten, festen Blickes den tobenden Junker maß.

Der Handschuhsheimer konnte seine Spottsucht nicht mäßigen.

„Junker Hans Adam!“ rief er, „Ihr habt Euer Barett verloren, oder habt Ihr's nur weggeworfen, auf daß Eure Victoria Euch um so besser mit dem Lorbeer beikommen kann, den Ihr jetzt zu verdienen gehet?“

Ein giftiger Blick traf den Pseudo-Spanier und eine Fluth von Schimpfworten den Bauern.

„Hochgelahrter Herr! haben wir Nichts zu hoffen?“ wandte sich der Bürgermeister jetzt an den Geheimschreiber.

Der zuckte verlegen die Achseln.

„Herr Mukenhäuser, saget ihm doch, daß er die Peitsche zu hoffen hat, sofern er noch länger bleibt“, rief der Handschuhsheimer.

„Dann schaff' ich mir selber mein Recht und hoff nur auf meinen Gott und auf mich“, sprach dumpf grollend der Bauer, warf die Axt wieder über die Schulter und verließ den Hof.

„Was! Lasset Ihr den so ziehen?“ kreischte der Hirschhorner.

„Ich meine, Ihr solltet's auch thun!“ rief der Mukenhäuser, „wasmaßen unsere und Sr. bischöflichen Gnaden gegenseitige Concordia ohnedies auf so schwachen Füßen steht, als daß wir sie nicht geziemender Maßen respectiren sollten.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0079-6

IV.

„Wir wollen uns selber unser Recht schaffen!“ hatte der Enderle gesagt, als er mit seinen Gefährten unverrichteter Dinge wieder heimgezogen war. „Wir schaffen uns selbst Recht!“

Die Männer waren gedrückt und muthlos von der fürstlichen Treppe zurückgetreten, ihres Bürgersmeisters Reden dünkten ihnen jetzt selbst gar vermessen und gewagt. Was hatte er den adeligen Herren die den Bauern gebrochenen Schwüre vorzuwerfen, von welchen das Elsaß, Franken- und Schwabenland widerhallte?

Zwar waren die Burgen aufgeflammt und die Bauernfäuste hatten auf den Rathstisch der freien Städte geklopft, daß die erschrockenen Geschlechter von den Stühlen flogen, noch kein Jahrzehnt war seitdem vergangen, doch war es stille geworden davon; der Bauer hatte es wieder gelernt, sich unter das Joch zu beugen und schwere Buße bedrohte Den, welcher die Erinnerung wieder wach rief an die „hellen Haufen“.

So wollte es die Männer in ihrem gebrochenen Muth fast bedünken, als ob sie Unrechtes zu fordern gekommen wären. Aber als sie in ihr Gemark traten, als sie durch die Ackerzeilen schritten und das verwüstete Feld zu beiden Seiten sahen, Hanf- und Kohläcker wie vom Hagelwetter zerschlagen und zerrissen, die Brodfrucht zerwühlt und zertreten von den wilden Sauen, da schwoll ihnen wieder das Herz von Bitterkeit und Haß.

Mit dem Hasse aber wuchs der gesunkene Muth und der Enderle fand willig Gehör, als er seinen Plan den Männern mittheilte, als er sie aufforderte, ihr Haus- und Eigenthumsrecht zu gebrauchen, sich zu rächen an den höhnischen Schranzen und ihrem Uebermuth den Trotz des Bauern entgegen zu setzen.

Nicht wilde Empörung wollten sie versuchen, nur ihr Hausrecht wahren vor dem fremden Schädiger ihres Gutes.

Seines Bischofs Schutz war der Enderle gewiß, denn die leichtfertigen Reden, welche des protestantischen Pfalzgrafen Umgebung geführt, waren dem Bischofe hinterbracht worden und diese waren eben auch nicht dazu angethan, den geistlichen Herrn freundschaftlicher gegen seinen Grenznachbar zu stimmen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Abend war lau und mild, als das Wild heraustrat zur gewohnten Aesung auf die Ketscher Felder und Gemark. Still schwammen im dunklen

Blau die vom Mond hellbeglänzten Wolken am östlichen Himmel, während im Westen noch der letzte orangefarbene Streif der gesunkenen Sonne allmälig verglomm.

Alles war still, nur da und dort zirpte eine Grille oder rauschte ein heimkehrender Vogel durch das Laub. Die Fledermaus schwirrte um die Büsche und flatterte ängstlich zurück, wie sie hinter jeden Busch einen Mann stehen, und den letzten Schimmer des bleichen Tageslichtes auf rostige Luntenflinten und Partisanen fallen sah. Flatt're vorbei, graue Schwärmerin, dir gilt es nicht!

Da knackte es in den Büschen, erst ferne und schwach, dann nah' und immer näher, hier und dort. Es brachen vor aus dem Walde mit leichtem zierlichen Sprung und mit wüstem Gegrunze Eber und Reh.

Da stand der Rehbock am Waldrand und hob schnuppernd die Nase nach dem süßen Dufte des Klees, da sprang auch die Rehgais vor und um sie die zierlichen Jungen; erst ein paar Sprünge, dann steht sie still, ob keine Mäher mehr im Heu sind, — 's ist Alles still. Die Fledermaus schwirrt vorüber, sie hat mehr gesehen, aber Hanf und Klee laden so betäubend, verführerisch duftend. Da und dort kommen sie hervor, wie sind ihrer so Viele!

Aber jetzt dringt es krachend und prasselnd durch die Büsche, schnaubend kommt es näher, abgestreifte Zweige in dem stattlichen Geweih hängend, tritt der Edelhirsch hervor.

Das ist der Achtzehnender mit der zottigen Brust, den der Pfalzgraf hegt für einen fürstlichen Schuß. „Laß ihn heraustreten in die Lichtung!" — „So!"

Der Hirsch tritt heraus, da flammt ein greller Lichtstrahl auf, er stutzt, er will sich wenden. — — Da bricht es los! — Geheul und Geschrei von allen Seiten, als wären die Büsche lebendig und jeder Stamm ein bewaffneter Mann, jedes Blatt ein schreiender barfüßiger Bube geworden.

Wohin? — dahin? dorthin? — überall diese schreienden Unholde mit Klappern und Stecken, der Hirsch setzt über sie hinweg, hindurch. — Aber dort knieet Einer, die Hemdärmel bis an die Schulter aufgekrempelt, fest wie die Sehne der Armbrust sind die Muskeln des Armes gespannt und gestrafft, fest blickt das trotzige Auge dem edlen Thier entgegen. Schreiend stäuben die Buben auseinander, da klingt die Sehne, und von ihr pfeifend durch die Luft geschnellt, schwirrt der Bolz. Im Sprunge trifft er den Hirsch, der bricht zusammen mit einem tiefen Wehlaut — das war der Fürstenschuß!

Jetzt kommen die Buben wieder herbei, sie wollen heut auch Jäger sein,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0081-3

nicht blos Treiber; wie eine tolle Meute fallen sie den wunden Hirsch an mit ihren Messern, der schlägt um sich mit der letzten Kraft — umsonst — sie halten ihn gepackt, die kleinen Schlächter, und unter ihren Messern, unter den auf seinem stolzen Leibe herumtrappelnden Barfüßen verendet der Fürst der Wälder.

Das war der Bolz von des Enderles Armbrust. Aber die Jagd geht weiter. — — Da und dort kracht ein Schuß, da rennt ein stattlicher Bock wie toll und blind in die Partisane eines der Bauernschützen, des Enderles Armbrust sendet Bolz um Bolz, immer treffende, tödtliche Geschosse. Dort halten ihrer Drei die Saufeder vorgestreckt: „Hui Sau!" Die Bache rennt an, schreiend und jauchzend springen die Buben herum, unter ihnen wie wahnsinnig die quikenden Frischlinge. Da kommt der Eber in wilder Hast, vier, fünf, sechs der Buben rennt er um; Eber, Buben und Frischlinge purzeln am Boden, da springt der Keiler wieder auf und fort, fort dem Walde zu. Einem der Buben hat sein Hauer die Hosen zerschlitzt, der steht jetzt heulend da und schreit: „Es war der böse Feind".

Verjagt und gehetzt rast das Wild vorüber; die Rehe berühren kaum mehr den Boden, die Hasen galoppiren in ihrer Verzweiflung den verdutzt dastehenden Buben zwischen die Beine, die Dorfköter bellen und keifen, die alten Luntenbüchsen krachen und die Stimmen der Bauern überbieten sich in wildem Gejauchze und Gejohl.

Jetzt ist der Platz leer von lebendem Wild, aber todte Leiber genug decken den Plan — das war die Bauernjagd und die Säuberung der Ketscher Felder.

Der Enderle kam heran an den Platz, wo der gefallene Hirsch lag; lange stand er vor dem Thiere und betrachtete den stattlichen Bau seiner mächtigen Gliedmaßen, dann zog er den Bolz aus der Wunde, und ihn in der Hand haltend, sprach er leise vor sich hin:

„So fällt ein klein Ding den großen Hirsch."

Die Bauern hatten Kienfackeln angezündet und schleppten bei ihrem Leuchten die Siegesbeute zusammen.

„Mir gebt weiter nichts, als den Kopf des Hirsches, den will ich über meinem Scheunenthor festnageln!" rief der Enderle.

„Was meint Ihr, Enderle, wer wird die Suppe ausessen, die Ihr eingebrockt?" fragte besorgt einer der Bauern.

„Ei was, wir stehen Einer für Alle!" riefen die Andern, von Wein und Jagdlust erhitzt.

Auf Bahren trugen Sie das Wild heim; die Stimmen der Buben ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0082-9

klangen in der Ferne, die Kienfackeln wurden klein, wie Leuchtwürmchen, dann verschwanden sie ganz.

Die Stille und das Dunkel lagen wieder über den Ketscher Aeckern, aber das Wild wagte sich nicht so bald wieder heraus, denn die Blutlachen hatten den Duft des blühenden Klees mit Modergeruch besiegt. Die Grillen zirpten nicht mehr, denn auch sie hatten verathmet unter den schweren Nägelschuhen, und nur die Fledermaus schwirrte und die Eule rief von dem hohlen Weidenstamme her; alle anderen Vögel hatten sich tief ins Nest geduckt und den Kopf unter die bergenden Flügel gesteckt. Die Frösche in den Altwassern aber hatte die Jagd nicht berührt, die riefen ihr Quak, Quak durch die Nacht, und die Millionen von Schnaken machten sich auf und ließen sich nieder auf den frischen Blutlachen. Das war die Nach- und Nachtfeier der Jagd.

V.

In das Schloß zu Schwetzingen brachte der Tag die Kunde von dem Geschehenen: wie die Bauern des Pfalzgrafen Wild gejagt und der freche, boshafte Enderle von Ketsch das Geweih des Achtzehnenders über sein Scheunenthor genagelt.

Der Pfalzgraf war wüthend, der Schimpf, der ihm angethan worden, mußte gerügt werden, aber wie?

„Hat der Bauer Ew. Gnaden Wild gejagt, so ists nicht mehr denn billig, daß wir des Bauern Wild jagen", hatte der Junker von Hirschhorn gesagt.

Der von Handschuhsheim hatte an seiner Krause gezupft und gesagt: wie er gehört habe, daß der Enderle eine sonderlich schöne Dirn zur Tochter habe, das sei so ein Wild für pfalzgräfliche Gnaden.

Und der Pfalzgraf hatte es geschworen, daß er dem Enderle die Jagdgelüste mit der Hundspeitsche austreiben wolle, an seiner eigenen Hausthür.

Das Jagd- und Hofgesinde aber hielt den Scheiterhaufen für noch eine zu geringe Buße solchen Frevels.

„Wenn wir Ew. Gnaden Permission haben, so wollen wir das Pfaffengesind schon jagen", sprach der Hirschhorner.

„An uns solls nicht liegen, wenn wir mit leeren Händen wiederkommen", sagte der Handschuhsheimer.

Der Mukenhäuser rieth ab, was er konnte: man solle sich um dieser Be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0083-5

leidigung willen an den Kurfürsten und an den Bischof von Speyer wenden, meinte er.

„Ei was, Federfuchserei!“ fuhr der Pfalzgraf auf. „Da thuts ein Reiterdienst; was daraus erfolgt, nehmen wir auf uns.“

„Ew. Gnaden werden doch keinen Landfriedensbruch wollen?“ fragte besorgt der Mukenhäuser.

„Pah! wenn ich einem frechen Bauern das Wamms ausklopfen laß, wird drum das römische Reich nicht aus den Fugen kommen!“ rief der Prinz.

Und hätte selbst der Pfalzgraf Bedenken gehabt, seine Genossen wußten es zu zerstreuen.

„Junker von Handschuhsheim, des Enderle Dirn führt Ihr mir hieher, das ist für des Achtzehnenders Geweih über dem Scheunenthor“, sprach der Pfalzgraf.

Er selbst ritt nicht mit, so weit konnte und durfte er sich nicht vergessen, aber er ließ es geschehen, daß seine Ritter und Jäger nach Ketsch aufbrachen.

Die Heuernte war im vollen Gange und die große Mehrheit der Bauern draußen in den Feldern beschäftigt, als der adelige Zug durch den Wald auf Umwegen dem Dorfe zuritt.

Der Enderle war zu Hause, er räumte mit dem Kühbuben die Scheune aus, um sie zur Aufnahme des duftigen Heues in Stand zu setzen.

Ueber dem Scheunenthor prangte der Hirschkopf und warf die zackigen Schatten weit über den stillen Hof.

Es war gar still in des Enderles Gehöft, denn die Knechte und Mägde waren Alle draußen im Heu, und nur in der Küche schaltete des Enderle Tochter, die schöne Walpurg.

Sonst war die Walpurg nicht karg mit dem Schatze weltlicher und geistlicher Lieder, die sie besaß, und ihre helle Stimme tönte von früh Morgens bis in den späten Abend durch das Haus. Aber heute unterbrach nur das jeweilige Klirren der Pfannen und Teller die tiefe Stille des Hofes.

„Guck Bärbel“, sagte endlich die schöne Walpurg, indem sie das Messer sinken ließ, mit welchem sie Brod zur Suppe einschnitt, „guck Bärbel, ich hab eine Angst in mir seit der wilden Jagd, daß ichs keinem Menschen beschreiben kann. All die Zacken von dem Hirschgeweih da drüben sind mir wie gerade so viel Dornen und Messer in der Seele. Denk an mich, Bärbel, es kommt uns bös.“

Die alte Magd blickte auf.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0084-0 DFG

„Sei kein Narr", sprach sie, „wenn Dein Vater Etwas thut, so weiß er auch, was kommen wird, und kann Dem entgegengehn."

Das Mädchen strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Bärbel", sprach sie, „mein Vater kanns nicht verwinden, daß er sich soll ducken und schinden lassen, wie der Bauer es sich gefallen läßt und wie es dem Junker gefällt. Er kanns nicht vergessen, daß sein Großvater ein freier Heilbronner Stadtbürger war, der sich gegen den hohen Rath auflehnte und eher die Vaterstadt verließ, als sein gutes Recht. So geschiehts ihm, daß er gar Manches thut, was er lassen sollte."

Die Bauernmagd überhörte den Nachsatz und hielt sich nur an den Vordersatz.

„Wie lang ists her, daß der Bauer dem Edelmann gezeigt hat, daß er sich nicht Alles will gefallen lassen?" fragte sie scharf.

„Was hats genützt?" seufzte Walpurg, „Ströme Blutes sind geflossen, der Druck ist ärger wie zuvor."

„Was es genützt hat?" schrie die Magd; das hat es genützt, daß der Junker gemerkt hat, wie ein Dreschflegel auch einen adeligen Schädel spalten kann und die Lohe von des Bauern Strohband ein adelig Dach fressen."

„Bärbel, thu nicht so wüst", mahnte das Mädchen, „es wird einem ganz schaurig bei Deinen Reden."

Die Magd ließ einen raschen Blick über die anmuthige Gestalt und die zierliche Kleidung des Mädchens gleiten.

„Wann ich Alles gut heiß, was Dein Vater thut", sagte sie, so ists das nun und in Ewigkeit nicht, daß er Dich zu den Klosterfrauen nach Sanct Grethen gethan hat. Was solls? seidene Blumen hast Du sticken lernen, Gedrucktes und Geschriebenes lesen, aber daß Du ein Dorfkind bist, hast Du verlernt. Du meinst Wunder, was Du gewonnen hast, aber was gilts, Du hast alleweil verloren, für den Bauern bist Du zu fein und der Stadtbürger guckt Dich doch noch über die Achsel an."

„Da bleibt nur noch ein Edelknecht übrig", lächelte das Mädchen.

„Jesus, Maria! Hast Du das im Kloster gelernt?" schrie die Magd.

Da klang draußen lustiger Peitschenknall, ein leerer Wagen rasselte vorüber und eine frische Stimme sang:

„Die liebste Buhle die ich han,
Die leit im kühlen Keller,
Die hat ein hölzen Röcklein an,
Und heißt der Muscateller."

Jüh Fuchs! —"

„Hörst den Kilian?“ sprach die Magd; „das wär so ein Mann für Dich, und er nähm Dich, wenn Du nur wolltest.“

„Ich will gar keinen Mann!“ entgegnete das Mädchen.

„Du wärst die Erste“, rief lachend die Bärbel und wandte sich wieder zu ihren Töpfen.

Die schöne Walpurg schüttelte die Brosamen in ihrer Schürze zusammen und trat gegen das Fenster vor, um sie dem Federvieh vorzuwerfen.

Kaum ließ sich das Mädchen mit der vorgehaltenen Hand am Küchenfenster blicken, so kam es gluckend und flügelschlagend von allen Seiten herbei, eilig sprang der Haushahn mit der Schaar der bunten Hühner heran, vom Hausgiebel, wo sie sich auf der Stange sonnten, schwirrten die Tauben herab und drängten sich zu den Brosamen. Es entstand große Eifersucht unter dem Geflügelvolke mit Drängen und Gezerr um den größten Bissen.

Das Mädchen griff lachend in einen gefüllt dastehenden Futterkasten und streute noch einige Hände voll Gerste in den Hof; dann stand sie still; den Kopf auf die Hand gelehnt, blickte sie auf das mannigfache Federvieh, welches eifrig seinem Geschäft des Aufpickens oblag.

Die Bärbel hatte Recht gehabt, wenn sie meinte, die Walpurg sei zu fein für ein Bauernkind. Fein und schmal war die Hand, welche auf dem Fenstersims ruhte, fein und zierlich der ganze Wuchs des Mädchens, weich und rund, wie nur ein ruhiges Leben und nicht harte Arbeit die Glieder formt. Das rosige, kindliche Gesicht erhellten ein paar wunderschöne graublaue Augen, so rein und mild glänzend, wie der Morgenthau auf dem Rosenblatt. Das dunkelblonde Haar, in welchem beständig ein goldener Sonnenblick zu schimmern schien, lag ungeflochten aufgerollt unter dem zierlichen Häubchen, das jetzt nach Jahrhunderten aus der ebenen Pfalz verdrängt, nur noch in den Thälern des Odenwaldes mit seinem breiten Kinnbande die Gesichter der Dorfschönen umrahmt.

Seidene Blumen waren in den weißen Grund des Häubchens gestickt, mannichfache Zierrathen im bunten Faden zeigte das Hemd, welches aus dem tiefausgeschnittenen Mieder weiß vorleuchtete und bis an den Hals schloß, von welchem an silbernem Kettchen ein kaiserlicher Muttergottesducat herabhing.

Die Blumen auf Kappe und Mieder, die Zierrathen des Hemdes und der Schürze hatte die schöne Walpurg selbst genäht, denn nach dem Tode seiner Hausfrau hatte der Enderle das mutterlose Dirnlein in die Huth des Frauen-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0086-2

klosters zu Sanct Grethen gegeben, allwo eine Base der Verstorbenen die Klosterschule leitete.

So waren es denn die Schatten der Klostermauern, welche diese helle Stirn vor dem Sonnenbrand geschützt hatten, und die Klosterblumen und Heiligenbildchen aus Wachs, welche diese zierlichen Finger geformt.

Der Enderle kam aus der Scheuer, er lehnte die Heugabel, mit welcher er das vorjährige Heu aufgeschichtet hatte, an den Thürpfosten und trat in den Hof.

Da tönte mit einem Male ein ungewohnter Lärm durch das stille Dorf, Pferdegetrappel und rauhe, rufende Männerstimmen.

„Lug, was ists?" rief der Enderle dem Kühbuben zu.

Der Bube trat vors Thor, da sah er die Reiter in die Dorfgasse einbiegen: er trat hinaus, um den Zug in der Nähe zu sehen.

„Ho, Bauernknecht! well ist des Enderle Haus?" rief der Hirschhorner, der mit dem Junker von Handschuhsheim vorauf ritt.

Aber ehe der Bube noch antworten konnte, trat der Enderle, von dem Lärm gelockt, selbst vor das Haus.

„Wann Ihr mich suchet, Herr Junker von Hirschhorn, so bin ich hier und frag, was Euer Begehrens ist in meinem Haus?" sagte er, ruhig und fest den Edelleuten entgegentretend.

„Jagd halten wollen wir!" höhnte der Herr von Handschuhsheim.

„Du sollsts schon wissen, was wir wollen, Du Schindersknecht!" schrie der von Hirschhorn, indem er vom Pferde sprang und mit der flachen Hand dem unbewaffneten Mann ins Gesicht schlug.

Wüthend, wie ein gereizter Stier, sprang der gegen seinen Beleidiger vor, da drängten sich ein paar Jäger dazwischen, und allein gegen ihrer Viele kämpfte und rang der Bürgermeister.

Von dem Lärm erschreckt, stoben die Hühner auseinander; der Hahn flog, ängstlich mit den Flügeln schlagend, auf die steinerne Umfassung des Brunnens, die Tauben flatterten in die Höhe, ihre Schwingen berührten fliehend die Stirn des erschreckenden und zurückfahrenden Mädchens.

Wildes Geschrei und Gebalge tönte von draußen.

Da ward die Küchenthür aufgerissen und herein stürzte der Herr von Handschuhsheim.

Die Bärbel ahnte Böses, einen Feuerbrand riß sie vom Herde und wollte dem Junker den Weg vertreten, der aber stieß sie mit mehr Kraft, als man dem geputzten Gecken zutrauen sollte, zurück und eilte auf das Mädchen zu.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0087-7

„Spring! Spring!“ schrie die Magd der regungslos Dastehenden zu, „spring um Leben und Ehr!“

Schon streckte der Handschuhsheimer die Hand nach dem Mädchen aus, da kam Leben in sie, mit einem angstvollen Schrei riß sie sich los und floh die Treppe hinan, ihr nach stürmte der Junker.

Draußen kämpfte der Enderle wie ein Wüthender, da warf ihm der Hirschhorner eine Schlinge rücklings über den Kopf und zerrte den gewaltigen Mann zu Boden.

Der Bürgermeister gab jetzt sein Leben verloren, ein paar Knechte hielten ihn fest am Boden.

„Machts kurz, Herr Junker“, sprach er dumpf, „gebt mir den Gnadenstoß.“

„Meinst, Bauer?“ lachte der, „meinst ich wollt mein gutes Schwert mit Bauernblut besudeln? Einen Hund schlägt man mit der Peitsche todt. — — Habt Ihr ihn fest?“ rief er den Knechten zu, welche mit den Steigbügelriemen die Gelenke des Mannes fesselten. „So! an seinen eigenen Thürpfosten bindet ihn an!“

Dem brutalen Befehl war schnell genügt.

Der Junker wiegte eine schwere Hetzpeitsche in seiner Hand:

„Tretet ein Bischen zurück, daß ich Raum habe“, rief er den Knechten zu.

Sausend flog der Peitschenstrang durch die Luft, klatschend fiel er auf die entblößte Schulter des Bauern. Mit einem dumpfen Laut brach der Mann in die Knie; der Hieb ging tiefer als ins Fleisch, er brannte ihm in wüthendem Schmerz in der Seele.

Da fiel der zweite Hieb, und in demselben Augenblick tönte von seines Hauses Giebel der verzweifelte Angstruf seines Kindes herab; da richtete er sich auf, er zerrte an seinen Banden mit Löwengrimm, wie der gefesselte Simson bei dem Mahle der Philister. Die alten Pfosten krachten und stöhnten, aber die Banden lösten sich nicht und sein Peiniger ward nicht müde.

Die Walpurg war die Treppe hinaufgeflohen, oben holte der Junker sie ein. Da stand ein altes holzgeschnitztes Heiligenbild, das umklammerte Walburg halb besinnungslos vor Angst, aber der Ritter riß sie ungestüm am Arme, das alte Bild gab nach, polternd stürzte es die Stiege herab, und über des Hauses Gottheit trug der Junker die blasse, ohnmächtige Gestalt des Mädchens.

Den Schrei hatte der Enderle gehört, aber zugleich auch traf ein anderer Ton sein Ohr, ein Ton so unerwartet, daß selbst der Hirschhorn die Peitsche sinken ließ.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0088-3

„Wer läutet Sturm?“ Das war der Kühbub, der auf den Glockenthurm gestiegen war und an dem Seile riß, daß die Glocke die Gewaltthat hinaus schrie in das Feld und den Wald.

Und „Mordjo!“ schrie die Bärbel zum Dorfe hinaus, dem Kilian entgegen. „Mordjo!“ gellte es durch die Gassen, und Weiber und Mädchen, die der freche Troß von den Herdfeuern gescheucht, retteten sich durch Thüren und Fenster ins Freie.

„Emmerich faß! und reit was Du kannst, sonst haben wir das Gesind auf den Fersen“, rief der Handschuhsheimer seinem Knechte zu und hob mit dessen Hülfe die regungslose Walpurg aufs Pferd.

„Verdammter Bauer!“ brüllte der Hirschhorner den Kirchthurm hinan, dessen Spitze zitterte von dem heftigen Schwunge der stürmenden Glocke.

Der Handschuhsheimer ritt zum Hofe hinaus, da kam keuchend die Bärbel zurück, sie sah das Mädchen auf dem Pferde des Junkers, da griff sie nach der Heugabel, welche der Enderle kurz vorher an die Scheune gelehnt hatte, aber ihr kühner Ausfall gegen den Junker ward nur seiner Krause gefährlich, von den Zinken der Gabel hing das zierliche Putzstück in Fetzen herab, und der Ritter sprengte durch den Garten ins Freie und fort.

Da sie aber ihre Waffe trug, warum sollte die Bärbel nicht in den Streit? Und da auf dem Küchenfenster lag auch noch das lange Brodmesser, mit welchem die Walpurg Brod eingeschnitten hatte zur Suppe — das ist gut für alle Fälle.

Und sieh, die Glocke thut ihre Schuldigkeit; da springen die Bauern vom Feld mit Sensen und Heugabeln, ihnen Allen voran der Kilian.

Von rückwärts fallen sie die Schaar des Hirschhorners an mit lautem Geschrei, so daß Jeder es für Zwanzig fast zu thun scheint.

Der Hirschhorner muß sich wenden, da ist die Bärbel bei ihrem Herrn, sie zerschneidet seine Banden, sie drückt ihm das Messer in die Hand.

Der Enderle nimmt es, er ist bleich wie ein Todter, auf seiner Stirn steht der Schweiß in hellen Tropfen; er schwankt, als wolle er fallen, aber nur einen Augenblick; dann steht er wieder fest, mit aufeinander gepreßten Lippen, ohne einen Laut von sich zu geben, sucht sein Auge den Junker.

Ueber die Bärbel mit ihrer Heugabel jedoch ist wilde Kampfeslust gekommen, sie drängt sich ihrem Brodherrn voran gegen den Junker.

Der wendet sich mit einem Fluche, und seine letzte Heldenthat ist — der Tod eines Weibes.

Der Enderle und der Hirschhorner stehen sich jetzt gegenüber.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0089-2

„Der ist mein, ihr Mannen!“ ruft der Bauer und schreitet gegen den Junker vor.

Immer noch stürmt die Glocke, da klingt plötzlich ein heller, schriller Ton, wie brechendes Metall, über das Dorf, die Glocke ist zersprungen. — Dumpf und tonlos hallen ihre Schläge über die Streitenden. — Tonlos ist der Kampf der Männer. Die Striemen auf des Enderle Rücken brennen und hetzen wie rachgierige Dämonen. Die Wuth des Hirschhorner, mit dem verachteten Bauer um sein Leben kämpfen zu müssen, erstickt jeden Ton in seiner Kehle.

Die dumpfen Glockenschläge hallen über den stillen, verbissenen Kampf, wie gefeit stehn Bauern und Jäger; da, da ist es geschehen, der Enderle rüttelt sich empor, und eine todte, schwere Masse stürzt der Hans Adam von Hirschhorn zu Boden neben den steifen Körper der streitbaren Bärbel.

Da kommt auch wieder Leben in die Massen, welche, kaum aufathmend, dem entsetzlichen Kampfe zusahen.

Die Jäger und Knechte suchen ihre Pferde zu erreichen, schreiend verfolgen sie die Bauern, das friedsame Feldgeräth ist zur Waffe geworden. Dort schlägt Einer, welchem nur gerade der schwere Heurechen zur Hand war, nach einem der Fliehenden, der Rechen aber trifft den Gaul, statt des Reiters, in wildem Satze bäumt sich das geschlagene Thier und reißt in athemlosem Galopp seinen Reiter ins Freie.

Laufend und stürzend über Zäune und Gräben flieht die Schaar dem Walde entgegen.

„Reit Emmerich! reit was Du kannst, und halt Dich dicht neben mir, daß wir die Dirn nicht verlieren“, sprach der Handschuhsheimer zu seinem Gesellen, wie sie, gejagt von dem Lärmen im Dorfe durch den Wald sprengten.

Die niedrigen Zweige schlugen dem Junker den Hut vom Kopfe; er hatte dessen nicht Acht, sie streiften über den Körper des erschöpften Mädchens hin und erweckten sie nicht.

Der Enderle trat bleich, mit festaufeinander gepreßten Lippen von dem todten Leibe seines Feindes zurück, er schritt vorbei an den Thürpfosten, welche gestöhnt hatten unter seiner Schmach, er setzte sich nieder neben dem geschändeten Herde, mit dem Fuße schob er die Trümmer des Heiligenbildes zurück; bleich und regungslos, aber mit fieberhaft arbeitenden Schläfen saß er da und preßte die Hand an die Stirn; es war ihm, als ob durch das Pochen seines Hirnes die Schale zerspringen wollte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0090-7

Da fuhr er plötzlich auf; „Walpurg!“ rief er durch das öde Haus, er lief über Treppen und Gänge, durch Ställe und Stuben, umsonst — sein Kind war geraubt.

Landfriedensbruch und Jungfernraub! heulte die zersprungene Glocke über den Gau; Landfriedensbruch und Jungfernraub; schwirrte das Gerücht den klagenden Bauern voran über den Rhein, an den Speyerer Bischofssitz. Landfriedensbruch und Jungfernraub; lag es verstäubt und vergessen in den Acten der kaiserlichen Reichskammer.

VI.

Baarhaupt, mit zerissener Krause, war der Junker von Handschuhsheim mit seiner Beute in Schwetzingen angekommen, einzeln und versprengt die Knechte.

Das Abenteuer hatte einen schlimmen Ausgang genommen: der Junker von Hirschhorn war todt; zwar kümmerte dieses den Pfalzgrafen wenig, und noch weit weniger des Junkers stolze Familie, aber etwas Anderes war zu besorgen, des Bischofs von Speyer gerechte Klage und der Unwillen des Kurfürsten.

Ott Heinrich war unbehaglich zu Muthe, wie Einem, der in Kopf und Gliedern die Nachwehen eines wilden Gelages spürt. So nahm er denn auch den Handschuhsheimer ziemlich ungnädig auf.

„Aber sehen könnt' doch Ew. Gnaden das Mägdlein“, drängte der Junker.

„Meinetwegen“, antwortete der Pfalzgraf. „Aber ich wollt', ich hätt' sie mit Glimpf wieder los.“

So trat er in die Stube, in welche der Knecht des Edelmannes die schöne Walpurg gebracht.

Das arme Kind saß, zu Tode geängstigt, bleich und erschöpft in dem großen lederüberzogenen Lehnstuhl neben dem Kamine. Ihr Kopf lehnte an dessen schwarzen Marmorsimse, ihre Hände lagen gefaltet im Schooße.

So fand sie Ott Heinrich. Rasch war er eingetreten, aber wie angewurzelt blieb er stehen und starrte auf die Schlummernde. Ein schmaler Sonnenstreif, der durch das Fenster fiel, ruhte in ihrem goldfarbenen Haar und auf der reinen weißen Stirn, er schimmerte auf dem dunklen Marmorsimse, dessen tiefe Schwärze die helle Weiße der an ihm lehnenden blassen Stirn noch mehr hervorhob.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0091-3

Wie auf eine unerwartete Erscheinung, starrte Ott Heinrich noch immer auf das Mädchen, da drängte sich sein ihn immer begleitender Wasserhund hinzu, spürend hob er die Nase und schnellte mit einem Sprunge, freudig bellend, sich gegen das Mädchen.

Aufschreckend erwachte sie und blickte mit umflortem Auge gedankenlos auf den Hund, da traf ihr Blick den Pfalzgrafen, welcher die Thür hinter sich zuziehend, in die Stube und gegen das Mädchen trat.

Eine helle Röthe flog über ihr blasses Gesicht und mit ausgestreckten blassen Händen trat sie dem mit dem schlichten Weidmannsrock bekleideten Prinzen entgegen.

„Gott und alle Heiligen sollen Euch segnen! wenn Ihr nicht selbst ein Heiliger seid, der jetzt zum zweiten Mal kömmt, um mich zu retten aus größerer Gefahr!“ rief sie.

Der Pfalzgraf blickte verwirrt das erregte Mädchen an, welches, ehe es ihm noch Zeit zur weiteren Antwort ließ, seine niederhängende Rechte ergriffen und leidenschaftlich geküßt hatte.

„Wenn Ihr auch meiner nimmer gedenket“, rief sie, „so hab' ich doch Euer niemals vergessen, und hab' Euch vor mir gesehen Tag und Nacht in meinen Gebeten und Wünschen. — Wisset Ihr's nimmer, wie Ihr im Hornung auf dem eistreibenden Rhein eine arme Dirn' gerettet habt. Ihr sammt Eurem Hunde, und habt ihr einen Schluck Wein gegeben zur Stärkung, und Euren eigenen Mantel, um sie vor dem Frost zu hüten? — Wisset Ihr's nimmer? — Die Dirn war ich, und ich hab' mir's von der Gottesmutter erbeten, daß ich Euch noch einmal sehen dürft', daß ich Euch danken könnt' aus meines Herzens Grund. Dieweil Euer Name mir aber unbekannt geblieben ist bis zur Stund', hab ich Euch nur meinen Retter genannt, der Ihr seid. Denn daß Ihr wieder kommt, um mich zu retten, daß weiß ich und hab's geglaubt.“

Ott Heinrich wußte nicht, wie ihm geschah. Das war das Mädchen, an welches auch er mehr denn einmal seitdem gedacht hatte; er blickte in das schöne kindliche Antlitz, er hörte ihre Dankesworte, er sah den Strahl schwärmerischer Liebe in ihren Augen und fühlte den Kuß dieser weichen, rosigen Lippen auf seiner Hand.

„Meinst Du, Liebchen, ich hätt' Dich vergessen?“ sprach er endlich.

„Und Ihr kommt, um mich zu retten?“ fragte sie.

Der Pfalzgraf war in einer unbehaglichen Lage: das Mädchen nahm so sicher an, daß er ihr Retter sei, und seinem längst stillgehegten Wunsche,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0092-9

das unbekannte, schöne Kind wieder zu sehen, kam der Zufall so günstig zu Hülfe — was war zu thun?

„Ja, Herz!“ sagte er am Ende, „ja, Herz, es soll Dir Niemand Etwas anhaben dürfen, so lange ich bei Dir bin.“

„Und Ihr wollet mich wieder zu meinem Vater bringen?“

„Ich will sehen, was sich thun läßt“, entgegnete er ausweichend, und drückte sie mit sanfter Gewalt in den Lehnstuhl zurück, indem er selbst auf einem Holzschemel neben ihr Platz nahm; der Hund lag zu ihren Füßen.

„Saget mir“, sprach Walpurg, indem sie scheu sich umsah, „warum hat man mich hierher geschleppt, und was ward aus meinem Vater?“

Ott Heinrich gab keine Antwort auf diese Fragen.

„Du bist bei mir“, sprach er, und blickte, ihre Hände ergreifend, tief und innig in die blauen, sich senkenden Augen des Mädchens.

So saßen sie eine lange Weile still nebeneinander, ein Jedes versunken in des Andern Anblick und mit seinen eignen Gedanken beschäftigt.

Der Sonnenstreif ward allmälig schmäler und kürzer, dann verschwand er ganz von ihren Häuptern; da fuhr das Mädchen auf aus den weichen Träumereien.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr, verlasset mich nicht in meiner Noth!“ rief sie. „Rettet mich vor diesem bösen Pfalzgrafen, dem wüsten, wilden Ott Heinrich!“

„Der ist nicht so schlimm“, lächelte der Pfalzgraf.

„Kennet Ihr ihn?“ fragte sie.

„Ich bin viel um ihn“, antwortete er.

„Ihr seid wohl einer seiner Jäger?“ sprach arglos das Mädchen.

„Er jaget immer mit mir.“

„Und wollet Ihr nicht bei ihm bitten für mich, daß er mich loslasse? Herr . . ., wie heißet Ihr?“

„Heinrich!“ antwortete der Prinz. „Der grüne Heiner und Dein Heiner immer und ewig, Du süßer Schatz“, rief er und preßte aufstehend das nur wenig sich sträubende Mädchen in die Arme.

„Walpurgis“, sprach er mild und ruhig, „ich hab' Dich lieb, wie ich noch Nichts gehabt hab', ich hab' an Dich gedacht, mehr als Du glauben kannst. Und da das Schicksal uns zusammengeführt hat, so frag' ich Dich, Du lieber Schatz, ob Du mein sein und bleiben willst, meines Herzens Kleinod und meiner Liebe Juwel?“

Das Mädchen faltete die Hände, sie blickte den Jüngling an.

„Ja, ich will Dein sein, Heiner!“ sprach sie, „Dein in Ewigkeit, wenn Du mich nicht zu gering achtest, daß ich in Dein Haus kommen soll.“

Es lag ihrer reinen Seele fern, daß Der, der selbst vor ihr stand, Der, an den sie gleich wie an einen Halbgott gedacht, um eine ungesetzliche Liebe werben könne, und auch Ott Heinrich dachte in diesem Augenblick nicht daran, daß es ein betrügliches Werben sei; er liebte dieses Weib mit den Kindesaugen voll Wärme und Unschuld, mit dieser hellen, spiegelblanken Stirn und dem weichen, rosigen Mund. Er liebte sie mit der glühenden Leidenschaftlichkeit der ersten Jugendliebe, mit dem ungestümen Begehren des Fürstensohnes, dessen Wunsch und Wille nie durchkreuzt ward, sondern stets eifrige Förderer fand.

„Heiner“, sprach jetzt das Mädchen und legte beide Hände auf seinen Arm, indem sie, den Kopf zurück beugend, ihm offen und liebevoll in's Auge schaute, „gelt, Heiner, ich bin sicher bei Dir?“

„Ja, Du bist sicher in meinen Armen!“ rief der Pfalzgraf sie umschlingend.

Das Mädchen aber entwand sich ihm.

„Nein, Heiner, denk d'ran, wie Du mich rettest, und treib' keinen unnützen Spaß mit mir“, rief sie.

Dies erinnerte Ott Heinrich wieder an die Rolle, welche er zu spielen hatte, um das Vertrauen und die Liebe Walpurg's zu erhalten

„Du hast recht“, sprach er; „ich will Dich an einen sicheren Ort nach Heidelberg bringen zu einer braven Frau, die mir wohl befreundet; da reit' ich zu Dir hinüber, wann ich nur kann.“

„Warum denn nicht zu meinem Vater?“ fragte besorgt das Mädchen.

Der Pfalzgraf ward verlegen, Walpurg bemerkte es und rief mit ausbrechender Angst:

„Ist ihm Leids geschehen?“

„Am Leben nicht“, antwortete der Prinz; „aber für Dich wär's Gefahr, nach Ketsch zu gehen, Deinen Vater träfest Du doch nicht.“

Er erröthete, wie er mit dieser Lüge das arglose Mädchen umstrickte. Ach, es bedurfte ja jetzt kaum großer Kunst mehr, um das liebende Weib an ihn zu ketten, deren sonst so klarer Sinn, nur von diesem einen Gefühle der Liebe erfüllt, nicht mehr fähig war, Wahr von Unwahr zu unterscheiden.

Seine Liebkosungen verbannten Angst und Heimweh, sie liebte und — — sie blieb.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0094-0

VII.

Verzweifelt, von allen Dämonen der Rache und der Wuth fast bis zum Wahnsinn gegeißelt, irrte der Enderle umher. Jede Arbeit ekelte ihn an, in Haus und Feld trieben die herrenlosen Knechte was und wie sie es wollten, denn der Enderle gab sich entweder dumpfem, stierem Brüten hin, oder er streifte durch den Wald und schädigte des Pfalzgrafen Wildstand, so viel er nur konnte.

Saß er so mit seinen finsteren Gedanken allein am Herde, und brannten die Striemen wieder, die des Hirschhorner's Peitsche ihm geschlagen, da war Niemand da, der mit sanftem Streicheln des Mannes pressende Hand ihm von der gefurchten Stirn gezogen, Niemand, der mit tröstendem, lindem Wort ihm Oel in die Wunde gegossen und ihm in der Ferne den winkenden Zweig des Friedens und der Hoffnung gezeigt hätte — Niemand. — Dann sprang er wohl auf wie ein gehetztes Wild, er wollte der nagenden Schlange entfliehen, die an seinem Herzen und Hirne fraß, die ihm es zuzischte in den ruhelosen Tagen und den schlaflosen Nächten: „Dein Kind ist Deines Feindes Buhle."

Der Gedanke war ihm schon durch das Hirn geschossen, daß er nach Heidelberg wollte und die Pflichtvergessene aus dem weichen Schooße der Sünde reißen, aber er konnte es nicht wagen. In Heidelberg war er seines Lebens nicht sicher, er, der böse Dämon der pfalzgräflichen Wälder; und er wollte leben, er wollte leben um seiner Rache und seines Hasses willen.

In Ketsch, das wußte er, konnte man ihm nichts anhaben; denn der über seine Grenzverletzung schwer beleidigte Bischof hatte eine kleine Schaar Speyerischer Stadtknechte in das Dorf gelegt und der Kurfürst hatte mit höchster Mißbilligung den wilden Streich seines Neffen vernommen.

So trieben denn den Enderle seine quälenden Gedanken in den Forst, da und dort schwirrte lautlos sein Bolz aus dem Dickicht und fanden des Morgens die Forstläufer das getödtete Wild. Aber nicht blos mit sichtbaren Waffen schien er zu kämpfen, denn auch seine Schuld mußte es sein, daß ein grausames Sterben in den Nachwuchs des Wildes kam, daß die Kitzen und Frischlinge in den dürren Blättern lagen wie abgefallene Eicheln, und ein wilder, vom heißen Südwind angefachter Brand durch das Geäst des Kiefernwaldes prasselte wie ein losgelassener Höllengeist.

„Der Enderle ist ein Hexenmeister und steht mit dem Bösen im Bunde", raunten die Bauern sich zu und gingen ihm scheu aus dem Wege; und die Forst-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0095-6

leute, die früher umsonst auf ihn gefahndet, bekreuzten sich jetzt und flohen, wenn sie die dunkle Gestalt des finsteren Mannes durch den Busch kommen sahen. „Das ist der Enderle von Ketsch."

In Heidelberg aber saß sein Kind, die schöne Walpurg; ihr schimmerndes Haar, das unter der goldnen Kappe hervorfiel, wand der Pfalzgraf spielend um seine Hand, ihm nur schlug ihr Herz unter den prunkenden Silberketten, die das Brabanter Tuchmieder umschlossen, und das Mahnen ihres Gewissens besänftigte sie gar leicht mit ihres Heiner's Versprechungen, daß, sei sie nur erst sein eheliches Weib, er schon Mittel finden wolle, um den erzürnten Pfalzgrafen hinsichtlich ihres Vaters günstig zu stimmen.

So lebte sie in ihrem Liebesparadiese in dem Gartenhaus am Neckar, und wohl dessen Wellen, aber kein Ton der Außenwelt schlug an das Gitter des lustigen Käfigs, in welchem der Pfalzgraf sein Täublein geborgen hielt, welches nicht ahnte, daß sie in die Klauen eines der Jungen des pfälzischen Löwen gefallen sei.

Ott Heinrich hütete seine Geliebte, daß die Wahrheit ihr nicht früher bekannt würde, als er selbst es für gut hielt.

Der Reiz des Geheimnißvollen und Phantastischen, der dieses Verhältniß umgab, machte es ihm anziehender und lieber, als es ihm wohl sonst gewesen wäre, und dann konnte er sich des Behagens nicht entschlagen, welches ihm die Gewißheit gewährte, sich um seiner selbst willen geliebt zu sehen und Huldigungen zu finden, welche nur seiner Person und nicht dem Fürstensohne galten.

Das Mädchen aber hielt die Hoffnung auf das Eheband, welches sie erwartete, und die Furcht, welche man ihr vor den Verfolgungen des Pfalzgrafen eingeflößt hatte, fest.

Sie lehnte an der Gartenmauer, den Geliebten erwartend, und blickte zwischen den Johannisbeersträuchen und Kletterrosen, welche das Gemäuer lustig umwucherten, auf den Fluß hinaus.

Eine schmale Treppe führte zu dem Fluß hinab, eng eingeschoben in die Mauer, oben schloß die Steintreppe ein niederes Gitterthürchen, aber unten traf sie ohne jeden Verschluß auf den schmalen Steingürtel, welcher, längs den Mauern sich hinziehend, dicke Eisenringe und Haken den Neckarschiffern bot, um ihre Nachen und Steinkähne daran zu befestigen. Es war eben kein Platz zum Lustwandeln, dieser schmale Steinstreifen, und so waren denn auch die Riegel der Pforte von dem wenigen Gebrauch ziemlich eingerostet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0096-2

Leise rauschte der Neckar, und glänzte im tanzenden Lichte, das die scheidende Herbstsonne nur noch schräg in das Flußthal von Heidelberg warf. In glühendem Kupferroth schimmerte das sich bräunende Laub der Wälder, während aus den tiefen Seitenthälern die Abendnebel, gespenstig aufsteigend, ihre wehenden Schleier und Schleppen an die Halden und Berglehnen hingen.

Durch das rothüberglänzte Wasser kam ein Nachen, schwer mit Bruchsteinen geladen, thalab geschwommen, eine lange silberne Furche hinter sich herziehend.

Die Walpurg blickte dem Nachen entgegen, sie sah, wie das Ruder im Tacte sich senkte und wieder hob mit tausend stürzenden Tropfen, sie sah eine kräftige Männergestalt mit dem langen Bootshaken in der Hand, aufrecht in dem Boote stehen. Es war ihr, als wären es ihr bekannte Formen, und plötzlich zog ein weiches Gefühl des Heimwehs ihr schmerzlich durch die Brust: sie dachte an die Fischerkähne, die daheim auf dem Rheine schwammen, und beugte sich seufzend nieder nach einer der blassen Rosen, welche, von dem Herbste verschont, noch an dem Gemäuer hingen, aber die nur lose noch um den Kelch sitzenden Blätter lösten sich und fielen langsam ihr über die Finger in das Gestrüpp.

Da fuhr sie auf, denn eine bekannte Stimme schlug an ihr Ohr; sie hörte, wie der Steinnachen an das Gemäuer stieß, wie die Kette rasselnd durch den Eisenring geschlungen wurde.

„Mach's fest, Hannes!“ rief der Mann mit dem Bootshaken, „wir wollen über Nacht da hängen bleiben.“

Das Mädchen blickte auf und traf Auge in Auge mit dem Kilian, ihrem Nachbarssohn aus Ketsch, zusammen, der eben aus dem Boote gestiegen war.

Auch der Kilian sah sie, aber er warf einen scheuen Blick nach ihr und wollte vorüber.

„Kilian! Kilian!“ rief sie, und versuchte umsonst den rostigen Riegel der Pforte wegzuschieben, „Kilian, komm' herauf!“

Der Gerufene stieg langsam und widerwillig die Treppe hinan.

„Was willst?“ fragte er kalt.

Das Mädchen beachtete den eisigen, verächtlichen Ton nicht, sie griff über das Gitter und faßte nach seiner, sich ihr nur widerwillig bietenden Hand.

„Dich hat mir Gott gesandt, Kilian!“ rief Walpurg. „Wie geht's meinem Vater? wie steht's daheim? was thut der Pfalzgraf?“

„Ich schätz', Du wirst's besser wissen, was der treibt“, sprach der junge Bauer, indem ein bitteres Lachen über sein Gesicht zuckte.

„Ich?“ rief erstaunt das Mädchen; wie soll ich's wissen, da ich doch selber

mich vor ihm bergen muß, und hat mich ein braver Mann bei Nacht und Nebel mit Leibesgefahr aus seinem Hause geflüchtet."

Das Auge des Bauern ruhte lange und prüfend auf ihren angstvollen fragenden Zügen.

„Du mußt noch besser lügen lernen", sprach er hart. „Jeder Spatz pfeift's vom Dach, daß des zerschlagenen Enderle Kind des Pfalzgrafen Buhle ist. Oder meinst', Du wolltest mich glauben machen, daß Du Dich hier in Clausur gethan?"

„Kilian, um des blutigen Heilands Willen, sei barmherzig, und sag', was Du weißt und was Du willst!" rief Walpurg mit dem Tone der tödtlichsten Angst, und streckte erbleichend die Hände nach ihm aus.

Der Kilian fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Meinst', Du lebst in Ehren hier?" fragte er.

„Rede, rede!" drängte das Mädchen.

Dem Kilian kam es jetzt selbst vor, als ob er eine schmählich Betrogene vor sich sähe: er sah das zuckende Auge, die bebende Lippe der vor ihm Stehenden, und berichtete jetzt mit schonungsloser Wahrheit, was er gesehen und erfahren hatte.

Das Mädchen sank nicht zusammen, sie schluchzte und jammerte nicht, sie ward kalt und bleich, ihre Lippen preßten sich aufeinander und ihre Brauen zogen sich zusammen; sie sah plötzlich ihrem Vater ähnlich, keuchend hob der Athem ihre Brust, jeder Athemzug ein Todesseufzer.

„Geh'", sprach sie endlich, „ich will's erfahren, auf wessen Seite Wahrheit ist, geh' jetzt; morgen früh, wann Du Deinen Nachen wieder losmachst, will ich Dich wieder finden."

Der Kilian blickte trüb in ihr bleiches, verstörtes Gesicht.

„Guck, ich hab' Dir nichts Böses thun wollen", sprach er traurig.

Das Mädchen schüttelte den Kopf und trat von der Thür zurück.

Rücklings stieg der junge Bauer die Treppe wieder hinab, er blickte nach dem Mädchen, das starr wie ein Steinbild in dem herbstlichen, abendlichen Garten stand, die Hände fest auf die Brust gepreßt.

Des Kilian's Schritte verhallten in der Ferne, sie horchte darauf, wie sie immer leiser und dumpfer wurden, sie sah die Schatten des hohen Bergschlosses auf das stille Wasser fallen und sich immer weiter und weiter recken, sie fühlte das fallende Laub, das ihre Wange streifte, sie lebte und athmete, hörte und sah, aber in ihr war Alles öde und leer, ihr Denken stand still, nur das krampf-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0098-3



Der Enderle von Ketsch.

Da scheute des Pfalzgrafen Pferd vor einer dunklen Gestalt. (S. S. 91.)

hafte Zucken ihres Herzens fühlte sie und einen wahnsinnigen Schmerz in ihrem ganzen Sein, als ob eine ringelnde Natter den Giftzahn in Brust und Hirn ihr wühle.

Da klang ein heller Trompetenstoß, ein zweiter, ein dritter, schmetternd füllte er das Thal und klang von der jenseitigen Bergwand zurück.

Das brachte wieder Leben in Walpurg, sie blickte nach dem Schlosse hinauf, sie sah die Banner auf den Thürmen sich im Windhauch entrollen, sie sah die Lichter anzünden hinter den Bogenfenstern und hörte das Trompetengeschmetter; sie wußte jetzt, was sie wollte. Hatte nicht Der, dem sie sich ergeben, Der, den sie Heiner nannte, ihr gesagt, daß er heute nicht kommen könne, weil hohe Gäste auf der Burg seine Dienste begehrten?

Sie wollte hinauf, sie wollte zu ihm dringen und Auge in Auge ihn fragen: „Bist Du's, der mich betrog?"

Sie blickte rückwärts nach dem Hause, Alles war still; mit gewaltiger Anstrengung riß sie den Riegel der Gitterthür zurück, eilte sie die Treppe hinab; fest an die Mauer gedrückt, schritt sie den Steindamm entlang, flüchtigen Schrittes betrat sie die öde, menschenleere Straße, deren Ausgang eine dicht gedrängte Menschenmasse sperrte. Mühsam, gebeugten Hauptes, suchte sie sich Bahn zu machen.

„Dränget nicht so, Weibsbild, Ihr werdet's noch früh genug sehen", rief ein stämmiger Schiffer ihr zu, indem er seine breite Gestalt dicht vor ihr aufpflanzte.

„'S wird noch genug zu sehen geben, wann der Pfalzgraf freit, Gevatter, meint Ihr nicht?" rief eine Frau daneben.

„Ist's denn gewiß?" fragte eine Andere.

„Was wird's nicht", antwortete die Erste, „das bayerische Frauenzimmer wird sich nicht bei der Nase herumführen lassen."

„Ist's wahr, Nachbarin, daß der Pfalzgraf eine geraubte Nonne in dem alten Giebelhaus am Neckar hält?"

„Hui! die wird ihm saubere Gebetlein lehren!" lachte der Schiffer.

„Dafür soll ihn Fräulein Susanna von Bayern nur scharf in's Gebet nehmen", rief die Frau, und die ganze Umgebung belachte den Witz.

Unter der unglücklichen Walpurg aber schien der Boden zu beben, wie ein wogendes Meer, sie nahm das Tuch von ihrem Halse, und band es um den Kopf, indem sie den Zipfel tief in die Stirn zog.

„Gelt, Ihr friert", sprach der Schiffer, indem er auf die bebende Gestalt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0101-4

herabblickte und, um seinem Mitleid auch thätigen Ausdruck zu geben, seinen breiten Rücken ein wenig seitwärts schob. „So, sie kommen, jetzt guckt nur recht hin, der Pfalzgraf giebt dem bayerischen Frauenzimmer das Geleit in den „Hirschen", allwo sie Herberg genommen."

Walpurg blickte auf, da kam der Zug heran.

Voran fackeltragende Edelknaben und Pikenire, dann drei Reiter in prunkenden Hofkleidern. Den Mittleren im schwarzen Habit, den kannte sie, das war Der, dem die Bärbel die Krause zerrissen, der sie aus ihres Vaters Haus entführte. Dann kam eine offene Sänfte, mit goldenen Schnörkeln, die Straußfederbüschel an den Ecken wallten und nickten, die Meerweibchen, die das schwankende Dach trugen, schienen mit den vergoldeten Fischschwänzen zu schlagen und ihre Pfeilspitzen in das Herz der Unseligen zu drücken, welche da ungekannt und verzweifelnd unter der Menge stand und Den, den sie geliebt hatte mit aller Kraft ihrer unschuldsvollen Seele, neben der Sänfte der Herzogstochter reiten sah, mit güldenen Ketten geschmückt und den Reiherbusch seines Hutes mit Diamantenagraffen gesteckt.

„Er war es!" sie sagte es sich kalt und klar, sie sei betrogen. Sie sah seinen fröhlichen Blick über die Menge gleiten, er grüßte mit der Hand das ihm zujauchzende Volk und beugte sich dann wieder zu der Dame, welche, steif und hochaufgerichtet in der Pracht ihres spanischen Gewandes und dem kalten Gefunkel ihrer Juwelenschnüre, theilnahmlos unter den goldenen Sirenen und den Federbüscheln ihrer Sänfte saß.

Sie war betrogen — — all' ihr kindliches Vertrauen, ihre junge Liebe lag in Scherben zu ihren Füßen; der süße Schaum war zerflogen und nur der bittere Bodensatz der Schande geblieben.

Walpurg starrte dem bunten Zuge nach, wie er in dem Dunkel der langen Gasse verschwand; es war ihr, als blicke sie ihrem entschwindenden Leben, ihrer verlorenen Jugend nach, als wäre sie selbst eine Todte.

Wie trunken, mit schmerzendem Kopf und wankenden Gliedern, ließ sie von dem Menschenstrom sich fortreißen durch Gassen und Höfe, sie wußte nicht wohin.

Es ward dunkel, der Nebel fiel auf die Stadt, da brachen ihr die Kniee und sie sank an einer Ecke zusammen. Ueber ihr in einer kleinen Nische brannte vor einem Muttergottesbildchen eine ewige Ampel, ein paar dürre Rosensträuße und blühende Spätastern staken daneben; die Lampe warf ihr flackerndes Licht auf die schwertdurchbohrte Brust der Schmerzensmutter und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0102-0

auf das unglückliche, ermattete Weib, das, mit dem unsichtbaren Todesstahl in der Brust, zu ihren Füßen lag.

Da klang von fernher Hufschlag durch die Gasse, es war der mit dem Handschuhsheimer heimkehrende Pfalzgraf.

„Ich mein' grad', es thu' sich vor mir ein Thor auf, dahinter eine eisige Wüstenei liegt, wann ich mit dem bayerischen Fräulein zusammen komm'", sprach Ott Heinrich.

„Ew. Gnaden werden Fräulein Susanna noch in großer Treuen und Attachement zugethan sein, von wegen dero Würdigkeit und adeligen Qualitäten, die so sattsam bekannt sind", antwortete der Junker.

„Hm, ich hab' schon d'ran gedacht, ob ich mir's nicht könnt' so gut machen, wie weiland der Kurfürst Friedrich der Siegreiche, der die Clara Dettin, oder wie unser Vetter Albrecht, der die Bernauerin zu seinem Weibe machte, die Walpurg hab' ich schier zu sehr lieb."

„Der Bernauerin ist's schlecht bekommen", sprach höhnisch der Junker, „und des Kurfürsts Friedrich Durchlaucht konnt' thun, was sie wollt', sintemalen sie nur der Pfalz Administrator gewesen, aber Ew. Gnaden müssen Kurpfalz fortpflanzen mit einem fürstlichen Gemahl."

„Wann ich nur wüßt', was ich mit dem armen Ding' anfangen sollt?" sprach Ott Heinrich.

Der Junker lachte.

„Ew. Gnaden mag sich um die Walpurg nicht kümmern", sprach er, „die will ich übernehmen."

Da scheute des Pfalzgrafen Pferd vor einer dunklen Gestalt, die unter dem beleuchteten Bilde kauerte und mit weitaufgerissenen Augen auf die Reiter blickte.

Sie hatte die letzten Worte gehört und wenn noch ein Funken von Liebe und Hoffnung zurückgeblieben war, so war er jetzt verlöscht durch das freche Wort, das der Geliebte gestattete, und nur die todte Asche blieb zurück.

„Es ist ein wegelagernd Bettelweib", sprach der Junker.

Ott Heinrich warf ihr eine Münze in den Schooß, das war seine letzte Gabe.

VIII.

Die Nacht verging und der Tag brach wieder an über der Stadt Heidelberg, er schaute mit hellem Auge hinein in die hohen Fenster des Saales, in welchem Ott Heinrich an der prunkenden Tafel saß neben der geschmückten Herzogsbraut; er ging auf über dem Hause am Neckar, dessen Besitzerin jeden Winkel durchstöberte nach dem verschwundenen Mädchen, und an dessen Gartenmauer einen ganzen Morgen lang der Steinkahn des Kilian hing, sie erwartend.

„Schiffmann, habt Ihr kein jung Weibsbild da herausgehen sehen?" fragte den Kilian die Frau, welcher der Pfalzgraf das Mädchen anvertraut hatte.

Der Tag ging auf über dem Hause des Enderle, über dem Hause, auf dessen Schwelle das Gras wucherte, daran die leeren Schwalbennester hingen und der gebleichte, spukhafte Schädel des Hirschen, über dem Hause, aus welchem die Freude gewichen war und worin der Jammer sich niedergelassen hatte, der dumpfe Druck des Elends, wie eine schwere Wolke, die kein Sonnenblick mehr durchdrang.

Er ging auf, der helle Tag, über Lust und Leid, über dem sorglosen Kinde, das am Wegrain spielte, und über dem gebrochenen Weibe, das mit wunden Füßen und blutendem Herzen durch die einsamen Feldwege schlich.

Das war die Walpurg, das betrogene Weib, die das Auge des Tages sah, wie sie in weitem Kreise um ihr Heimatsdorf irrte und die Schatten der Nacht herbeisehnte, daß sie die Schamröthe verhüllen möge, die ihr auf den Wangen brannte, und das Haupt verschleiern, das die Schande ihr gebeugt, wann sie kommen würde, um sich an die unterste Stelle von ihres Vaters Herd zu setzen. Aber je mehr die Sonne sank, desto tiefer sank ihr Muth, immer langsamer und zögernder ward ihr Schritt, sie sah in der Dämmerung einen Mann mit großen Schritten auf das Dorf zueilen und drückte sich scheu in den Schatten eines Baumes, um ihn vorüber zu lassen; sie hörte die Hunde im Dorfe bellen, sie sah vereinzelte Lichter da und dort aufflackern, und immer zaghafter ward ihr zu Muth, immer kleinmüthiger.

Durfte sie vor ihren Vater treten? sie, die Schmachbeladene, vor den strengen, ehrenfesten Mann? Was wollte sie ihm antworten, wenn er sie fragen würde, warum sie so leicht geglaubt, so leichten Kaufs sich hingegeben habe? Was antworten, wenn er sie fragen würde, ob das städtische Gewand und die goldenen Kappen genügend gewesen seien, um jeden ernsten Gedanken an Vater,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0104-1

Ehre und Heimat zu bannen? — und würde er ihr glauben, wenn sie es ihm sagte, daß sie den Pfalzgrafen nicht gekannt?

Sie hatte einmal eine Mutter gehabt, eine liebe, gute Mutter, sie hatte ihr oft auf dem Schooße gesessen in der Dämmerstunde und ihr Köpfchen an der Mutter Brust gelehnt; da hatte sie das Klopfen ihres Herzens gefühlt und gehört. Das Mutterherz stand jetzt still. „Gott hat der Erde so ein Weib nicht gegönnt", hatte ihr Vater gesagt.

Wenn die Mutter noch lebte, so wollte sie jetzt zu ihr gehen in die dämmerige Stube, sie wollte ihren müden Kopf in ihren Schooß legen, da wäre jeder Schlag des Mutterherzens eine Bitte für das Kind gewesen, und der Vater würde vergeben.

„Ach, Mutter! liebe Mutter, nimm mich zu Dir!" rief sie in steigender Angst.

Sie war ihres Vaters einziges Kind, seine Ehre lag in ihren Händen, sie hatte damit gespielt und hatte sie verloren.

Da stand Walpurg an ihres Vaters Thür, ihr zögernder Fuß hatte sie dennoch hergeführt, aber sie wagte nicht, einzutreten; sie ging um das Haus herum, die Gartenthür stand offen und aus der Küche schimmerte Licht. Sie trat ein. Weißlichfahl blickte der Hirschkopf durch das Dunkel, sie schauerte fröstelnd in sich zusammen und trat gebückt gegen das Küchenfenster vor. Die ölgetränkte Leinwand, welche in den Fensterrahmen gespannt war statt des noch im hohen Preise stehenden Fensterglases, bot Lücken genug, um das Innere der Küche vollkommen übersehen zu können.

Sie wollte vorerst ihren Vater sehen, ehe sie es wagte, einzutreten, sie wollte ihn allein treffen, es sollte Niemand gegenwärtig sein bei dem leidvollen Wiedersehen von Vater und Kind. Sie dachte an das Gleichniß vom verlorenen Sohne, das in dem Lehrsaale des Klosters Sanct Margarethen abgebildet war, sie sah die in Felle gekleidete, gebeugte Gestalt des Knaben vor sich und den priesterlichen Vater mit dem Feierkleide in der Hand. Ach! sie sehnte sich nicht nach einem bunten Rock und geschlachteten Kalbe, still wollte sie eintreten, die Letzte am Herdfeuer sein und die Unterste am Tische.

Sie blickte durch den klaffenden Leinwandschlitz in's Innere der Küche, da saß ihr Vater halb abgewendet von ihr, den Arm auf die kalten Herdsteine gestützt, darauf kein Feuer brannte, in der eisernen Gabel über dem Herde stak ein gewaltiger brennender Kienspan und erhellte mit rothem, flackerndem Lichte die Küche.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0105-7

Das war nicht mehr der heimliche, behagliche Raum, in welchem sie mit der Bärbel gewirthschaftet hatte, wo Krüge und Pfannen spiegelblank den Schein des immer lodernden Herdfeuers zurückwarfen; damals saßen die guten Hausgeister, Ordnung und Behagen, im dunkelsten Winkel; aber jetzt — — wie es gerade gebraucht und hingesetzt wurde, stand das Geschirr unordentlich und wirr in Haufen aufeinander geschoben umher. In einer Ecke lag ein Klumpen aufgehäufter Wildhäute, an den Pflöcken hingen Armbrust und Bolzenbeutel, Fanggarne und eine gewaltige Radflinte. Das war die einst so trauliche Heimat, welche fürstlicher Muthwillen zerstörte.

An der anderen Seite des Herdes stand der Kilian; sie schrack zusammen, als sie ihn da stehen sah. Was hatte er ihrem Vater wohl gesagt? — — Armes Weib, sie war zu früh und zu spät gekommen!

Beide schwiegen, ihr Vater hatte den Kopf auf die Brust gebeugt und sah auf den Boden, der Kilian wickelte einen Strohhalm zwischen den Fingern. Keiner ahnte, daß der Gegenstand ihres Gespräches mit Herzklopfen und Todesangst da draußen auf nur ein Wort, eine Bewegung harrte, in steigender Verzweiflung.

Der Kilian hatte dem Enderle mitgetheilt, wie er die Walpurg gefunden, daß sie verschwunden sei und daß der Pfalzgraf nach dem Gerüchte Fräulein Susanne, die Herzogstochter in Bayern, heimführen würde.

Lange hatte der Bürgermeister schweigend dagesessen, endlich hob er den Kopf, das rothe Licht des Kienspans fiel grell auf sein Antlitz und das Mädchen am Fenster hätte fast laut aufgeschrieen, als ihr Auge sein Gesicht traf Es fuhr ihr wie ein schneidendes Messer durch die Seele, und sie fragte sich verzweifelt, ob sie denn Jahre lang schon fort sei, oder ob es möglich, daß Monate diese Wandlung bewirkt? Tiefe Furchen hatte der Gram in das Antlitz des Mannes gepflügt, die Brauen waren zusammengezogen und der Mund eingekniffen, wie in heftigem körperlichen Schmerz, dünn und ergraut hingen noch spärliche Haarbüschel ihm über die kahle Stirn.

Mit blutlosen Lippen und fiebernden Schläfen sah die Walpurgis auf den gebrochenen Mann, ein fröstelndes Zittern schüttelte ihre Glieder, sie mußte sich halten, um nicht umzusinken. Da strich etwas leise und zart an ihrer Wange vorbei, schnurrend und spinnend war ihre Katze auf die Fensterbank geklettert und schmiegte sich an die Wange des Mädchens. Mit einem dumpfen Aufschluchzen begrüßte Walpurg das Thier, welches an dem Fenster kratzte und riß, als sollte die Scheidewand fallen zwischen Vater und Kind.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0106-3

Der Mann da drinnen aber hörte den dumpfen Wehelaut nicht, er verstand nicht, was das klagende Miau und Zerren der Katze bedeute; andere Stimmen waren lauter in ihm.

Er war aufgestanden und durchmaß mit großen Schritten den Küchenraum.

„Und Du glaubst's?" wandte er sich gegen den Kilian.

„Ja, ich glaub's, Vetter, denn ich hab' sie selber geseh'n und gesprochen", antwortete der Gefragte.

Der Enderle ballte die Faust, er schüttelte sie gegen das verschlossene Fenster, an welchem die Katze zerrte.

„Dann soll Nichts mehr zwischen mich und meine Rache treten!" rief er wild, indem die Adern seiner Stirn aufschwollen wie Peitschenstränge. „Die Lüge will ich rächen, sieben Mal sieben! über Tod und Grab!"

Das Mädchen im Hofe bebte erschreckt zurück.

„Heute noch nicht — morgen", flüsterte sie angstvoll in sich hinein. „Morgen früh will ich vor ihn treten, wann er aufwacht will ich an seinem Bette niederknieen, morgen."

Walpurg trat vom Fenster zurück, die Katze krallte sich an ihr Kleid, sie zerrte an den Silberketten des Mieders.

„Geh', Mietz, ich komme wieder", sprach das Mädchen und streifte das Thier herab.

Da schlug ein wildes, verzweifeltes Lachen an ihr Ohr, das war ihres Vaters Stimme.

„Gerechtigkeit?" rief er höhnend. „Gerechtigkeit suchen? Bei wem? soll ich den Fuchs bei'm Wolf verklagen, weil er mir in den Taubenschlag brach?"

„Nein, heute nicht, morgen, morgen!" flüsterte die zitternde Lippe der Walpurg, indem sie in den dunklen Garten zurücktrat. Die Katze war von ihrem Mieder herabgeglitten, mit jammervollem Miauen saß sie auf der Fensterbank.

Der Enderle maß mit großen Schritten den Küchenraum.

„Nein, Kilian", sagte er ruhiger, „ich hab's satt gekriegt, mich in den Vorhallen und auf den Treppen von dem Schranzenvolk herumpuffen zu lassen, wann ich kam, mein gutes Recht zu suchen, ich hab' wunde Füße darüber gekriegt und einen zerschlagenen Rücken."

Er lachte wieder so grimmig auf, als er die letzten Worte sprach, daß es den Kilian kalt überlief.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0107-8

„Also mit Lug und Trug, sagst Du, hab' er mein Kind an sich gefesselt?" fragte er. „Und sie ist fortgelaufen, wie sie es erfahren hat? — Sie muß bald kommen — — sie könnt' schon da sein."

Abgebrochen stieß er die Sätze hervor und setzte unaufhaltsam seinen Marsch durch die verstörte Küche fort. Plötzlich blieb er stehen.

„Wann sie nicht kommt, so will ich mein Kind suchen gehen", sprach er; „ich will mit ihr einen stillen Ort aufsuchen, wo . . ."

„Herrgott! was ist das?" unterbrach ihn der erschreckte Kilian und deutete nach dem zerrissenen Fenster.

Der einsamen Katze war die Zeit zu lang geworden, Niemand hatte ihres Winselns Acht, da hatte sie sich einen Anlauf genommen und war durch das Fenster hereingesprungen, dessen durchrissene Fetzen jetzt im Nachtwind flatterten.

Der Enderle hatte sich auf den Ruf herumgewandt, gleichgültig blickte er auf das Thier, welches buckelnd zu ihm heran schlich; da blinkte Etwas, das um das Bein der Katze sich geschlungen hatte, eigenthümlich in dem rothen Fackellichte zu ihm herauf. Der Mann beugte sich und griff nach dem unbekannten, glänzenden Ding, aber wie von einem elektrischen Funken berührt, prallte er zurück, er hielt das glänzende Ding in der Hand; er trat zu dem Kienspane damit.

„Die Walpurg war da!" sprach er dumpf.

Das, was er in der Hand hielt, war ein zerrissenes Silberkettchen mit einem gehenkelten Muttergottesducaten daran, er kannte ihn, seine Tochter hatte ihn um den Hals getragen und vor ihr sein Weib, das war der Kopf des vierten Karl's und der Unterschrift „Böheim's Segen". „Allezeit Mehrer" stand darüber, aber das war durchlöchert.

„Die Walpurg war hier", sprach er nochmals.

Er griff nach der Kienfackel und leuchtete hinaus in den Hof, der rothe Schein lief über den Hirschkopf hin, er blinkte am Brunneneimer und drang ein in den tiefen Winkel bei dem Stall, aber er fand das Mädchen nicht.

„Nehmt mich mit, Enderle, wann ihr die Walpurg suchen geht", sprach der Kilian.

Das Mädchen war langsam durch den Garten gegangen, als sie vom Fenster zurück trat, sie war in's Feld hinaus getreten und schritt langsam, aber ohne still zu stehen, vorwärts. Sie war wie in einem Banne befangen, wie in einem schweren Traum. Es lag ihr wie Blei in den Gliedern und im Kopfe schwer und erdrückend, aber dennoch trieb es sie rastlos umher: wollte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0108-4
DFG

sie niedersitzen, dann jagte die innere, brennende Qual sie wieder auf, sie hätte laut schreien mögen vor Weh', und doch war ihr die Kehle wie zugeschnürt.

„Heiner! Heiner!" preßte sie endlich heraus und aller Schmerz des erlittenen Verraths, all' das unsägliche Weh' ihres Lebens und Liebens wand sich krümmend in dem Wort.

Sie lief über das Stoppelfeld, als könnte sie all den bösen Erinnerungen entfliehen, sie achtete es nicht, daß ihr Fuß jetzt über Waldwurzeln strauchelte, daß die Waldbäume neben ihr aufschossen und ihr Kleid das dürre Geblätter von den Büschen streifte.

Endlich sank sie ermattet zusammen, stöhnend und schluchzend begrub sie ihr Gesicht in das feuchte Moos. Durch die Bäume fuhr seufzend der Nachtwind, und trübe, wie durch einen Trauerflor, blickte der Mond aus der nebeligen Wolkenhülle auf den herbstlichen Wald herab.

Der Enderle hatte beim Scheine der Kienfackel den Eindruck des schmalen Mädchenfußes im weichen Grunde vor dem Fenster gefunden, die Tritte gingen durch den Garten in's Feld. Der Enderle war nicht umsonst Wildschütz geworden und ein Finder der Wildspuren; er erkannte den leichten Fußtritt und die Spur des schleifenden Rocksaumes.

„Sie hat sich gegen den Wald zugewendet", sprach er zu seinem Gefährten, „wir wollen eilen, daß wir sie noch finden."

Es lag eine tiefe Angst in den wenigen Worten, ein Zweifel am Finden, der Bürgermeister konnte sich selbst kaum Rechenschaft davon geben, warum auf einmal eine so unsägliche Angst sein Herz wie mit eisernen Klammern umspannte.

Wortlos eilte er vorwärts, in Hemdärmeln, wie er in der Küche gesessen hatte, ohne Waffen. Die Kienfackel hielt er hoch aufwärts, scharf umher spähend.

Der Kilian vermochte kaum dem raschen Manne zu folgen, fast scheu blickte er ihn an, wie er vor ihm herschritt, die rothe Flamme über seinem Haupte züngelnd und einen langen, schwarzen Streifen von Rauch und Qualm in die neblige Mondnacht werfend.

„Enderle, wann ich Euch so von ohngefähr jetzt begegnen thät", sprach der Kilian, „ich ging Euch weiß Gott aus dem Weg. Ihr wißt' die Leut' sagen Euch allerhand nach, und wie Eure Katz' vord (vorhin) so aus dem Fenster gesprungen ist, da hätt' sich noch ein Anderer wie ich gekreuzt und gesegnet.

Mich soll's nicht wundern, wenn die Leut' sagen, Ihr wäret heut' Nacht mit einem Teufel über Feld geritten."

„Laß sie schwätzen", antwortete der Enderle.

„Ihr redet aber auch nie dagegen", sprach der Andere.

„Kann ich jedem Narren das Maul binden?" fragte der Erstere, welchem der Nimbus des Abenteuerlichen und Zauberhaften offenbar nicht ungelegen war.

So schritten die Beiden dem Walde entgegen, über welchen Nebel und Nacht immer tiefer sich senkten.

Die Walpurg hatte ihr bedrängtes Herz mit einem Thränenstrom erleichtert. Sie hatte noch keine Thräne gefunden seit gestern, um ihr Leid auszuweinen, jetzt ward ihr wohler, der dumpfe Druck wich langsam aus ihrer Seele, ihre Augen brannten nicht mehr so schmerzhaft, aber dafür war eine um so tiefere Wehmuth über sie gekommen, sie fühlte sich unendlich elend und verlassen.

Sie stand auf von dem moosigen Steine, auf welchem sie gesessen, sie ward jetzt erst gewahr, daß sie im tiefen Walde, allein sei.

Eine unbezwingbare Furcht kam über das Mädchen, sie war keine der starken Naturen, welche das Ungewöhnliche zur ungewöhnlichen Kraftäußerung aufruft. Sie war behütet und bewahrt worden bislang, weich und lind war ihr Leben dahin geflossen; jetzt war ihr Felsengeröll in den Weg geschleudert und wirre Hemmnisse, das Unvermuthete, Unerwartete brach ihr den Muth und die Kraft. Sie war noch nie bei Nacht im Freien gewesen, nie so allein.

Sie blickte um sich, zwischen den schwarzen Stämmen lag tiefe Nacht, und auf den Gipfeln der Bäume ein bleifarbener, matt erleuchteter Nebel. Jetzt erst fühlte sie die Nachtkälte, die ihr schauernd durch's Mark drang, während die Angst ihr heiße Schweißtropfen auf die Stirn perlte.

Die tiefe Stille ringsum war ihr furchtbarer als der wildeste Lärm es gewesen wäre, sie hörte mit Schaudern ihren Fuß in den dürren Blättern rascheln, ja ihren eigenen hastigen Athem durch das tödtliche Schweigen.

Von wo sie gekommen war, wußte sie nicht mehr, auf's Gerathewohl eilte sie vorwärts durch die Büsche. Hätte sie sich gefragt, ob sie ihr Leben retten wolle, sie hätte es unbedingt verneint, das Leben war ihr zu Leide geworden, aber der unbestimmte Trieb der Selbsterhaltung trieb sie vorwärts.

Stunden lang irrte sie umher, Nacht und Wald schienen kein Ende nehmen zu wollen, immer neue Baumgruppen und festverschlungene Büsche drängten sich ihr in den Weg, tappend, die Hände vorgestreckt, suchte sie mühsam sich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0110-4

durchzuarbeiten. Bald hörte sie Wasser neben sich rauschen, bald stieß sie an einen umgestürzten Stamm; sie meinte Thürme über dem Walde aufsteigen zu sehen, Stimmen, Glockenläuten zu hören, es summte ihr schwirrend vor dem Ohr, ihr Herz pochte und hämmerte, feurige Funken und Faden tanzten vor ihren Augen, sinnlos stürzte sie vorwärts. — — Da — was steht dort in gespenstigfurchtbarer Gestalt? — ein verzerrter Weidenbaum, gebogen und verkrümmt.

Erschrocken fährt das arme verwirrte Mädchen zurück, auf dem feuchten Boden weicht ihr Fuß — sie schwankt und stürzt — mit der Stirn schlägt sie auf einen todten Weidenstrunk auf, bewußtlos und ohnmächtig rollt auf dem abhängenden Boden der willenlose Körper des Mädchens herab, er gleitet über das nasse Riedgras zu dem stillen Wasser hinunter, das unter den überhangenden Weiden leise vorbeirauscht.

Die Wasser öffnen und schließen sich über dem schönen Weibe, das ohne Todeskampf da hinabgesunken ist in das kühle, schimmernde Bett, über das der Wald seine laubigen Gardinen gehängt hat. Die Wellen trinken den letzten Athemzug von den halbgeöffneten Lippen, sie streichen lind und schmeichelnd über die Brust hin, in welcher das angstvoll zuckende Herz so still und ruhig geworden ist.

IX.

„Enderle, Ihr werdet doch nicht meinen, daß die Walpurg so weit in den Wald gelaufen ist?“ sprach der Kilian.

Der Mann mit der Kienfackel deutete statt aller Antwort auf das durchbrochene Unterholz, er hob eine goldgestickte Frauenkappe auf, die, von den Zweigen abgestreift, an einem dürren Ginsterbüschel hing.

„Da ist sie durch“, sprach er finster.

„Enderle, sehet Ihr nicht, wo wir sind? das sind die Thürme von Schwetzingen, grad' vor uns; ich mein', wir sind genarrt und sie sitzt warm bei ihrem Schatz im Schloß.“

Der Enderle wandte sich um.

„Dazu hätt' sie einen kürzeren Weg nehmen können“, sprach er dumpf.

„Enderle, zu was schleppt Ihr immer den Kienbrand mit 'rum?“ sprach der Kilian. „Löschet ihn aus, so kommen wir in der Morgendämmerung besser

heim; ich wollt' nicht, daß Einer von des Pfalzgrafen Leuten uns da finden würd'."

Grau und bleifarben hing das erste Tageslicht auf dem Walde, von den Bäumen tropfte der Nebel wie eiskalte Thränen, die Weidenbäume blickten mit hängenden Zweigen und rissigen, moosbedeckten Scheiteln in das Wasser.

Enderle bückte sich nieder, er tauchte die Fackel abwärts in's Wasser, zischend verlöschte die rothe Flamme, rheinwärts trieb der niedergebrannte Kienspan und aus dem wasserüberrollten Kieselbett schimmerte hell ein weißes, blasses Antlitz herauf.

Unwillkürlich war der Enderle in die Knie gebrochen, er starrte in das Wasser, als schwimme ein Traumgesicht an ihm vorüber.

„Was habt Ihr?" fragte der Kilian.

Der Enderle sprang auf, er packte den Arm des jungen Bauern und zog ihn gegen das Wasser, er deutete auf den blassen Leichnam, mit dessen Haar und Gewändern die Wellen spielten; er sprach kein Wort, aber sein Griff war wie der einer eisernen Zange, sein Athem wie das wüthende Schnauben eines zu Tode getroffenen Stieres.

„Herrgott! Walpurg! Du arme, arme Mahd!" klagte der Kilian.

„Sei still!" sprach der Enderle und hob drohend die Hand gegen seinen Gefährten.

Durch die Bäume zog ein schneidender Windhauch, in Fetzen zerrissen jagte der Nebel durch das Geäst, knarrend und stöhnend schüttelten die Bäume ihre Kronen, daß die gelben Blätter weit umherstoben und niedersanken, geschwundene Lenze.

Der Bauer war in das niedrige Wasser gestiegen, er hob die triefende, schlanke Gestalt zu sich empor und stieg das Ufer hinan.

Der Kilian blickte ihm händeringend und jammernd entgegen, er konnte es nicht fassen, daß der Vater nicht eine Thräne, nicht einen Jammerlaut für sein Kind hatte; aber wie er den Enderle jetzt heraufsteigen sah, da war es ihm, als ob sein eignes Herz stille stehen müsse vor dem ungeheuren, tonlosen Schmerz des Mannes. Wer bleicher war, der lebende Mann oder der kalte Leichnam in seinen Armen, das konnte der Kilian nicht sagen.

Langsam, mit schweren Schritten, stieg der Enderle herauf, über seine Schulter hing der Kopf des Mädchens, ihr aufgelöstes Haar sank schwer und triefend hernieder, von den hängenden Armen und dem Gewande rann das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0112-6
DFG

Wasser in kleinen Bächen herab, eine feuchte Straße zog sich durch die herbstlichen Blätter.

Wenn ein furchtbarer Schmerz den Menschen betroffen, da giebt es kein Wort und kein Bild, ihn zu schildern, keinen Trost, ihn zu lindern — dann laßt Schweigen Gold sein! — —

„Geh' heim, Kilian, hol' mir Spaten und Geschirr", sprach endlich der Mann.

„Vetter, Ihr werdet doch die Walpurg nicht in ungeweihtem Boden begraben wollen, ohne Messe und Gebet?" fragte vorwurfsvoll der Kilian.

„Ja, ich will!" antwortete der Mann. „Das Gebein, das im wilden Grund liegt, soll aufstehen wider seinen Mörder am Tag der Posaunen! Ich will ihn laden zum Tage des Gerichts. — Geh'!"

Langsam und oft rückwärts blickend, mit thränenden Augen, folgte der Kilian der Weisung.

Sanft legte der Enderle den steifen Körper seines Kindes auf das Moos, er setzte sich neben sie und begrub sein Gesicht in beide Hände. Langsam und schwer rannen ihm heiße Thränen durch die geschlossenen Finger und fielen auf die kalte Stirn des Mädchens.

In tiefem Schweigen lag der Wald, nur das Wasser rauschte über die Kiesel, die dürren Blätter schwirrten herab und sanken mit leisem Geraschel zu den anderen; nur der seufzende Athem des Mannes tönte durch die tiefe Stille.

Da ward von fern Hundegebell laut, es knackte in den Büschen und mit weiten Sätzen sprang ein Wasserhund durch das Gestrüpp.

Da stand er still — witternd und spürend sog er die Luft ein, heulend und winselnd, Schweif und Ohren gesenkt, schlich er zu dem Leichnam hin. Er beleckte die kalten Hände des Mädchens, er schnupperte an ihrem nassen Gewande und ließ mit klagendem Todtengeheul sich zu ihren Füßen nieder.

Dem Hunde folgte ein einzelner Waidmann, mit vorgehobenem Arme und gesenktem Angesicht arbeitete er sich durch das wirre Geflecht der Zweige.

Jetzt trat er auf die Lichtung am Wasser, er schüttelte die welken Blätter von seiner Jagdmütze, er hob den Kopf — — da standen sie, Auge in Auge, einander gegenüber, Ott Heinrich, der Pfalzgraf bei Rhein, und der Enderle von Ketsch.

Eine leichte Bläße überflog das Gesicht des jungen Mannes, und mit sichtlich erzwungener Fassung fragte er:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0113-1

„Was treibt Ihr auf meinem Revier?"

„Todte!" antwortete dumpf der Enderle.

Der Pfalzgraf folgte der gesenkten Hand des Mannes mit raschem Blick und sprang mit einem jähen, erkennenden Schrei gegen den Leichnam.

„Ihr habt sie getödtet!" rief er.

Der Enderle lachte wild auf.

„Ho, Prinzlein, jetzt gilt's nimmer, Deine Sünden auf andere Schultern zu laden!"

„Walpurg! Walpurg! Du lieber Schatz!" rief der Pfalzgraf mit den klagenden Tönen der Reue und des Schmerzes, indem er, sich beugend, die Hand der Todten zu erfassen suchte. Die eiserne Faust des Enderle aber riß ihn ungestüm wieder empor.

„Rühr' sie nicht an, Bube!" knirschte der Mann, und grub seine Finger so tief und fest in den Arm des Prinzen, daß dieser nur schwer einen Wehlaut unterdrückte.

Er konnte nicht nach seinem Jagdmesser im Gurt greifen, denn auch seinen rechten Arm hielt der Enderle mit eisernem Griffe umklammert.

„Laßt mich los, Mann!" rief der Pfalzgraf. „Gebt mir nur einen Arm frei, und wir wollen ehrlich ringen, Leben um Leben!"

„Meinst Du, Bürschlein?" grollte der Mann. „Meinst Du, mit dem Tropfen Deines armseligen Lebens wäre der Durst meines Hasses gelöscht? Drück' ich Dich jetzt todt, und ich kann's, dann hab' ich Dich morgen nicht mehr, und allezeit meines Lebens, um mit den Geistern meiner Rache Dich zu jagen."

Mit einem Stoße seiner gewaltigen Faust schleuderte er den taumelnden und schaudernden Prinzen zurück, und die gespreizte Hand gegen ihn ausstreckend, rief er:

„Wie Du mein Haus zertrümmert hast, so soll Dein Haus brechen und soll kein Stein auf dem andern bleiben! Dein Name und Stamm sei ausgelöscht, wie ein verlodert Feuer! Wie Du mich zum kinderlosen Manne gemacht, so sollst Du leben und sterben ohne Sohn noch Tochter zu Deiner Seite, noch einen Enkel an Deinem Grab! Ich will Dich hetzen und jagen über Land und Meer, über Tod und Grab! Ich will . . . ."

Da klangen Hörner und rufende Stimmen, unter nahenden Tritten knackte das dürre Gehölz.

Der Enderle hob seines Kindes Leichnam auf, er warf ihn über die

Schulter, daß ihr nasses Haar wie ein Mantel über seinen Rücken wallte; mit geschleifter Ruthe und gesenktem Kopfe folgte ihm der Hund, hinter ihm schloß sich der Wald, die Zweige schlugen zusammen und der Pfalzgraf war allein.

So fand ihn sein Gefolge erschüttert und erschöpft.

X.

Das ist die Geschichte vom Enderle von Ketsch, von welchem die Heidelberger Chronik meldet:

„Wie Herr Ott Heinrich mit sammt seinem Kanzler, dem Mukenhäuser, da er auf der Rückfahrt war von Palästina, hat ein sonderbar Abenteuer und Gesicht gehabt. — Dann wie sie kamen in das griechische Meer und gen die Insel, so man nennet Cypern, hat sich ein groß Gebraus erhoben mit Donner und Blitz, und ist darin ein Schiff gefahren kommen, wie ein Nebelstreif, sonder Steuer noch Ruder. An deß Mast hat ein Mann gestanden in Hemdsärmeln und hat gerufen: „Jetzt weicht! jetzt flieht! es naht der Enderle von Ketsch!“ Und ist selbiges Schiff zerronnen, wie eine zerblasene Wolke, wann der Wind d'rin fährt. — Wie sie aber wiederum nach Deutschland gekommen sein, so haben sie allda vernommen, wie auf dieselbigte Tag und Stund' der gar boshaftig' Burgemeister Enderle von Ketsch Tods verblichen ist. — Dem seiner armen Seel' woll' Gott gnädig sein.“

So weit die Chronik.

Wann und wo den Bürgermeister von Ketsch der Tod zu erlösen kam von der Last seines Lebens, ist nicht bekannt. Aber es gehörten starke Eindrücke, tiefe Furcht und schweres Unrecht dazu, um den Mann in Hemdärmeln vor dem Auge des Fürsten als dräuende Erscheinung aufsteigen zu lassen, den stiernackigen, rheinischen Bauern über die lauen Wellen des Mittelmeeres, durch die Düfte der cyprischen Myrthen- und Orangenhaine, in Sturm und Blitz fahren zu sehen, als den mahnenden, zürnenden Geist des zertretenen Volkes.

Doch die Geschichte ist gerecht. Sie sieht, was Ott Heinrich in den wenigen Jahren gethan, in welchen der Kurhut seine Stirn schmückte, sie weiß, daß er mild und gerecht regierte, und an seinem Volke das Opfer sühnte, welches seiner wilden Jugend gefallen.

Des Enderle Fluch zwar ging theilweise in Erfüllung. Kinderlos, in kalter Ehe mit Susanna von Bayern, lebte Ott Heinrich, aber das Kind seines Geistes, welches er der Nachwelt hinterließ, sein stolzer Bau, ist nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0115-3

so zerfallen, daß nicht staunend der späte Enkel vor dem Wunderwerk stünde, und die Pracht des Heidelberger Ott-Heinrich-Baues als die Perle der Baukunst des sechszehnten Jahrhunderts rühmte. „Mich baute Ott Heinrich!“ ruft der in Ruinen noch so wunderbar schöne Bau, und dankend geht der Wanderer vorüber.

Aber da, wo der Mann den schönen, blassen Leichnam in den Armen hing, da wich der Wald dem Park. Wo das Wasser rann aus dem gelösten Haar des todten Weibes, da rieselt es jetzt aus den Haaren und über den marmornen Leib der Nymphen, da steigt es als perlender Springquell aus den Nüstern des Delphins, da speit in weitem Bogen der wunde Hirsch es hin, da strömt es aus den Urnen der Najaden, über welche die ragenden Waldbäume und griechischen Tempel ihre Schatten werfen. Aber der Geist des Vergessens schreitet auch durch den prächtigen Garten von Schwetzingen mit verwischenden Sohlen, und die Wasser rinnen und rieseln durch den stillen Park, wie durch den an den Rheinsaum gedrängten Wald unaufhaltsam meerwärts, über Leben und Tod.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0116-8
DFG

Zeit bringt Rosen.

Mit Illustration von B. Vautier.

Die Zeit sie bringt so Rosen als Dornen,
Aber das blüht immer wieder von vornen.
Goethe.

Eine weiße Brücke führt über den Bach, davor stehen zwei alte Trauerweiden und lassen ihre fließenden Zweige bis zu den blinkenden Wellen herabhängen, die thun, als hätten sie's gar eilig, zu den Gerbhäusern hinab zu kommen, die weiter unten liegen in einer langen Reihe. Und doch ist es ein gar stiller Ort, daran sie vorbei kommen. „Sta. Viator" steht in verwitterter Goldschrift über dem vielfach verschnörkelten Eisenthore jenseits der Brücke; aber die Wellen stehen nicht still, und auch nur selten ein Wanderer. Das ist der alte Kirchhof, und da, wo so manche Geschichte geendet, beginnt die unsere. Rings um den Kirchhof war Ackerland, schwerer kostbarer Fruchtboden, gut bebaut und gut gehalten; denn die Bürger der kleinen ehemaligen Reichsstadt, die da jenseits der Landstraße hinter ihren Mauern und Thürmen liegt, trieben alle neben ihrer Handtierung noch den Acker- und Weinbau zu ihrem eigenen und des Landes Gedeihen. Vor der Brücke kreuzen sich zwei Straßen; die eine führt gegen das Gebirge, dessen kühne Formen aus blauduftiger Ferne herübergrüßen, die andere weiterhin in's Gau.

Da, wo die Straße sich kreuzt, standen zwei junge Männer. Der eine jünger scheinende trug auf dem braunen Kraushaar einen leichten Strohhut und darunter ein frisches, fröhliches Gesicht voll Leben und Lust an der Welt. Einen leinenen Kittel hatte er über seine Kleider gezogen, ein grünes Ränzel umgehängt und einen Stock in der Hand. So konnt' er leicht für einen Handwerksburschen gelten. Wer aber näher hinsah, der merkte, daß das Alles feinerer Stoff war und der junge Mann einer von der immer mehr aussterbenden Species der Fußreisenden. Der andere war mit einem dunklen Sommerpaletot vom elegantesten Schnitt und einem hohen Seidenhut bekleidet. Seine

Hände staken in etwas zu engen Glacéhandschuhen; er konnte also unmöglich den kleinen gestickten Nachtsack selbst tragen und mußte zu diesem Zweck einen noch sehr jugendlichen Bewohner der Reichsstadt hinter sich hertraben lassen, dessen schiefgetretene Stiefel und nicht nur mützenloses, sondern auch ungekämmtes Haupt den äußersten Contrast zu dem rein und glänzend gebürsteten Herrn bildeten. Der junge Reichsbürger hatte sich einstweilen auf einen Chausséestein gesetzt und zu mehrerer Bequemlichkeit den gestickten Nachtsack in den tiefsten Staub abgestellt.

„Also wirklich, Emil", sprach der Fußreisende, „Du willst nicht mit mir gehen?" — „Gewiß ginge ich gern mit Dir", antwortete der Feine, „aber Du kennst die Verhältnisse, Karl."

„Ei was!" rief der Andere, „immer und immer diese leidigen Verhältnisse! Müßt' ich nur das verdammte Wort nicht immer hören, das nichts sagt und nichts verbirgt, hinter das man sich flüchten kann und verstecken, und Jeder mag sich dabei denken, was er will!" — „Was willst Du, mein Lieber?" lautete die Antwort. „Die Verhältnisse sind zwingend, wir können uns nicht losreißen, ohne das Gefüge der Kette, welche uns mit Andern verbindet, gewaltsam und unnatürlich zu lösen."

Der Andere drehte sich auf dem Absatz herum und wirbelte den Stock umher. „Um Gotteswillen, Herr Assessor in Ferien, gieb mir keine so subtile, gedrehte Antwort, an der ich zu knacken habe wie an einer Nuß. Einfach, ich finde Dich hier, frei, in Ferien; ich frage Dich: willst Du mit in's Gebirg? Du duckst Dich ganz klein zusammen: — die Verhältnisse — ich möchte gern, aber — die Verhältnisse — mein Onkel — die Gesellschaft. — Zum Teufel, stelle Dich einmal drüber, geh' mit!"

Der Andere sah auf seine Uhr. „Ich muß mich beeilen, Karl, es ist eine Viertelstunde zum Bahnhof. Ich kann in der That Deiner Aufforderung nicht Folge leisten. Viel Vergnügen!"

Ein Wink mahnte den Buben zum Aufbruch, welcher, den Nachtsack über die Schulter werfend, im dicken Staube der Heerstraße hintrottete. Aergerlich wandte der Fußreisende sich herum, der Andere grüßte nochmals mit der schön belederten Hand.

„Geh' hin in Gottes Namen", murmelte Jener, „geh' hin zu Basen und Vettern und in das ganze Getriebe der schöngefügten Verhältnisse! Ich will mich ein paar Tage losmachen, vielleicht auch ein paar Wochen. Heraus, heraus! Ich will einmal all' den Plunder hinter mir lassen und mir wohl

thun in der freien Gotteswelt, in Wald und Heide. 's ist am Ende auch besser, der geht für sich und ich meines Weges. Wer heißt mich auch allen Leuten Gutes thun wollen nach meiner Meinung und es ihnen aufdrängen?"

Der Reisende schlenderte bei diesen Worten langsam über die Brücke, er ergriff die niederhängenden Zweige der einen Trauerweide und bewegte mit derselben, sie hin und her schleudernd, das Wasser. Da hörte er helle Mädchenstimmen aus dem Innern des Kirchhofs herüber tönen; er trat über die Brücke, und sich auf das niedrige Gemäuer lehnend, blickte er, halb verborgen von einer hochgewachsenen Taxusstaude, hinein. Es war reiches Ackerfeld ringsum, schwerer fetter Boden, auf dem alle Frucht doppelt zu keimen schien. So war auch der Kirchhof. Der Reisende meinte nie eine üppigere Gartenwildniß gesehen zu haben. Wie das blühte und glänzte über den moosigen Steinen und den eingesunkenen Kreuzen! Nur noch selten, da und dort, war ein Grab gejätet und gerecht, mit einer Umfassung von Masliebchen oder Immergrün umgeben; sonst deckte all' die Gräber das gleiche hoffnungsgrüne Leichentuch des im Thauperlenschmuck prangenden Grases. Lustig wuchsen darüber die prächtigen Büsche des Goldlacks und der Schwertlilie, wiegten Tannen und Cypressen ihre dunklen Häupter und dufteten ganze Hecken von Rosen und Flieder zu dem an der Mauer herüber.

Daß der Kirchhof nicht mehr im Gebrauch sei, war wohl sichtlich, sowie daß er nun auch zu anderen Zwecken diente. Auf dem Rasen der eingesunkenen Gräber waren lange Stücke Linnen zum Bleichen gebreitet und zwischen den Grabsteinen flatterte allerhand zum Trocknen aufgehängte Wäsche.

Das Alles hatte der Reisende mit einem Blick gesehen. — Aber wo waren die Mädchen? — Richtig, dort standen sie, ganz in seiner Nähe neben dem großen Rosenstrauch, aus dessen Mitte eine Todtenurne weißlich schimmerte.

„Wie schön! wie schön!" flüsterte der junge Mann unwillkürlich. — Ja, es war wirklich schön, was er sah. Schön war sie, wie die thaubesprengte Rose am Busch, die schlanke, anmuthige Blondine im kurzen Rock und knappen Mieder, wie sie eben den aus dem weißen Hemdärmel schimmernden Arm hob, um einen vollen Rosenkranz sich auf den lockigen Wellenscheitel zu drücken. — Aber mit einer hastigen Bewegung riß ihre dunklere, vollere Gefährtin den gehobenen Arm herab.

„Jesus! Mariann'! Ich glaub' Du wärst's im Stande!" — Das Mädchen, welches dies mit einer angstvoll fragenden Betonung rief, war, wenn auch nicht so schön, als ihre Gefährtin, doch wohl für manchen Geschmack noch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0119-8

reizender und gefälliger. Sie hatte üppigere Formen, frische Gesichtsfarbe und dunkle Augen und Haare. Ihre Kleidung war die eines wohlhabenden Bürgermädchens, doch nicht halb so kleidsam war das hellgrundige, rothgetupfte Kattunkleid und die braune Merinoschürze, als das blaugestreifte Drellmieder und der kurze Unterrock von dunklem Wollstoff, welchen die blonde Schöne trug.

Der junge Mann war so sehr in das Anschauen dieser zauberhaften Schönheit verloren, daß er die eifrige Rede der Braunen ganz überhörte. „Wenn dieses Mädchen ein Atlaskleid trüge und Perlenschnüre im Haar, Jeder hielte sie für eine geborene Prinzessin, und dächte nicht, daß in diesen Verhältnissen — — Pfui!“ unterbrach er sich selbst, „kommt mir schon wieder das leidige Wort?“

„Geh', Du bist nicht klug, Rosine!“ rief jetzt die Blonde mit hellem Lachen. „Warum soll ich den Kranz nicht aufsetzen?“

„Sieh, Marianne, thu's nicht, mir zu Lieb! Weißt Du nicht, man sagt, an die käme nie der Brautkranz, die einmal einen Kranz von Todtenblumen getragen!“

„Wegen dessen wollt' ich's schon wagen!“ rief die schöne Marianne übermüthig. — „Sieh!“ fuhr sie fort, auf die Leinwand deutend, „das ist ja auch von meinem Ausstattungsleinen, was ich auf den Gräbern bleiche, und der Rosenstock hier ist von je mein Liebling.“

„Was ist's denn für ein Grab, darauf er steht?“ fragte Rosine. „Er muß schon gar alt sein, denn in meinem Leben hab' ich noch keinen so dicken Rosenstamm gesehen.“

„Ich weiß es nicht“, erwiederte die Blonde, „ich hab's noch nicht gelesen, die Schrift ist ganz moosig.“

Rosine beugte sich nieder zum liegenden Grabstein, Marianne hatte den Kranz über die nebenstehende Gießkanne gehängt und bog sich mitlesend über die Freundin, indem sie mit der Linken die Rosenzweige zurückhielt, welche sie am Sehen hinderten. — Der Lauscher an der Kirchhofmauer wagte kaum zu athmen, aus Furcht, das liebliche Bild zu zerstören.

„Maria Anna ruhet hier,
Aller Tugenden ein Zier
Ist sie an Leib und Seel gewest.
Dem Herrn des Raths und ehrenvest
Junker Jürg vom Thor war sie vertraut
Als eine angelobte Braut.
Jetz hat sie Gott im Jungfernkrantz
Geführet in des Himmels Glantz.

„Anno 1573 auf den Tag Johannis ist allhier beerdigt worden die edel Jungfraw Maria Anna im Ringwalt, so ihrs Lebens Alter gebracht hat auf 21 Jahr weniger 3 Monat, und eyn eheleiblich Kind gewest des edeln Junkers und Burgemeister Peter Hans im Ringwalt und seiner Hausfrawen Kathrein, eyner Edeln von Walberg. Gott mög' ihrer Seelen gnädig seyn. Amen!"

Solches las mühsam und langsam die dunkle Rosine. Und wie es geht, wenn Einer so nach und nach Buchstaben und Worte zusammenklauben muß, kann er nicht so schnell den Sinn fassen wie der Hörende. Die Leserin wußte also nicht mehr so recht, was sie gelesen hatte, und sah erschrocken auf die Freundin, welche sich, bleich und mühsam Athem holend, an den Rosenstamm lehnte. — „Marianne, was ist? was hast Du?" rief sie erschreckt.

„Hast Du denn nicht selbst gelesen, daß die da unten „Maria Anna Ringwalt" heißt, gerade wie ich, und auch gerade so alt war?" rief die Blonde, indem es wie ein Frösteln ihre ganze schlanke Gestalt durchzitterte.

Die Braune war auch um ein Merkliches bläßer geworden. „Geh'", sagte sie, „sei kein Kind! Die Ringwalte sind in der Stadt erbgesessen, seit sie steht, und Maria Anna's giebt's in jedem Haus, das ist kein Wunder!"

„Ja, Du kannst Recht haben, sie kann unseres Geschlechts gewesen sein", sprach Marianne, und indem sie die blonden Haare rasch zurückstrich, rief sie herzhaft: „Und es sind mir doch immer nur Rosen aus diesem Grab erblüht!"

Ihre Gießkanne aufnehmend, rief sie: „Wir wollen eilen, daß wir von dem Grab fort kommen und wieder an die Arbeit; es wird Einem ganz ängstlich!" Und gleichsam sich selber zur Aufmunterung und zum Troste wiederholte sie halblaut: „Es sind mir doch immer nur Rosen draus erwachsen!"

„Marianne!" rief die Freundin, „willst Du so im Unterrock und im Mieder, hemdärmelig an den Bach gehen?" — „'s wird noch Niemand auf dem Weg sein", meinte die Andere, und sprang fröhlich gegen das Gitterthor, um am Bach zu schöpfen. Rosine folgte bedächtigeren Schrittes, sorgsam den Saum des Rockes vor dem feuchten Grase schützend. Das verschnörkelte Eisenthor drehte sich kreischend in den verrosteten Angeln, Marianne trat heraus und beugte sich gegen die Seite, wo der Reisende stand, zum Wasser. Da erblickte sie diesen, und mit einem Schrei, sich ihrer leichten Toilette erinnernd, ließ sie die Gießkanne fallen. Mit einem gurgelnden Ton, den schwankenden Seiher nach oben gerichtet, sank die Kanne halb unter Wasser, aber schon war der Wanderer gegen den Rand des Baches gesprungen und hatte mit dem gebogenen Griffe seines Stockes die Flüchtige wieder beigehakt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0121-6

Als er sich wieder erhob, stand die schöne Marianne, mit hellem Roth übergossen, halb hinter der Freundin; die baumwollene Schürze hatte sie über die entblößten Schultern geschlagen und die nackten Arme so viel als thunlich darunter versteckt. So stand sie da, ein Bild der reizendsten Verwirrung.

So war es an der geordneten Rosine, die Sprecherin zu machen und den Dank für die gerettete Gießkanne abzustatten. Sie entledigte sich dieses Amtes denn auch bestens, und aus Höflichkeit oder weil der Fremde ihr gefiel, spann sie das Gespräch noch weiter fort.

„Er wird in die Stadt wollen? — 's ist ein hübscher Ort", sprach sie.

„Ich komme aus der Stadt und will in's Gebirg", antwortete der Reisende.

Die Redeweise des Fremden verdutzte ein wenig die Fragerin, denn es kam ihr vor, als hätte sie sich in dem Reisenden mit dem Ränzel geirrt.

„Ich hab' gemeint, Sie reisten in einer Profession" — sprach sie. Der junge Mann lächelte. „Das ist auch kein Irrthum, schönes Kind", erwiederte er.

Jetzt wurde Rosine wieder zutraulicher. „Und in welcher, wenn man so keck sein und fragen darf?"

Der Gefragte strich sich lächelnd mit der Hand über den Schnurrbart, er ließ einen besinnenden Blick über die scheue Blonde und den blühenden Kirchhof gleiten. „Ich bin ein Gärtner", sagte er nach einigem Zaudern. Da kam plötzlich Leben in die schöne Marianne, welche bisher nur verstohlen, von dem Kattunkleide der Freundin geschützt, den Fremden betrachtet hatte.

„Mein Großvater sucht schon lange einen tüchtigen Gärtnersgehülfen", rief sie, wagte aber nicht, den Reisenden geradezu anzureden, und warf diese Bemerkung wie eine allgemeine hin. — Da schwirrte durch den Kopf des jungen Mannes wie ein Blitz der Gedanke: „Wie, wenn Du Dich auf einige Tage hier als Gärtner aufhieltest? Das gäbe ein schönes Reiseintermezzo, da wäre ich einmal gründlich losgerissen von allen Verhältnissen", sprach er bei sich. — „Im Gebirg ist für einen Gärtner nicht viel zu finden, schon eher für einen Forstmann", sagte Rosine.

Der Reisende wandte sich gegen die Blonde. „Wenn die Jungfer mich zu ihrem Großvater führen will, so soll mir's lieb sein." Sie gab auch jetzt wieder keine directe Antwort. Dort ist der Großvater", sprach sie, indem sie, sich auf die Zehen stellend, über den Kirchhof hinblickte. Eilig lief sie dann davon durch das offen gebliebene Gitterthor und griff hastig nach Rock und Jacke von dunklem Zeug, welche über ein marmornes Kreuz gehängt war. Im

Laufe warf sie den Rock über, knöpfte die Jacke zu und band das weiße Spitzentüchlein um den Hals.

Der Fremde folgte mit Rosinen, immer die Augen auf die liebliche Entflohene gerichtet. Seine Begleiterin führte ihn durch vielfach gewundene Wege, denn sie wollte ihres hellen Kleides und ihrer zierlichen Schuhe halber nicht über die thaufeuchten Gräber laufen; auch hätte es sich mit dem Fremden nicht wohl geschickt, so darüber hin zu huschen wie Marianne So war denn dieser Zeit genug geblieben, dem Großvater die ganze Angelegenheit vorzutragen.

Die beiden Andern kamen näher. Der alte Mann mit der grünen Schirmmütze war eifrig beschäftigt, die Zweige von Spalierpfirsichen, welche er an der Kirchhofsmauer zog, anzubinden.

„Großvater, da ist der Gärtner!" rief seine Enkelin. Der alte Mann band ruhig und ohne sich umzuwenden einen widerstrebenden Zweig an das Gitter. „Ich hab' es dem Großvater schon gesagt, daß Sie ihn sprechen wollen", sagte die schöne Marianne, indem sie den Reisenden fest anblickte. Mit der gewohnten anständigen Kleidung schien ihr auch wieder alle gewohnte Sicherheit gekommen zu sein. Der Fremde betrachtete entzückt die schöne Gestalt, die im dunklen, lang niederfallenden Kleide höher und reifer erschien

Endlich war der Zweig festgebunden. Der Alte drehte sich langsam herum; er hatte einen Büschel Bindfaden im Munde, den nahm er erst langsam heraus und steckte ihn in die Tasche der langschooßigen Weste, dann wischte er bedächtig die Brillengläser, rückte die grüne Schirmmütze rückwärts und betrachtete nach all' diesen sorgsamen Vorbereitungen den vor ihm Stehenden von oben bis unten.

Ueber das Gesicht des jungen Mannes zuckte ein kaum zu unterdrückendes Lächeln „Wahrhaftig!" dachte er, „das gäbe eine schöne Scene, wenn meine hochadelige Verwandtschaft mich, Karl Justus von Strohmeck, jetzt sehen könnte, im Begriff, sich einem alten Todtengräber als Gehülfen zu verdingen."

Der Alte räusperte sich. Er war es von je gewöhnt, seine Untergeordneten mit Er anzureden; diesem jungen Gärtner gegenüber wollte es aber nicht so recht gehen, er bediente sich daher der Art von Anrede, wie sie manche Fürsten zu lieben pflegen.

„Ist der junge Mann ein gelernter Gärtner?" fragte er. — Der gab darauf keine directe Antwort. „Ich habe mich immer besonders viel mit der Blumenzucht abgegeben", sprach er. — Der Alte schüttelte den Kopf. „Auf

Blumen geb' ich nicht viel, Obst und Gemüse ist mir die Hauptsache." — „Aber ich dächte doch, Ihr Amt als Todtengräber — —" — „Mein Amt als Todtengräber?" unterbrach ihn der Alte. „Ich bin ein Handelsgärtner und kein Todtengräber; den Kirchhof hab' ich von der Stadt in Pacht, weil er noch acht Jahre zu liegen hat, bis die gesetzlichen fünfunddreißig Jahre um sind, dann wird er umgebrochen."

Der junge Mann fühlte, daß er einen Verstoß begangen habe, er wollte es wieder gut machen, und vor ein daneben liegendes Birnenspalier tretend, sagte er: „Das sind prächtige Saint Germain; so hab' ich sie bis jetzt nur in Paris gesehen." Das wirkte. — „Ist der junge Mensch in Paris gewesen?" sprach der Alte schmunzelnd. „Ich habe die Gärtnerei in Metz gelernt und wäre auch gern nach Paris gegangen, aber es war in der Revolution."

Nach manchem Hin- und Herreden wurde der alte Gärtner mit dem jungen einig, daß derselbe einmal vierzehn Tage auf Probe arbeiten und dagegen Kost und Wohnung erhalten solle. Die Mädchen hatten sich inzwischen entfernt und der Alte sich wieder seiner Arbeit zugewendet. Nach einer kleinen Weile, während welcher der Reisende sich umsonst bemüht hatte, die schöne Marianne wieder zu sehen, nahm der Alte Reb- und Oculirmesser, Bast und Bindfaden vom Boden auf und ein Wink lud den Reisenden zum Mitgehen ein. — Schweigend gingen die Beiden durch den grünen blühenden Kirchhof; da war es dem jungen Mann, als hörte er wieder die Stimmen der Mädchen, und richtig, dort standen sie auf der Brücke; das Gitterthor war offen, sie sahen zu ihm herüber. Er nahm den Hut ab und schwenkte ihn grüßend gegen die Mädchen; lachend entsprang Rosine, aber es war ihm, als ob die schöne Marianne seinen Gruß erwiederte.

Die Hainbuchenhecke, welche ehemals den Kirchhof auch auf der westlichen Seite umgab, war verschwunden, und so bildete das Besitzthum des alten Ringwalt ein Ganzes mit dem Kirchhofe; bis auf diesen herüber erstreckten sich die edlen Obstbäume und manches Gemüsefeld war schon über die Grenze gerückt.

Karl von Strohmeck betrachtete mit Vergnügen diesen wohlgehaltenen Besitz, die gutgepflegten Bäume und die schön und sauber gehaltene Baumschule, deren gesunde schlanke Stämmchen die östlichste Ecke des Gartens füllten. Das Ganze lachte ihn an wie ein freundliches Idyll, und er dachte es sich ganz angenehm, mit dem schönen blonden Mädchen ein paar Tage in dem weißen Häuschen mit den grünen Fensterladen dort zu hausen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0124-3



Zeit bringt Rosen.

Marianne trat heraus und beugte sich gegen die Seite, wo der Reisende stand, zum Wasser. (S. S. 109.)

Strohmeck war eine glücklich begabte, heitere Natur. Als einziger Sohn hatte er schon frühe die militairische Laufbahn ergriffen, gleich fast allen seinen Vorgängern. Aber gar bald vom Garnisonsleben im Frieden angewidert, hatte er dem Kriegerstande Valet gesagt, um sich seinem Lieblingsstudium, den Naturwissenschaften, vornehmlich der Botanik und Forstcultur mit Muße widmen zu können. Bedeutendes Vermögen und ein gut gelegener, schöner Landsitz kamen ihm dabei trefflich zu statten. Seine Kenntnisse ließen ihn deshalb nicht fürchten, aus der Rolle zu fallen, und von seiner Militairzeit her war ihm eine gewisse Rührigkeit und Straffheit geblieben, welche den Gelehrten nicht eigen zu sein pflegt.

Seine Tour nach dem Gebirge hatte einen doppelten Zweck; einmal wollte er auf einige Zeit Verhältnisse und Personen fliehen, von welchen er sich nicht losmachen konnte, oder wenigstens es nicht zu können glaubte, und die ihm dadurch nur um so lästiger wurden. Und dann wollte er die Flora des Gebirges näher kennen lernen zum Behuf der Abfassung eines eingehenderen Werkes, welches seinen Namen der gelehrten Welt bekannt machen sollte.

Gepäck und Herbarienmappen waren schon nach dem Orte ihrer Bestimmung, einem Dorfe im Gebirg, vorausgegangen, und Karl von Strohmeck war nur deshalb mit seinem leichten Felleisen nach der guten alten Stadt gekommen, um im Vorübergehen ihre alten stattlichen Bauten zu sehen und zugleich einen gerichtlich ausgestellten Nachweis über einen seiner Vorfahren zu begehren, welcher daselbst geboren war. Er hatte hier einen ihm entfernt verwandten Touristen getroffen, denselben, von welchem er diesen Morgen geschieden, und dieser hatte sich dem Auftrag bei dem Magistrat willig unterzogen. So kam es, daß er die Stadt schon am andern Morgen wieder verlassen wollte. Aber das Abenteuer lockte, und er wollte es mit sich nehmen, wie eine schöne duftende Blume, am Wege gepflückt, als freundlich lachendes Erinnerungszeichen zwischen den ernst beschriebenen Blättern liegt.

„So, da wären wir!“ rief der alte Gärtner, indem er, die grüne Schirmmütze an einen Stock hängend, dieselbe mit einer gestrickten Kappe von schwarzer Seide vertauschte, deren Quästchen bei jeder Bewegung lustig auf und nieder tanzte.

Karl sah sich in der freundlichen Stube mit Vergnügen um. Das Mobiliar war kleinbürgerlich und altmodisch, aber bequem und vollkommen gut gehalten. Vom mächtigen Himmelbett mit seinen roth und weiß gewürfelten Vorhängen bis zu den geschweiften messingbeschlagenen Commoden und dem lederbezogenen Lehnstuhl trug Alles den Stempel behaglichen Wohlstandes.

Der Alte griff nach einem Kalender, der zur Seite eines stattlichen Tresorschrankes von schön eingelegter Arbeit hing. Die weißen Blätter des Kalenders dienten ihm zugleich als Journal und Hauptbuch.

„Ja so, wie heißen Sie denn?" — Er hatte glücklich das Sie herausgebracht und sich innerlich dieser Neuerung halber damit entschuldigt, daß ein Mensch, der in Paris gewesen, das wohl beanspruchen könne. — „Karl Strohm", antwortete der Gefragte. Er nannte nur die erste Sylbe seines Namens. — „Das Eck", dachte er, „mag wegbleiben, ich will jetzt einmal ohne störende Ecken sein."

Der Alte kramte lange in seinem Tresor nach dem Rothstift, endlich fand er ihn; er zog einen dicken Strich unter den 25. Mai und schrieb daneben: „Ist bei mir eingetreten als Gesell Karl Strohm." — „Mariann!" rief er dann in die Hausflur, in welche das schöne Mädchen soeben mit dem vollgepackten Wäschekorb getreten war. „Zeig' dem Strohm seine Kammer!"

Das Mädchen nahm einen Schlüssel, der an der Küchenthür hing und schritt, ohne ein Wort zu sprechen, die schmale Treppe hinauf. Der junge Mann folgte. — Sie gingen über einen luftigen Speicher, dessen Boden ganz mit Sämereien bedeckt war. Trockene Tabaks- und Maisbüschel hingen von den Sparren und lange Schnüre von dürren Bohnen und Erbsenschoten vor den offenen Dachluken.

Ein schmaler Weg führte dazwischen hin zu den beiden Thüren im Giebel. Die eine stand halb offen und Karl sah flüchtig im Vorübergehen darin ein weiß überzogenes Bett in einem helltapezierten Stübchen; ein Kanarienvogel ließ daraus seine schmetterndsten Triller ertönen, aber rasch schloß die schöne Marianne diese Thür und drehte den Schlüssel so hastig um, daß es für Carl deutlicher als Worte sprach, dieses Zimmer existire nicht für ihn. Sie schloß die daneben liegende Thür auf. Das war das Zimmer des Gehülfen.

Allerdings war es kein elegantes Boudoir mit seinen weißgetünchten Wänden, dem schmalen Bette, dem zerbrochenen Spiegel und dem roth angestrichenen Kleiderkasten und Tische von Tannenholz; aber doch funkelnd von Reinlichkeit und Sonnenschein. Das Fenster umrankte Rebenlaub, dessen zitternde Schatten auf der weißen Wand spielten und über die beiden Bilder huschten, welche dieselben schmückten. Denn auch die Kunst hatte ihre Vertreter da herauf gesendet, freilich in zwei verschiedenen Producten. Da war über dem Bette, wahrscheinlich von einem kunstsinnigen Vorgänger hinterlassen, eine mit Oblaten an die Wand geklebte grell colorirte Lithographie: Kaiser Napoleon

mit dem Herzog von Reichsstadt auf einer sehr handfesten Wolke sitzend Der kaiserliche Adler darüber war defect geworden, und um diesem Mangel abzuhelfen, hatte der Kunstliebhaber an diese Stelle eine schöne goldbedruckte Karte geheftet, auf welcher zwei an einen Pfeil gespießte Herzen in einem Vergißmeinnichtkranz flammten, und darunter stand, flankirt von zwei Rosenstöcken: „Viel Glück zum Namenstag!"

Auf der jenseitigen Wand aber hing in geschwärztem Rahmen von ehemals vergoldetem Eichenholz ein altes Portrait. Jahrhunderte mochten eine dicke Kruste von Rauch und Schmutz darüber gelegt haben; nur schwer noch erkannte man ein dunkelrothes Frauengewand und einen blonden Mädchenkopf, jedoch so verschwommen, als lägen siebenfache schwarze Schleier davor.

„Wer ist das?" fragte Karl seine Begleiterin, denn das alte Bild schien ihn mit bekannten Augen aus dem trüben Flor anzublicken. — Marianne lächelte. „Das weiß Niemand mehr zu sagen. Das Bild hing früher unten in der Stube, seit ich denken kann; als sie aber frisch geweißt wurde, that es der Großvater da herauf. Mir war es leid, denn ich habe mich oft selbst gefragt, wer es sein möge und hab' das alte Bild oft betrachtet, ja fast liebgehabt"

So war der junge Mann denn eingeführt in eine Häuslichkeit, welche dem Lebenskreis, in dem er sich bis jetzt bewegt, fremd war; aber um so reizvoller muthete sie ihn an, um so mehr lockte sie, wie ein süßes Geheimniß. — Er blieb.

Dem Alten war in wenigen Tagen der fremde, feine Gehülfe fast wie seine rechte Hand geworden, und die schöne Marianne gab sich mit offenem Herz und Sinn dem Genusse hin, welchen die Gespräche Karls ihr gewährten, Gespräche so verschieden von denen, an die sie bisher gewöhnt gewesen.

Einst kam wieder die Rede auf das alte Bild. Karl äußerte den Wunsch, es zu reinigen und fragte zugleich nach seiner Herkunft. Der alte Ringwalt an welchen diese Frage gerichtet war, that erst ein paar lange Züge aus seiner Pfeife. „Wenn Sie alte Bilder putzen wollen", sagte er gleichmüthig, „so steht in der Kammer unter der Treppe noch ein ganzer Haufen, Männer mit großen Halskrägen und Frauen mit Schnepphauben. Das gäb' aber ein tüchtiges Geschäft: die Mäuse haben Löcher hineingefressen, so groß wie einer von den Kürbissen draußen. Als die Stadt noch reichsfrei war, und vor den Kriegen, da waren die Ringwalte ein Geschlecht, wie sie's damals geheißen haben. Damals haben sie Geld genug gehabt, um sich malen zu lassen; unser Eines hat's heutzutage nothwendiger. Wenn Sie aber an alten Sachen Ge-

schmack haben — — da ist genug!" Mit diesen Worten stand der alte Mann auf und trat an das Himmelbett. Er warf den Vorhang vom Kopfende zurück und Carl sah, daß dieser Theil, auf dem die Geschichte der keuschen Susanna abgebildet war, einen Schrank bildete. — Schon lange war ihm das mächtige Bett mit den gewundenen Säulen und den biblischen Malereien aufgefallen; es stammte wohl schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Charakter sämmtlicher dem alten Testament entlehnten Malereien bezeugte es, und noch mehr die grotesken Schnitzereien der Pfosten und Säulenköpfe.

Der Alte kramte im Bettschrein und warf allerhand Plunder, ein paar goldstoffene Hauben aus dem vorigen Jahrhundert, ein Paar schwere eiserne Sporen, einen alten Wetscher von schwarzem Sammet mit Silberbuckeln besetzt, einige metallene Krugdeckel und dergleichen mehr heraus. Dazwischen kamen Bücher und Schriftstücke und zwischen all' dem Plunder dieses Curiositätencabinets in der Bettwand, mit alten Pfeifenköpfen und Schminkdosen, fiel eine vielfach versiegelte Rolle von Pergament heraus.

„Ei, was ist das?" rief der Alte. „Das muß ganz hinten gesteckt haben, ich hab's meines Wissens noch nicht gesehen." Marianne hob lachend den blonden Kopf. „Ihr entdeckt am Ende noch Schätze, Großvater!" rief sie. — „Nun, es wär' nicht so unmöglich, daß das ein Pfand- oder Kaufbrief wäre", sprach der Alte, indem er, an den Tisch tretend, die Siegel zu lösen begann.

Da klopfte es an's Fenster und die blühende Rosine schaute herein. Marianne öffnete. „Vetter Christoph, der Georg ist heut' Mittag angekommen, und mein Oheim läßt Euch bitten, zu ihm zu kommen; weil ihn die Gicht wieder so plagt, kann er nicht ausgehen. Ich wollt's Euch im Vorbeigehen gesagt haben."

Der Eindruck, welchen diese Botschaft auf Diejenigen machte, an welche sie sich richtete, war ein sehr verschiedener. Marianne war todtbleich geworden, stammelte ein paar unzusammenhängende Worte, sie müsse nach dem Abendessen sehen, und verließ die Stube, ohne das auf den Boden gefallene Nähzeug der Beachtung zu würdigen. Der Alte hatte deß kein Acht. Er nahm die seidene Kappe ab und stülpte sie mit einer hastigen Bewegung wieder seitwärts auf den Kopf, wie er immer that, wenn er guter Laune war.

„So ist der Herumtreiber endlich wieder einmal heim gekommen? Es hat lange gewährt", sprach er „Wie ist's, Rosinchen? Jetzt werd' ich mir für eine Haushälterin sorgen müssen. Am End' hättest Du Lust?"

„Ihr kämet mit mir schlecht aus, Vetter!" antwortete das Mädchen: „Die

Marianne hat Euch verwöhnt." — „Ja, 's wird mir leid um sie thun", sprach der Alte; „am Ende zieh' ich mit ihr. — Einstweilen aber schmiere Du nur Deine Tanzschuhe, denn ich will der Marianne eine lustige Hochzeit ausrichten!" Das Mädchen antwortete nicht; es flog wie ein dunkler Schatten über ihr Gesicht. Sich abwendend sprach sie: „Ich muß noch einmal in die Stadt, grüßt mir die Marianne."

Karl hatte staunend diesen Reden zugehört. Er war jetzt seit drei Wochen in diesem Hause und heute zum Erstenmale wurde Mariannen's als einer Verlobten erwähnt, und zwar in einer Weise, als sei dies eine so bekannte und sichere Sache, daß es der Rede darüber gar nicht bedürfe. — Ein eifersüchtiges bitteres Gefühl beschlich den jungen Mann. Er mußte sich gestehen, daß nur Marianne ihn in dieses Abenteuer gelockt, daß nur sie ihn so lange gefesselt. Urplötzlich kam ihm seine Umgebung so aller Poesie entkleidet, so nüchtern vor, daß er sich unwillig fragte, wie er so lange Zeit an dieses Possenspiel habe wenden können? Durch die Mißstimmung aber zuckte ein tieferes Weh.

Ich höre ja heute zum ersten Male, daß Jungfer Marianne Braut ist." Mit diesen anscheinend gleichgültigen Worten wandte er sich an den Alten. „Nun, wie man's just nennen will", erwiederte dieser. „Die Verhältnisse haben das so mit sich gebracht. Es ist für beide Theile passend und geschickt, da sollen sie eben in Gottes Namen einander heirathen, damit Ruh' wird!"

„Die Verhältnisse!" — knirschte Karl zwischen den Zähnen. „Immer und immer wieder dieser Popanz! also auch hier!" Laut fragte er dann, und es klang wie Hohn hindurch: „Nun, darf man denn wissen, was das für Verhältnisse sind, für zwingende Verhältnisse und störende dazu, das Mariannen's Heirath Ruhe schaffen muß?"

„Warum nicht!" antwortete der Alte, der die Aufregung seines Gehülfen nicht bemerkte. „Das ist für Niemand ein Geheimniß." „Das Wasser da" fuhr er fort, „ist noch von Reichstadts Zeiten her Privilegium für die Gerber da unten; nur sie dürfen's benützen. Die Gerbhäuser aber und das Privilegium sind von Uralters her im Besitz einer Familie. Die hat sich mit der Zeit in verschiedene Stämme getheilt, deren Jeder seinen Theil an der Gerberei und dem Wasserrecht hat. Keines darf seinen Antheil verkaufen, noch an Fremde verschenken oder vermachen. Nur durch Heirath oder Beerbung in der Familie können die Theile zusammenkommen. Da jetzt aber drei Stämme Antheil haben, so ist ewig Hader und Zwietracht. Der Marianne Vater (Gott hab' ihn selig! er ist jung gestorben), das war auch ein Ringwalt und hatte ein

Viertheil an den Gerbhäusern zu eigen. Sein Antheil kam auf die Marianne. Mein Vetter, der Vater des Georg, hat einen zweiten Antheil und das Uebrige gehört dem Vater der Rosine. Der Georg hat ein Viertheil und die Marianne hat eines. Drum sollen sie heirathen, damit sie zusammen einen so großen Antheil haben, wie der Vater der Rosine. Sonst thut es kein gut. — Haben Sie's verstanden?"

Der Alte zündete nach dieser langen Auseinandersetzung langsam die ausgeglimmte Pfeife wieder an und löste bedachtsam die Siegel an der geheimnißvollen Pergamentrolle.

„Und Jungfer Marianne, ist sie's zufrieden? Behagt ihr dieses Compagniegeschäft?" fragte der junge Mann. — „Was wird sie nicht!" sprach der Alte. „Sie hat's von je nicht anders gewußt und der Georg ist ein sauberer Bursch."

Er hatte jetzt glücklich die Siegel an dem Pergament gelöst und schickte sich an, sich mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen, sagte aber, indem er das zusammengefaltete Pergament hinter den Tresor steckte: „Ich kann's auch auf den Abend verschieben. Es ist ohnedies schon dämmerig. Ich will einmal nach den Gerbhäusern gehen und hören, was die wollen. Der Georg hätt' auch selber kommen können."

Kopfschüttelnd über die Respectlosigkeit der heutigen Jugend schickte der Alte sich zum Ausgehen an, und auch Karl verließ das Zimmer, dessen Decke plötzlich auf ihm zu lasten, dessen Luft schwül und trüb ihn zu umgeben schien. Verstimmt trat er in den Garten, ging er in den Kirchhof. — Was lag ihm so viel daran? Liebte er das Mädchen?

„Es ist Zeit, daß ich dem Ding ein Ende mache", sprach er düster vor sich. „Was bildete ich mir auch ein, in diesen herrlichen blauen Augen einen Strahl der Empfindung, auf dieser hellen weißen Stirn einen Gedanken an mich zu lesen? Sie weiß und wußte nicht anders, als daß ein glattes Geschäft abzuschließen sei mit ihrer Heirath."

Er blieb stehen. Das privilegirte Wasser rauschte unter der Brücke, in glührothem Abendstrahl schimmerten die weißen Denksteine des Kirchhofes, durch die Trauerweiden, Tannen und Cypressen strich leise sanfter Lufthauch. — Karl blieb stehen, der tiefe Frieden um ihn muthete ihn eigenthümlich an, aber die Mißstimmung ward wieder Herr über ihn.

„Thor, der ich bin!" dachte er. „Was ich mit dem Auge der Poesie erblicke, ist für die Anderen nur ein gewöhnliches Ergebniß alltäglicher Verhältnisse, und sie behalten Recht! Und was ist's auch, beim Lichte der Wirklichkeit be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0132-7

sehen? Das privilegirte Wasser eilt lustig den Gerbhäusern und Lohgruben zu und diese reizende Wildniß des Kirchhofs wird gutes Ackerland geben, Jugend, Schönheit und Talent half dem Bauer den Acker düngen — und Marianne, die schöne Blume —? — Was soll mir das", unterbrach er sich heftig. „Ich ziehe meines Weges weiter, und sie mag die zwei Viertheile zur Hälfte verschmelzen!"

Er war so, ohne es zu wissen, bis zu dem Rosenbusche gekommen, der dem Grabe der Rathsherrnbraut entwuchs. Sein Auge war in die Ferne gerichtet; dort über die Hainbuchenhecke des Kirchhofes blickten und winkten die Berge zauberisch herüber im violetten und rosigen Lichte, mit dem die scheidende Sonne sie übergoß, und dort zog sich die Landstraße hin, wie ein heller Streif durch das dunkelgrüne Saatfeld. Da trat sein Fuß auf ein dürres, knackendes Reis, und mit einem Laut der Ueberraschung hob sich dicht zu seinen Füßen eine auf den Grabstein gekauerte Gestalt empor.

Erschrocken trat der junge Mann einen Schritt zurück. „Marianne!" Da saß sie unter dem blühenden Rosenbusch auf dem Grabe von des Bürgermeisters Töchterlein, die schöne Marianne. Eine rothgoldene Glorie webte die Abendsonne um ihren blonden Scheitel, in den gefalteten Händen hielt sie eine weiße Rose. Sie stand auf und wollte sich entfernen.

„Hab' ich Sie gestört, Jungfer Marianne?" fragte der junge Mann, und wie um sich selbst zu erproben, fügte er hinzu: „Ich habe Sie nicht hier erwartet, ich glaubte, Sie seien auf den Gerbhäusern bei Ihrem Verlobten."

„Bei meinem Verlobten?" wiederholte das Mädchen, und der Ton dieser Worte berührte wunderbar den Mißgestimmten, als dränge ein heller, singender Klang durch alle Dissonanzen seines Innern.

„Ihr Großvater", fing er an, „hat mir gesagt, das sei eine längst abgemachte Sache." — „Sagen Sie, ein Geschäft!" fiel ihm das Mädchen lebhaft in die Rede; „ein Handel, wobei Alles berücksichtigt wurde, alles Für und Wider reiflich erwogen, nur nicht Das, um was es sich handeln sollte, wenn zwei Menschen einen Bund für's Leben schließen!"

Sie hatte das mit großer Heftigkeit gesprochen und schien noch mehr hinzufügen zu wollen, aber ein tiefer Seufzer unterbrach ihre Rede und mit der Rechten die Augen bedeckend blieb sie schweigend sitzen.

Karl ließ sich an ihrer Seite nieder, er ergriff ihre niederhängende Linke. „Sie sind nicht glücklich, liebes Mädchen!" sprach er, „und dennoch haben Sie in diese Verbindung gewilligt, haben sich nicht dagegen gesträubt?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0133-2

„Es ist wahr", entgegnete das Mädchen, „ich habe nie dagegen geredet. Seit meiner Kindheit hat man mich mit diesem Gedanken vertraut gemacht, ich wußte nichts weiter. So ging der Georg in die Fremde vor drei Jahren, und in der ganzen Zeit wußt' ich nicht anders, als daß ich sein Weib werden sollte. — Ich habe ruhig d'ran gedacht, daß er wieder kommen würde; aber ich hab's weder sehnlich gewünscht, noch ängstlich dem Tag entgegengesehen, bis — —".

Mit klopfendem Herzen hatte der junge Mann zugehört. „Bis wann, Marianne? bis wann?" fragte er sanft, indem er, ihre Rechte ergreifend, ihr in's Auge zu blicken suchte. Da hob sie den Kopf, und einen langen, innigen Blick aus den schönen Augen, einen warmen Liebesstrahl, durch Thränen leuchtend, sandte sie zum jungen Mann empor. — Eine Nachtigall ließ ihren Flötenton durch den stillen Friedhof schallen, die Wellen des Baches rauschten und sangen, durch Bäume und Gesträuche zog Flüstern und Duften, und im Herzen des jungen Mannes war Alles aufgegangen, Nachtigallenjubel und Frühlingslust, Liebe und Sonnenschein, in dem Einen thränenfeuchten Blick. — „Marianne!"

Die Rosen dufteten über dem alten Grabe, die Nachtigall streute ihre perlenden Töne in die dunkelnden Büsche, das violette Licht verschwamm an den Bergen, leise stieg der Mond auf; aber gleich einem Augenblick entschwand den Glücklichen die Stunde.

„Und wirklich, mein Mädchen, Du bist mein? Sag' es mir noch einmal, daß ich's glauben kann!" rief der junge Mann. — „Dein, Dein auf immer!" antwortete sie, den Kopf an seine Schulter lehnend.

„Komm', Marianne!" rief er, indem er das Mädchen in die Höhe zog. „Bleib' nicht auf dem Grabe hier sitzen!" — „Warum nicht, lieber Freund?" antwortete das Mädchen. „Auf dem Grabe ist unser Bund geschlossen worden, darum soll er auch dauern bis an's Grab und drüber. Mir sind Rosen aus dem Grabe erblüht!"

Durch den mondhellen Kirchhof, durch den Garten voll reifender Früchte schritt das glückliche Paar. „Rede Du heute noch mit dem Großvater", sagte Marianne. „Es ist besser so, ehe Georg noch bei uns war. — Georg wird sich trösten und das Uebrige muß sich finden." — „Gut' Nacht, Liebchen!" rief Karl, den schönen Mund der Sprecherin mit einem Kusse schließend.

Der alte Ringwalt war mürrisch und übelgelaunt nach Hause gekommen, er hatte die Lampe angezündet und saß am Tische, in dem aufgefundenen Pergament studirend. Marianne war in ihre Kammer geeilt; es war ihr so

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0134-8

leicht und fröhlich zu Muthe, sie hätte fliegen mögen. Mit einem schmetternden Triller begrüßte sie ihr Vogel, da nahm sie rasch ihr Tuch ab und hing es über den Käfig. Sie lehnte sich weit zum Fenster hinaus, der kühle Abendwind flog um ihre erhitzte Stirn, um ihre entblößten Schultern, vom Kirchhof her klang das schmelzende Abendlied der Nachtigall, und dort war der Ort, wo ihre Rosen blühten.

Unten mühte sich der Alte mit dem Pergamente, da trat Karl ein. Er wußte nicht recht, welchen Ton er mit dem Alten zuerst anstimmen sollte; denn der war brummig und die schwarze Troddel hing tief über die Stirn. Aber es mußte begonnen sein.

„Wie wär's, Meister Ringwalt, wenn ich käme, um die Marianne zu freien?" sprach er. — „Dann würd' ich sagen, 's wär' zu spät, sie wär' schon vergeben", brummte der Alte. — „Aber, Meister Ringwalt, wenn ich käme und sagte: die Marianne und ich wir lieben uns, es ist völliger Ernst." — „Dann sagte ich, es wäre besser Spaß", entgegnete der Alte unerschütterlich.

„Meister Ringwalt", fuhr Karl ernster und dringender fort, „Marianne muß mein Weib werden; sie liebt mich. — Sie würde unglücklich werden; löst das Uebereinkommen, denn ein Verlöbniß kann das doch nicht genannt werden, was ohne den freien, selbstbewußten Willen Derjenigen, um welche es sich handelt, abgemacht worden ist."

Der Alte schob seine Brille in die Höhe und blickte den Sprechenden an: „Das ist ein miserables Gewäsch, aus dem ich nicht klug werde; ich hab' wunder gemeint, was dahinter stecke", sprach er und stieß das Pergament von sich, daß es über den Tisch hinflog bis an den Platz, wo der Andere saß. „Die Marianne heirathet den Georg und damit Punktum!" rief er dann aufstehend und seinen Wachsstock an der Lampe anzündend. — „Ich denke, wir machen noch manches Komma, bis wir an das Punktum kommen!" rief Karl.

Der Alte zuckte die Achseln und verließ das Zimmer, um seinen gewöhnlichen Gang durch das Haus zu machen. — Unter der Thür wandte er sich nochmals um. „Sie sind mir lieb und werth gewesen", sprach er, „für mein Enkelkind aber hab' ich einen andern Mann, und so wär's besser, wenn Sie sich wo anders umsähen."

Karl lächelte bitter. — „Also abgewiesen!" murmelte er. „Und da spuken wieder die Verhältnisse dazwischen; der arme Gärtner kommt gegen den reichen Gerbersohn nicht in Betracht. — Es ist überhaupt eine peinliche Lage. Ich kann doch wahrhaftig nicht wie der Prinz im Melodram den Rock aufreißen, den Stern zeigen und sprechen: ich bin Freiherr!" Er war aufgestanden und ging im Zimmer umher. — „Und doch muß es klar werden, sonst kann ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0135-4

dem Eigenwillen dieses alten Mannes und diesem widerwärtigen Uebereinkommen nicht mit Erfolg gegenüber treten."

Seine Augen fielen bei diesen Worten zufällig auf das auf dem Tische liegende Pergament. Wie gebannt blieb er stehen: „Was ist das?" Da kam der Alte schlurfenden Schrittes wieder über die Hausflur. Verwundert blickte er auf den jungen Mann, der, ohne sein Eintreten zu bemerken, eifrig in der Rolle las, welche zu entziffern er sich vergebliche Mühe gegeben hatte.

„Wenn Sie das alte Ding mit sich hinauf nehmen wollen, ich hab' nichts dagegen", sprach er. — „Nun, wir wollen morgen weiter reden, und dann lese ich es Ihnen und Marianne vor", rief der junge Mann heiter. — „Ich denke, es wird wohl das Letzte sein", brummte der alte Mann und schloß hinter dem jungen die Thür.

Karl war in seine Kammer hinaufgestiegen. Er warf im Vorübergehen einen Kuß gegen die verschlossene Thür seines Mädchens. — „Gute Nacht!" flüsterte er, und als Antwort klang ein jubelnder Triller des Kanarienvogels zurück, durch das Schlüsselloch drang ein heller Lichtblitz in den dunkeln Speicher, aber schnell verlöschte derselbe und der Vogel schwieg.

Karl trat in seine Kammer. Hell schien der Mond in die kleine Stube und goß sein volles Licht auf das alte Bild. Die blonden Locken glänzten, das Auge grüßte so bekannt, so lächelnd herüber, das dunkelrothe Gewand schien sich zu regen. — „Marianne!" rief der Entzückte. Da verhüllte eine vorüberstreifende Wolke den Mond, und im Dunkel lagen Gemach und Bild.

Hastig zündete Karl sein Licht an. Hoch dasselbe erhebend, ließ er den vollen Strahl auf das Gesicht der Unbekannten fallen. Und wahrhaftig, aus der Fülle ihres blonden Haares, das der zierlichen, perlenbesetzten Sammethaube entquoll, blickte sie ihn an mit den Augen der Geliebten. Das war die helle, weiße Stirn und der feine, festgeschlossene Mund seines Mädchens. Karl ließ den hellen Lichtschein niedergleiten am geschlitzten und gepufften dunkelrothen Gewand. Sieh' da, in der Ecke, ist das nicht eine Inschrift? Trüb und undeutlich schimmern die gelben Buchstaben hervor. Mit Reiben und Wischen gelang es dem Forschenden allmälig und mühsam die Schrift zu entziffern. „Maria Anna im Ringwalt", las er.

Da fuhr es wie ein Schauer durch die Seele des sonst starken Mannes, der Leuchter in seiner Hand zitterte und klirrte; er mußte ihn niedersetzen. Da blickte sie auf ihn nieder, aus dem grauen Dämmer der Jahrhunderte, sie, die Beschützerin seiner Liebe, die draußen lag unter dem moosigen Steine,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0136-9

über dem der Rosenbusch duftete und die Nachtigall sang; sie blickte ihn an mit den Augen der Geliebten, nur nicht so heiter und sonnenhell, wie die Lebenden; ein Schatten der Trauer und Wehmuth schien auf der Stirn zu liegen und der festgeschlossene Mund lächelte nicht heiter, wie der einer Braut.

Sinnend, den Kopf in die Hand gestützt, betrachtete er das wundersame Bild, da stieß er mit der Linken an das achtlos zur Seite gelegte Pergament. — Es hatte ihn gefesselt um eines Namens willen, den er zu sehen geglaubt, und alte Schriften, besonders wenn sie unmittelbar das Familien- und Seelenleben vergangener Zeiten betrafen, hatten für ihn von je einen besondern Reiz. — Der Eingang hatte ihn eigenthümlich angemuthet, so nahm er es denn jetzt wieder zu Hand und las:

„Anno Domini 1591.

„Daz soll seyn meyne Beicht, so ich ablegen will denen, die nach mir kommen. Denn mich dünket, ich hätt deß eyn groß Bedürfen. Weilen ich aber in Dr. Martin Luthers gereinigter Lehr geboren bin und will auch darinnen verbleiben, so kann mir kein geystlich oder weltlich Macht Absolution ertheilen, denn alleyn durch meyne Reu und tiefe Bekümmernuß und durch den Herrn Jesus Christus, den alleinigen Herrn Gott Zebaoth.

„Aber gleichwie in der katholischen Kirche man vermeint, daß denen, so im Purgatorium Seelenpein und Not leiden, gute Werck und Gebette woltun, so vermeyn ich und will die gebetten haben, die nach mir kommen, daß sie meyn und meyner Sünden gedenken, und machens gut, waz ich verbrochen hab. Deß sey Ihnen Gott gnedig und der Herr Christus. Amen!

„So wiße dann: Ich Peter Hans im Ringwalt, dieser Stadt Patricius und Burgemeister, untertan kayserlich römischer Majestät, hab mir genommen zur Hausfraw Kathrein, des Ritters von Walberg Tochter, da meyn erst Gespons mit Tod abgangen, von der mir noch zwei Söhne am Leben sind. Meine Hausfraw Kathrein aber ist auch Tods verblichen, alz sie mir ein Mägdlein geboren hatt, darauf ich lang gewartet. — Daz Mägdlein hab' ich Maria Anna geheißen nach meiner Frawen Mutter.

„Selbiges Mägdlein ist gar lieplich angewachsen, also daß sie fast zu sehen war wie eyn Rößlein im May. Da sie in das Alter gekommen, hab' ich sie verlobt dem Junker Jürg vom Thor, eynes hohen und edlen Raths Verwandten, und ich hab gemeint meyn Sach recht gut zu machen; denn der vom Thor war eyn begüterter Mann, auch noch in besten Jahren, also daß er sich wol noch eynes jungen Gemahles hätt befreuen mögen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0137-5

„Da hatt aber in unsrer Gassen gewont eyn alt gering Weiblein, so eynes Schwertfegers Wittib gewesen, und hatt geheißen die Strohmeckerin, weilen sie hergekommen ist mit des Ritters von Walberg Leuten, der auch ein Herr gewesen ist zu Strohmeck, und ihr Mann ist gewest ein Hintersaß und der Stadt Schützling.

„Und bemeldte Strohmekerin hatt eynen einigen Sohn, so das Schwertfegerhandwerck gelernt und dasselbige trieb vor seiner Mutter. Das war eyn gar keker Gesell, der Justus, und die Mägdlein sahen ihn gern; dann er war anzusehen wie Milch und Blut, war aber doch gar starck und schier anzusehen wie der Simson, der abgebildet ist sambt den Philistri auf unsrem Rathshaus. Kundt auch Niemand ihm was Böses nachreden, dann er war gottesfürchtig und fleißig. Deß mög sich Gott meyner erbarmen!

„Da ward ich innen am Tag Georgii des Jares 1572, daß meyn eigen Kind, die Maria Anna, nach dem Gesellen sah. Ich hatt deß sunst kein Aug, weyl sie ihn gekannt hat von Kindesbeinen an. An dem Tag aber ward ichs innen, wie mein Kind kunnt ihres adeligen Bluts so vergessen sein, daß sie zu irem Liebsten den Gesellen gemacht, und wollt nichts wissen vom Junker Jürgen. Da hab ich ihr manch hart Wort gegeben und hab mich vermessen hoch und theuer, daß sie das Weib müßt werden dessen vom Thor. Die Maria Anna aber ward dessen nur vester in irem Sinn und wolt nit lassen von dem Gesellen.

„Da hab ich gedacht, wie ich könnt den Justus fortschaffen, auf daß sie seyn nit mehr gedenke. So hab ich dann den Justus gefordert als meyner seeligen Hausfrawen leibeigen Knechtlein, da sie die Letzte gewest ires Stamms, und ist ir zugefallen alz Besitztum Burg und Dorf Strohmek sambt allen Leuten. Des Justus Mutter aber hatt sich losgekauft gehabt sambt allen ihren Nachkommen, wie sie den Hintersassen der Stadt geheurat hat. — Solches war mir wol bekannt, aber der böse Feind hat mich verblendt, also daß ich, so ich zu oberst sitze in der Stadt hab eynen falschen Eyd geschworen auf das Evangelium und ließ den Justus greifen von den Stekenknechten.

„Die machten viel Rumorens im Haus der Wittib, also daß daz Weiblin sich schier entsatzte, und der Justus schlug drein wie eyn Simson. Weyl aber das Weib so heulte und nit von irem Sohn lassen wolt, stiß sie eyner von den Knechten mit der Partisan, daß sie hinfiel in irem Blut. Das ist über mich gekommen, obwohlen ich's nit so gemeint hab, um meins falschen Eyds willen.

„Wie daz der Justus ersah, ist er auf die Stekenknecht dar und hat ihrer

zwey fast schwer verwundt. Da liß ich ihn in den Thurm werfen und mitt Ruthen streichen, da ich gedachte, ietzt könnt meyn Kind nimmer Einem in Liep zugetan seyn, der so verschändt worden. — Aber die Maria Anna verschwor sich hoch und teuer, wie daß sie wolt lieber in Ketten des Justus Buhle sein, denn deß vom Thor Gemahel in Sammet und Damasten.

„Die Strohmekerin ist bald an ihren Wunden und Herzeleid gestorben, aber der Justus ist aus dem Thurm entsprungen, wußt Niemand wohin. — Da nahm ich auf meynen falschen Eyd hin der Strohmekerin Haus alz meyn verfallen Eigentum.

„Aber ich hatt deß wenig Freude. Die Maria Anna zehrte sich ab vor Gram, also daß sie starb am Tage vor Johannis 1573. — Von dem vom Thor hat sie nichts wissen wolle und hat nur alleweyl dem Justus gerufen auf irem Todesbett. Der Junker Jürg hatt ir eyn schön Carmen verfaßt; das liß ich eingraben auf iren Stein um unsrer Freundschaft und Gevattern willen, meyn aber, sie hätt sich lieber des Justus denn dessen vom Thor Braut genennt.

„Vom Justus hat Niemand mehr waz gehört, nur alz vor fünf Jahren kurfürstlich Reiterey hier über Nacht gelegen, wollten irer Etzliche Einen Hauptmann gesehen haben, der auf der Maria Anna Grab geknieet, und vermeyneten, daz sey der Justus gewesen. Ist auch eyn Rosenstöklein auf meynes Kindes Grab gefunden worden, so vorher nit da gewesen."

Bis hierher las der Freiherr, da ließ er das Pergament sinken und griff nach dem Kopf, denn ihm schwindelte fast. Es grenzte ihm an das Wunder, wie sich vor seinem Auge Glied um Glied der Kette schlang, die ihn und Marianne mit der längst Verblichenen verband, wie plötzlich lebendig vor ihm stand, was unmittelbar in sein Schicksal erhellend und schützend eingriff. Es wurde ihm fast unheimlich zu Muth, wie er so da saß und vor ihm ein Stück Leben aus alter, gewaltthätiger, finsterer Zeit sich entrollte, unter den Augen des Opfers, das ihr gefallen. Diese Augen blickten wundersam milde herab auf den späten Enkel des einst so heiß Geliebten; der wehmüthige Mund schien sich öffnen zu wollen zu einem Lächeln, einem grüßenden Wort. Da überfiel es den jungen Mann wie ein Schwindel, und hastig löschte er das Licht.

Die Sonne schien hell in sein Gemach, als er am andern Morgen erwachend erst mühsam seine Gedanken wieder ordnen mußte, um den Traum von der Wirklichkeit zu scheiden. — Diese ganze Nacht hatten Maria Anna

und sein Ahn sein Träumen erfüllt. Bald war sie hinausgetreten in ihrem dunkelrothen Gewande, die unglückliche Patricierin, und schritt nun über ihr Grab hin und umhalste den Justus, der im kriegerischen Schmuck einen Rosenzweig eingrub; und dann war sie es wieder nicht und es war die Marianne, die im kurzen Unterrock da stand, und er selbst war der Justus, der im Thurme lag, schwer gefesselt an Händen und Füßen, während draußen in einem ganz mit Rosen bedeckten Sarg die Marianne vorüber getragen wurde. Ganz erschöpft erwachte er und war geneigt, Alles für einen Traum zu halten, aber dort lag die Rolle und dort hing das Bild mit dem Namen: Maria Anna im Ringwalt. — Er stand auf und kleidete sich an. Es war ihm ganz eigen feierlich zu Muthe, als wäre Marianne schon lange die Seine, als wäre sie ihm unauflöslich verbunden.

Er ging hinab; es war Sonntag und darum der Alte länger beim Frühstück als gewöhnlich; doch schien er nicht besserer Laune zu sein als am Abend vorher. Er stieß den Rauch seiner Pfeife in kurzen Sätzen von sich und Marianne saß am Fenster mit trüb umflorten Augen und festgeschlossenem Munde. — Ein offenes Gesangbuch lag auf ihren Knieen, aber sie blickte darüber hinaus auf das tanzende Wasser, auf die grünen Bäume und die Landstraße.

Karl trat an den Tisch. „Guten Morgen, Vater Ringwalt", sprach er und bot dem alten Mann die Hand. Der nahm keine Notiz davon und schob nur brummend die schwarze Kappe auf das eine Ohr. Da trat der Andere, ohne sich an die verwunderten Blicke des Alten zu kehren, an's Fenster. „Guten Morgen, Marianne!" sprach er fest und reichte dem Mädchen die Hand. Diese ergriff sie, und ein heller, sonniger Strahl flog aus ihren schönen Augen zu dem Geliebten empor. „Es wird gut werden!" flüsterte dieser.

Dann sich an den Alten wendend, sprach er: „Ehe ich ein Weiteres rede, muß ich erst das gestern gefundene Pergament Euch vorlesen." — „'S wird kaum der Mühe werth sein", brummte der Alte. — Karl las, was wir mitgetheilt, und auch den Schluß, der also lautete:

„So befehl' ich denn all denen, so nach mir kommen, daß sie um Gottes willen meyner gedenken und meyner Sünden, so Gott Inen selbsten soll Gnad gewähren, daß sie annehmen meine Beicht, so ich jetzt abgelegt, und wollen dem Justus Strohmeker oder seinen Nachkommen in Gutem vergelten, waz ich ihm und seiner Mutter Böses getan. Dann ich hab' nichts mehr von ihm erfahren, daß ich's hätt' können thun. Insonderheit sollen sie Ime oder den Seinen das Haus zurückgeben neben der Kirch hinter dem Sct.

Michaelsbrunnen, daz ich wider alles Recht an mich genommen. Auch sollen sie denenselben förderlich seyn und das Ire geben, wie sie können.

„Daz hab' ich geschrieben in meinem Wingertslusthaus, darein ich gezogen bin, auf daß ich mich in der Näh hielte von meines Kindes Grab und müßt nimmer sehen daz Haus der Strohmekerin über die Gaßen. — Gott erbarm' sich mein in seiner Barmhertzigkeit. Amen!

Peter Hans im Ringwalt."

„Daz hab' ich in meines Bettes Schrein gelegt, damit ich auf dem Todesbett meine Beicht ablege und müßt doch nit erleben, daß meine Söhn' sich von mir abwenden."

„Am Sct. Georgen Tag 1591, da ich 74 Jar alt war."

Staunend hatte der Alte, erschüttert Marianne zugehört. So wußte sie jetzt, wie viel Weh das Grab unter dem Rosenstrauch barg, und wessen Hand die Rosen für sie gepflanzt. Sie faltete die Hände über dem offenen Gesangbuch und eine helle Thräne rollte darauf Einen scheuen Blick warf sie nach dem Bette, in welchem der verbrecherische Bürgermeister gestorben war, dessen harte Hand so schonungslos seines eigenen Kindes Lieben und Leben zerdrückt hatte.

„Das ist ein curioses Testament", sprach der Alte. „Wenn man sonst Testamente findet, meint man was zu bekommen; da aber heißt's: gieb her! — Ich meine nicht, daß wir die Strohmecker in der Zeitung sollten ausschreiben lassen. Das gäb' eine schöne Geschichte, Mariann', wenn Deines Vaters Bruder sein Haus hergeben sollte. 's ist überhaupt curios, daß von all' dem Besitz der Ringwalte uns nichts geblieben ist als das Haus hinter dem Michelsbrunnen und da das Wingerthaus, in das sich der alte Sünder geflüchtet hat."

„Ist denn dieses Haus schon so alt?" fragte Marianne. — „Freilich", erwiederte der Alte „Vor der Franzosenzeit hat es gezackte Giebel gehabt und ein in Stein gehauenes Wappen über der Thür. Die Giebel hat mein Vater seliger abbrechen lassen und das Wappen herausmeißeln; denn es war in der Zeit, wo die erste französische Revolution angefangen hat. Da hat er an die Stelle schreiben lassen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", und darunter: „Renovatum 1792."

„Ja, Zeiten und Verhältnisse ändern sich in zweihundert Jahren", sprach Karl ernst. „Aber wie, Vater Ringwalt", fuhr er fort, und legte seine Hand auf die des alten Mannes, „wenn jetzt Einer von den Strohmeckern vor

Euch träte und sagte: „Gebt mir, was mein ist?“ — „Ei, das möcht' doch noch manch Wort hin und her kosten!“ rief der Alte. — „Gut“, antwortete Karl. „Wo der Justus Strohmeck hingekommen, das weiß ich, denn er war mein Ahn.“

Der Alte schob die Brille in die Höh' und sah den Sprecher an. „So?“ sprach er gedehnt.

„Meister Ringwalt, ich will offen mit Euch reden“, fuhr Karl fort. „Ich heiße nicht Karl Strom, sondern Karl Justus von Strohmeck.“

„Du?“ rief Marianne, und in dem Tone klang es wie Vorwurf, denn der Geliebte stand mit dem fremden vornehmen Namen so fremd und fern ihr gegenüber.

„Verzeih', mein Mädchen!“ rief dieser, „daß ich das Mißkennen Deiner Freundin benützt und mich bei Euch eingeschlichen habe, aber Strohm oder Strohmeck — ich bleibe Dir der Gleiche.“

Dem Alten war es bei dieser Enthüllung sehr unbehaglich geworden und er verwünschte in seinem Innern den reuigen Bürgermeister und sein Testament. „Nun, und was weiter?“ fragte er mürrisch. — Strohmeck aber sprach: „Die Leute, die den kurfürstlichen Hauptmann gesehen, haben recht gesehen; es war der Justus. Und ich kam nur darum in Eure Stadt, um in den alten Kirchenbüchern, die noch vorhanden sein sollen, die Herkunft des Justus nachweisen zu lassen, da mein Oheim dessen zur Herstellung von Gott weiß was bedarf. Der Justus, der mit Ruthen gepeitschte, beraubte mißhandelte Mann, trat in kurfürstliche Dienste und stieg von Grad zu Grad. Als ein tapferer Mann brachte er es bis zum Obersten, und als er nach einer glorreichen Action ein armes adeliges Fräulein heimführte, in seinem fünfzigsten Jahr, gab ihm sein Kurfürst Strohmeck zu Lehen und den Freiherrntitel. So liegt er begraben über dem gekreuzten Schwert und Handschuh in der Kirche meiner Vaterstadt, welcher er, wie der Stein besagt „um sein, seiner Hausfraw und noch eyner lieben Seele willen“ reiche Geschenke gemacht hat. Darunter steht die Jahreszahl 1622. Ich habe mich oft gefragt, wer diese liebe Seele sein möge. Nun ist mir die Antwort geworden, und Ihr sollt mir geben, was mein ist, dem Karl Justus Strohmeck die Maria Anna im Ringwalt.“

Marianne reichte hellleuchtenden Auges dem Geliebten beide Hände über den Tisch. — „Hm“, brummte der Alte. „Ich kann keinen Eid schwören, daß der Herr mein leibeigener Knecht sei. 'S dreht sich curios in der Welt; die im Ringwalt sind Handwerker und Ackersleute geworden, und Der, den sie von der Schwelle gejagt haben, ein Freiherr.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0142-2



Der Jäger aus Kurpfalz.

„Lesen Sie laut, Cousin!“ (S. S. 132.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0143-8

„Was mein ist, soll hinfort Euer sein!“ rief Karl. — „'S geht mir nichts ab, ich hab' mein Auskommen“, sprach der Alte. „Ich meinte nur so. — Ueber die Hausthür, wohin der Bürgermeister sein Wappen hatte setzen lassen, schrieb mein Vater: Renovatum, und den Wahlspruch der Revolution. Ich hab' mein Schild darüber gehängt: „Christoph Ringwalt, Kunstgärtner und Saamenhändler“, und was darnach kommen wird, weiß Gott.“

„Nur Gutes, Großvater, gewiß nur Gutes!“ rief Marianne. „Du wirst nicht nein sagen, wenn Karl mich begehrt; Du wirst es sühnen, Großvater, das alte Verbrechen, und im Bette, dessen trübes Vermächtniß Du schön erfüllt, wirst Du noch manches Jahr in Frieden Dein Haupt legen, gesegnet von den Lebenden und den Schatten der Vorangegangenen.“

„Ich hab'“, sprach der Alte halb gerührt, „noch immer gut geschlafen darin. Ein gut Gewissen ist ein sanft Ruhekissen, und mich hat das Testament wenig incommodirt.“

„Großvater!“ rief Marianne schmeichelnd und schmiegte sich an den alten Mann. — Dieser wandte sich herum; er mußte seine Brille abwischen, denn sie war ihm plötzlich feucht geworden: „Man soll Testamentsanordnungen ehren, dafür sind sie gemacht, und wenn Der da keinen weitern Anspruch macht, als an Dich, so hab' ich nichts dagegen, und der Georg wahrscheinlich auch nicht.“

„Der Georg — was ist's mit Dem?“ rief Marianne. — „Nun, der hat ein groß Maul aus der Fremde mitgebracht“, sprach der Alte. „Deswegen hat sein Vater mich rufen lassen. Der Georg hat aufbegehrt und gesagt, er sei Manns genug, das andere Viertheil auch beizubringen, und er lasse sich kein Weib aufzwingen, er habe selbst Augen im Kopfe und wisse, was er wolle. Sein Vater hat gemeint, er wolle ihm schon den Kopf zurechtsetzen, und 's wäre auch gegangen. Jetzt aber soll's in Gottes Namen bleiben, wie es ist.“

Und so blieb es. Einen Strauß der Rosen, die ihr aus dem Grabe erblüht waren, trug die schöne Marianne vor der Brust, als sie Karl von Strohmeck zum Altare folgte, und hell aus der Fülle der blonden Locken blickte Maria Anna im Ringwalt aus blitzendem Goldrahmen auf das Glück der späten Nachkommen.

Der Georg war wirklich Manns genug, noch mehr als die zwei Viertheile an den Gerbhäusern zusammenzubringen; denn ihren Antheil verlieh ihm Marianne, als er die muntere, frische Rosine heimführte. So war denn manches Verhältniß bereinigt, manches gelöst und geordnet und das schönste begründet: häusliches Glück.

Der Jäger aus Kurpfalz.

Mit Illustration von Carl Hoff.

Der Jäger aus Kurpfalz
Der reitet durch den grünen Wald
Und schießt das Wildpret all
Gleich wie es ihm gefallt.
Ja ju, ja ju!
Ja lustig ist die Jägerei,
Allbier auf grüner Haid,
Allbier auf grüner Haid.

So sang halb zwischen den Zähnen ein Mann, welcher fest in seinen Mantel gehüllt durch den mit schimmernden Carossen, Sänften und Fakelträgern erfüllten Schloßhof zu Mannheim sich einen Weg bahnte.

Es war der 13. Januar 1742, ein lang' erwarteter, viel ersehnter und besprochener und jetzt hoch gefeierter Tag. Die beiden Enkelinnen des Kurfürsten von der Pfalz, Elisabeth Auguste und Maria Anna von Pfalz-Sulzbach, waren an diesem Tage den Vettern ihres Hauses, Karl Theodor von Sulzbach und Clemens von Bayern vermählt worden. Ganz Mannheim schwamm im Jubel, im officiellen Jubel der Illuminationen, Kanonensalven und prunkenden Alexandrinern, und im naturwüchsigen des Volkes, welches sich auf dem Marktplatz um das vergoldete Faß balgte, dessen vier Oeffnungen weißen und rothen Wein im Ueberfluß ausgossen. Denn Seine Kurfürstlichen Gnaden waren nicht umsonst Besitzer des großen Fasses zu Heidelberg, und nicht umsonst hatte die Sonne so hell auf die Weinberge der Pfalz geschienen. Auch hat es dort nie an durstigen Kehlen gefehlt, noch an fröhlichen Herzen, und Kehle und Herz waren stets Beide zum Jubeln bereit, wenn's an sie kam; d'rum sagt ein altes Sprichwort:

„Fröhlich Pfalz,
Gott erhalt's!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0146-5

Es waren gar viele hohe und allerhöchste Herrschaften zu der Doppelvermählung nach Mannheim gekommen. Der Kurfürst Clemens August von Köln hatte die Einsegnung der Ehe vollzogen, die große Cour war vorüber und ebenso die italienische Oper in dem neugebauten Opernhause. Was von erlauchten und durchlauchtigen Gästen geladen war, begab sich jetzt zur Toilette und zum Ball.

Unser Sänger im Mantel hatte sich endlich durch das wogende Gedränge bis zu der Colonnade des linken Schloßflügels hindurch gearbeitet. „Ich will doch sehen, ob ich Karoline vor dem Balle noch einen Augenblick sprechen kann", murmelte er, indem er die teppichbelegte, lampenhelle Treppe hinanstieg. Ein reichgalonirter Diener eilte ihm entgegen — „Das Fräulein von Venningen?" fragte kurz der im Mantel.

„Der Herr Oberjägermeister von Hakh", sprach der Diener sich tief verbeugend, „die Baronesse sind — — der Herr Abbate —"

„Was will ich von dem welschen Abbate! Ist das Fräulein zurück aus der Oper?"

„In diesem Augenblick zurückgekommen", antwortete der Diener.

„Es ist gut!" rief der Oberjägermeister und schritt rasch an dem Bedienten vorbei zu den Zimmern der Hofdame. Die Thür war nur angelehnt und auf sein Klopfen hörte er das fröhliche Lachen einer hellen, weiblichen Stimme erschallen. Ungeduldig trat der Oberjägermeister ein.

„Ah, Vetter Karl!" rief ihm die Dame entgegen, welche in dem duftenden, von Spiegeln und Vergoldungen blitzenden Gemache in einer Bergère ruhte. Das blaßrothe Atlaskleid, mit Spitzen und Rosenguirlanden besetzt, stand gar wol zu dem blühenden Gesichtchen der Dame. Ihr linker Arm ruhte auf einem von bronzenen Ziegenfüßen getragenen Gueridon, zwischen den Fingern der Linken wirbelte sie ein zierliches Billetchen, die Rechte streckte sie grüßend dem Eingetretenen entgegen, welcher, den Mantel abwerfend, rasch auf sie zueilte. Den Hut hatte er schon vor der Thür abgenommen und so zeigte Karl von Hakh ein schönes männliches Angesicht voll Offenheit und Geradheit. Schlecht stand zu der etwas zu frischen und wettergebräunten Gesichtsfarbe, zu dem schwarzen Schnurrbart der weiße Puder des Haares; aber um so besser paßte dem kräftigen Manne die reichgestickte Jagduniform von grünem Sammet.

„Wir haben soeben von Ihnen gesprochen, Vetter Karl, und von der dringenden Einladung, welche Sie an mich ergehen ließen, Ihr Waldschloß einmal zu besuchen, und der Abbate meint . . .", die Dame bewegte bei diesen Worten

die Hand nach einem Manne, welcher bei dem Eintreten des Oberjägermeisters sich erhoben hatte und zur Seite an die Marmorconsole getreten war. Das ganze Aeußere des noch jungen Mannes, Wuchs, Haar und Gesichtsfarbe kennzeichneten den Italiener, und die schwarzseidene Soutane, die elegant darum geschlungene Schärpe und der große Hut den Schüler Loyola's, dessen Orden in Kurpfalz so mächtig war.

„Ich meine", unterbrach der Abbate mit stark italienischem Accente die Dame, „ich meine, es sei Hochverrath, die schönste Blume des Hofes uns, wenn auch nur für einen Tag, zu entführen und Verrath an der Dame selbst. Santa Padrona, lassen Sie sich nicht in diese wilden deutschen Wälder locken, Baronissa!"

„Sie wissen, Karoline, wie meine Einladung gemeint war", versetzte Karl von Hakh mit Ernst, „und ich komme, sie nochmals zu erneuern. Fürchten Sie sich nicht, es ist schön in der Kurpfalz; haben wir auch keine glatten Parquets und welsche Trillerkehlen, so haben wir dafür frische Wälder, grüne Wiesen und . . ."

„Den Jäger aus Kurpfalz", unterbrach ihn die Dame die fröhliche Melodie summend. „Das ist Poesie aus dem Westrich, Cousin. Sie haben das Jägerlied an den Hof gebracht und heißen deshalb heute noch: der Jäger aus Kurpfalz."

„Ich will's mir gern gefallen lassen, daß mein Leibstück mir zu Gevatter steht", sprach gutlaunig der Oberjägermeister, „zumal wenn ich's von solchen Lippen singen höre."

„Nun!" rief die Dame, „ich will Ihnen ein anderes Stück Poesie zu kosten geben — echte Hofpoesie, worin nichts, weder von Waldluft noch von Jägerei vorkommt: was meinen Sie, Cousin, der Abbate hat die rauhen Klänge unserer armen Sprache für würdig erachtet, seiner Muse zu dienen."

„Ah! viel Ehre für uns!" sprach gedehnt der Freiherr, indem er sich steif vor dem Abbate verneigte, durch dessen gelbes Gesicht es zuckte wie vorüberfliegende Röthe des Zornes, denn am wenigsten von allen Sterblichen hätte dieser deutsche Bär, dieser — Jäger aus Kurpfalz seine gedrechselten Verse hören sollen, und war es Spott was die schöne Karoline antrieb, sie diesem vorzulesen?

„Oh, Baronissa, ich bitte!" rief er.

Aber schon hatte Karoline dem Vetter das zierliche Briefchen hingereicht, mit welchem sie bei seinem Eintritt gespielt. „Lesen Sie laut, Cousin!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0148-6

„So wie das Eisen folget dem Magnete,
Fühl' ich mein Denken zu Dir hingezogen,
Und hab ich andachtsvoll' das Knie gebogen,
Denk' ich nur Dein im flüsternden Gebete!

Des Weihrauchs Wolke meine Stirn umwehte
Gleich Engelsfittigen, die mich umflogen,
Da war es mir (hat mir ein Traum gelogen?)
Als ob ich hörte eines Gottes Rede:

„Sie, die Du liebst, in unverwelkter Schöne
„Zu meinem Himmel sei sie aufgetragen,
„Nicht ist bestimmt sie für der Erde Söhne!"

Und doch! Kann ich dem heißen Herzen wehren
Und meiner Pulse ungestümem Schlagen,
Dich, Heißgeliebte, glühend zu begehren?"

So las Karl von Hakh und ließ mit einem dumpfen Ausruf des Unwillens das Blatt sinken.

„Ist das nicht eine süße Andacht, Cousin?" rief die Schöne, einen schalkhaft spottenden Blick aus ihren großen blauen Augen auf den Pater werfend, welcher sich dem Freiherrn gegenüber höchst unbehaglich wie in einem ihm fremden Elemente fühlte.

„Oder soll das heißen, die Güter des Fräuleins dem Kloster und das Fräulein selbst dem —", der Oberjägermeister verschluckte das Ende seines Satzes und die darin enthaltene bittere Vermuthung. „Was für ein Himmel soll das sein?" fuhr er gegen den Jesuiten auf, welcher verschmitzt lächelnd die große goldene, zu Ehren der Doppelvermählung geprägte Münze zwischen den Fingern drehte.

„Was für ein Himmel?" wiederholte der Geängstigte nochmals.

„Der Abbate scheint den Himmel der kurfürstlichen Gnade zu meinen", lachte Karoline und ließ die Hörer im Ungewissen, ob sie im Spott oder im Ernst gesprochen.

„Karoline!" rief der Oberjägermeister mit einem Tone, welcher die Angst des treuliebenden Männerherzens verrieth — „Karoline, wäre es möglich?"

Da trat aber die Zofe herein, ihre schöne Herrin mahnend, daß es an der Zeit sei, die Balltoilette zu beginnen.

„Meine Herren, Sie müssen mich entschuldigen", sprach die Schöne aufstehend, „ich darf nicht säumen — der Kurfürst eröffnet selbst den Tanz."

„Der Kurfürst tanzt?" rief der Freiherr mit dem Ausdruck so großen

Erstaunens, daß es auf die beiden Andern seine komische Wirkung nicht verfehlte Karoline lachte laut auf und der Jesuit kicherte leise.

Es war allerdings eine zum Lachen reizende Vorstellung, wenn man sich den achtzigjährigen gichtkranken Kurfürsten tanzend dachte.

„Oh, Seine kurfürstliche Durchlaucht haben noch ganz andere Dinge im Sinne, Cousin", sprach die Dame, indem sie sich zum Weggehen anschickte.

„Und das Geschenk Seiner Durchlaucht, Baronissa!" rief der Abbate, ihr nacheilend und ein Perlenhalsband darbietend, welches von der Schönen unbeachtet auf dem Gueridon gelegen hatte.

„Die Tochter der Venningen trägt nur ihren eigenen Schmuck!" rief Karl von Hakh, dem Jesuiten zuvorkommend und nach dem Halsband greifend. Aber seine Hand, wol gewöhnt Büchse und Waidmesser zu führen, war noch zu selten mit Frauenschmuck in Berührung gekommen; derb griff er zu, die seidenen Fäden zerrissen und die kostbaren Perlen rieselten ihm über die Finger und rollten umher auf dem Teppich.

„Maladetto!" zischte der Jesuit. Und behend ließ Karoline von Venningen die schwere Portière hinter sich fallen.

„Sie werden mir Rede stehen", sprach der Oberjägermeister sich gegen den Italiener wendend; der aber, behend wie eine Katze, schlüpfte an ihm vorüber und schloß die Thür hinter sich.

„Ich muß mit Karoline in's Reine kommen", flüsterte jetzt der Alleingelassene. „Sie ist wie ein neckischer Kobold und doch hängt mein Herz an ihr mit aller Macht! — — Oder wäre es wahr, was man sich in die Ohren raunt? — Dann schütze Gott sie und mich!"

Man hatte nämlich am Hofe gemunkelt, daß die schöne Hofdame von Venningen Gnade gefunden vor den Augen des achtzigjähren Monarchen. Ja, man ging so weit zu behaupten, daß der Kurfürst, nachdem er drei Gemahlinnen begraben, nicht abgeneigt wäre, nochmals eine morganatische Ehe zu schließen, und der Tag der Vermählung seiner Enkelinnen sei der passend gewählte, dieses dem Hofe kundzuthun. Auch hieß es, die Gesellschaft Jesu stehe diesem Plane nicht fern.

Aber Karoline! war sie unter solchem Einfluß? Und wenn nicht, was sollte dann der Abbate bei ihr . . .?

Dem Oberjägermeister stieg es heiß zu Kopfe, er stampfte heftig auf den Boden. „Ich muß in's Reine kommen! — ich muß! — ich muß!"

Da rauschte die Portière und sie selbst trat heraus im schweren Schlepp-

kleide von drap d'argent; Juwelen blitzten an ihrer Brust, umfunkelten die schönen Arme und wiegten sich als vielfarbige Schmetterlinge zitternd auf den hochfrisirten Locken.

„Wie gefalle ich Ihnen, Karl?" fragte die Schöne lächelnd und den Fächer auf- und zuklappend, dessen bunte Malerei den von den Grazien mit Rosen gegeißelten Amor darstellte.

Nachdem er einen langen, tiefen Blick auf die Dame gerichtet, erwiederte der Freiherr: „Sie sind schön, Karoline; aber doch gefielen Sie mir damals weit besser, als Sie im leichten Leinwandkleidchen durch die Gänge des Venningerhofes in Heidelberg huschten. — Ich hoffte die Karoline von damals wieder zu finden; ich glaubte eine offene Antwort auf meine offene Frage zu vernehmen, und nun — lassen Sie es klar werden zwischen uns!"

Eine tiefe Röthe flog über das schöne Antlitz der Dame, sanft entzog sie dem Oberjägermeister die Hand, welche dieser ergriffen hatte.

„Es wird klar werden, Herr von Hakh", beruhigte sie, „bleiben Sie in meiner Nähe!"

* * *

Ein Trompetenstoß gab das Zeichen zum Beginn des Balles. — Der italienische Kapellmeister hob das Stäbchen und die prächtigen Klänge eines Festmarsches brausten herab in den glanzvollen Saal.

Der Kurfürst Karl Philipp eröffnete den Tanz. In einem vergoldeten Rollstuhle, welchen zwei Kammerherren über das Parket schoben, ruhte er, bedeckt mit brillantenen Orden; die rechte Hand reichte er der ältesten Enkelin Elisabeth Auguste — seiner Tänzerin. Diese schritt stolz und mürrisch neben ihm her, kalt blitzten die Diamanten ihrer Krone wie die Eiskrystalle, die draußen im Schloßgarten von den Bäumen hingen, überglänzt von der aus den hohen Fenstern strömenden Lichtfluth. Mit einer widerwilligen hastigen Bewegung riß die Prinzessin die hellblaue Sammetschleppe von den verschnörkelten Verzierungen des Rollstuhles los und keinen Blick sandte sie nach der andern Seite, wo zur Linken des Kurfürsten ihr neuvermählter Gemahl schritt, der kunstsinnige, aber weichliche Karl Theodor.

Doch hinter den Dreien schritt Hand in Hand, Auge in Auge das zweite Paar, der junge Herzog in Bayern und die glückstrahlende Maria Anna. Ihnen folgten paarweise die fürstlichen Gäste und Hofchargen in einem großen majestätischen Zuge.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0151-2

Langsam bewegte sich der edelsteinfunkelnde Zug, gehalten tönten die Klänge des Orchesters. Einmal war die Runde gemacht und jetzt kam der Rollstuhl des fürstlichen Tänzers zu dem Platze, wo Karoline von Venningen an der Seite des Oberjägermeisters stand. Glatt und gewandt wie ein Aal hatte sich der Abbate an die andere Seite des Fräuleins durchgedrängt. Der Zug kam näher — das war der entscheidende Moment. Karl von Hakh fuhr mit der Hand nach seiner pochenden Stirn, er wollte die Haare zurückstreichen, wie es seine Gewohnheit war; da geriethen die hastigen Finger in die zierliche Frisur, daß der stäubende Puder sich wie ein Duft auf den grünen Sammet der Uniform legte.

Jetzt war der Zug zur Stelle; der Rollstuhl des Kurfürsten hielt. — „Sieh da, das Fräulein von Venningen", sprachen Seine Durchlaucht mit einer gnädigen Handbewegung und eifrig bemüht, sich aufrecht im Sessel zu halten.

Karl Philipp war einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen; einen wahren Apollokopf trugen noch die Münzen aus den ersten Jahren seiner Regierung. — Aber man kann für einen Apollo gegolten haben in der Jugend und doch mit achtzig Jahren wenig gefährlich sein für das Herz eines jungen Mädchens.

Karoline von Venningen trat vor und hielt die Hand des Oberjägermeisters so fest umklammert, daß dieser dadurch genöthigt war, ebenfalls vorzutreten.

„Unser Oberjägermeister von Hakh?" sagte der Fürst mit einem etwas unwillig fragenden Ausdruck.

„Seit heute Abend mein Verlobter, welcher sich der Gnade Eurer kurfürstlichen Durchlaucht empfiehlt", ergänzte Karoline sich tief verneigend.

Der Oberjägermeister wußte nicht wie ihm geschehen; er beugte sich mechanisch vor dem Fürsten und trat dabei einen Schritt zurück, wider Willen aber derb genug den hinter ihm stehenden Abbate auf den Fuß. Mit einem leisen Wehschrei zuckte der Italiener zusammen und schlich gebückt hinweg.

Der Kurfürst war indessen mit einem kleinen Räuspern seines sprachlosen Staunens Herr geworden; mit einem Bonmot half er sich noch weiter, obschon nicht völlig, über das bittere Gefühl der Enttäuschung hinweg, welches den ehemals stets Siegreichen beschleichen mochte.

„Da hat der Jäger von Kurpfalz einen Meisterschuß gethan und Amor zum Büchsenspanner gemacht!" sprach er und eine kühle Handbewegung entließ das Paar.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0152-8

Frostig hatte die Krone Elisabeth Augusten's auf die Scene geblitzt, gleichgiltig blickte Karl Theodor drüber hinweg; aber die Zurückgetretenen traf ein warmer Strahl aus den glücklichen Augen Maria Anna's.

Der Oberjägermeister zog seine Braut in ein dämmeriges Cabinet, nur von fern her klangen gedämpft die Töne der Musik.

„Mein Mädchen! Karoline! Ist es wahr? Du bist die Meine?" fragte er jubelnd.

„Ja", entgegnete sie mit innigem Blick. „Und jene Karoline, welche Du gekannt im Venningerhofe zu Heidelberg, will mit Dir ziehen in den waldigen Westrich als Dein treues, liebendes Weib."

„Aber warum so, Karoline? Zu was diese überraschende, seltsame Art?"

„Sie schnitt jede Kabale, jedes Wenn und Aber ab, mein Freund, und ich bleibe unangefochten die Deine."

Der Freiherr zog die Geliebte in seinen Arm, seine Lippen berührten ihren Mund. „Mein bester Schatz!" rief er, „ich will Dir's lohnen und danken wo und wie ich kann."

Die Schöne bog sich in dem sie umfangenden Arme rückwärts; lächelnd blickte sie den Erregten an und schalkhaft fragte sie: „Wie heißt der letzte Vers des bewußten Liedes?"

„Hubertus auf der Jagd
Schoß einen Hirsch und einen Haas
Und traf ein Mägdelein,
Das unter'm Baume saß.
Ja ju! ja ju!
Die Jagd im grünen Wald
Und Lieben mir gefallt!"

„Und Lieben mir gefallt!" wiederholte leise Karoline, „wir wollen unsere Welt mitnehmen und unserer Liebe eine bleibende Stätte gründen im stillen Walde, eine Liebeswelt und ein Liebesleben!"

Und so geschah es. — In das stattliche Schloß zu Trippstadt führte Karl die Geliebte. Fröhlich tönte die gute Weise vom Jäger aus Kurpfalz durch die Eichen und Tannen des Westrichs, und oft saß Karoline an dem Eingange der grünen Schlucht, durch welche die Wasserfälle rauschen, wo der See sich breitet, in welchem das Fräulein von Flörsheim den Tod suchte und fand, an der romantischen Schlucht, welche noch bis auf den heutigen Tag nach dem Oberjägermeister, der sie gangbar gemacht, „das Karlsthal" heißt; oft saß sie dort, gedachte der alten Zeit und erwartete den geliebten Mann, dessen Heim-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0153-4

kehr von der Jagd sich verkündigte mit den weitschallenden Tönen des Waldhorns und der lustigen Weise des Jägers aus Kurpfalz.

* * *

Am 16. Januar 1742 hatte der Kurfürst zum letzten Male getanzt. Sein Rollstuhl befand sich nicht mehr zwischen Elisabeth Auguste und Karl Theodor und doch ging das fürstliche Paar nichtsdestoweniger seinen getrennten Weg, kalt und theilnahmlos neben einander, obschon jedes Fenster des kurfürstlichen Schlosses, jede Schabrake eines kurfürstlichen Cavalleristen die verschlungene Chiffre CTEA trug. Was den Abbate betrifft, so ward dem ungeschickten Unterhändler die Weisung, sich nach dem Ordenshause zurückzubegeben. — Vieles ist seitdem anders geworden, aber noch immer tönt durch Wald und Feld, in Stadt und Land das fröhliche Lied vom „Jäger aus Kurpfalz".

Die Räuber.

Ein Bild aus dem Jahr 1782.

Mit Illustration von Professor Camphausen.

I.

„Ei, der Herr Lanius! Sieht man Ihn auch einmal bei uns?“ sagte die Wirthin zum goldenen Lamm in Mannheim, „solch einen seltenen Gast muß man besonders respectiren: was wär' sein Belieben?“

Der Angeredete, ein langer, trocken aussehender Mann in schnupftabakfarbenem Roquelor und blaugewässerten Strümpfen drehte verlegen den großen Filzhut in den Händen.

„Eigentlich, meine sehr werthgeschätzte Madame, bin ich nicht in der Absicht, hier Gast zu sein, eingetreten; aber ein Glas alten Weines würde mir der Medicus wohl auch nicht widerrathen, obwohl er mir diesen und jedweden Liquor ansonsten defendiret — —“

„Ei was, wer wird um Alles den Arzt fragen?“ rief die Wirthin munter, „und weiß er nicht, Bacchus — das ist der rechte Medicus. — Doch ich will Ihn nicht persuadiren; was ist sonst sein Geschäft, Herr Lanius? denn ohne besondere Dringlichkeit geht Er nicht hinter seinen Büchern vor — —“

Der Mann im braunen Roquelor zog mit großer Umständlichkeit eine Uhr in doppeltem Tombakgehäuse. „Es ist jetzt drei Uhr“, sagte er; „sollte nicht um diese Zeit die Frankfurter Postkutsche ankommen?“

„Je nun, eine Stunde früher oder später, Er weiß, so genau kann man so etwas nicht berechnen — erwartet Er Jemanden mit der Kutsche?“

„Ja, die Demoiselle Schwanin, Ihr zu dienen.“

„Was, die Demoiselle auf Reisen? und mit wem? Mir ist doch, als hätt' ich ehegestern noch den Herrn Hofkammerrath gesehen —“

„Ganz recht, die Demoiselle allein ist es, die ich erwarte — —“

„Allein von Frankfurt!“ rief die Wirthin, die Hände zusammenschlagend; „aber das ist ja unerhört!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0155-5

„Gott behüte, nein!“ rief der Mann. „Ein Geschäftsfreund, welcher nach Heidelberg reist, wird die Demoiselle bis hierher begleiten; was denkt Sie, Madame Walterin, ein solcher Weg!“

Es kam jenes Mal, anno 1782, allerdings nicht auf eine Stunde mehr oder weniger beim Reisen an, und zu den unberechenbarsten Dingen gehörte eine Postkutsche. Die Zeit ihrer Abfahrt wurde zwar so ziemlich eingehalten, aber die Ankunft hing von allen möglichen Zufälligkeiten ab. Der Herr Lanius fand auch hinreichend Zeit und Muße, um die neugierige Wirthin über Zweck und Dauer der Reise der Demoiselle Schwan gehörig aufzuklären, wie ebenso über die Gründe, welche den Herrn Hofkammerrath veranlaßt hatten, die Tochter nicht selbst in Frankfurt abzuholen.

Endlich kam die Postkutsche, ein schwerfälliger Kasten, dunkelroth lackirt, mit vier Pferden bespannt.

Dem Innern entstiegen die Passagiere, Alle gut bewaffnet, mit Säbel oder Degen umgürtet und Pistolen in den Brusttaschen; denn es war nichts Seltenes, daß bei dem damaligen Zustand der Landstraßen man ihrer bedurfte. Der Hausknecht des „Goldenen Lammes“ hatte einen Stuhl an den Wagen gesetzt; auf diesen trat jetzt eine schlanke, weibliche Gestalt in lavendelfarbig seidenem Kleide, ein kurzes Mäntelchen von schwarzer Seide darüber gehängt, dessen spitzenbesetzte Kapuze über die hohe Frisur gezogen war und dem schönen, edlen Gesicht mit den großen Augen zur wirksamsten Umrahmung diente; sie reichte einem kleinen, ältlichen Herrn, der im Wagen sitzen geblieben war, die Hand, deren feine Finger dieser zierlich küßte.

„Wolle die Demoiselle mich dem Herrn Hofkammerrath ergebenst recommandiren und demselben meine Bekümmerniß ausdrücken, daß ich vorhabender pressanter Geschäfte wegen ihm nicht aufwarten kann, aber ich werde nicht ermangeln beim Retour — —“

„Wir rechnen darauf, Herr Köhler“, sprach die Schöne, und, mit einem lieblichen Lächeln ihren Abschiedsgruß begleitend, sprang sie, anmuthig ihre Kleider zusammennehmend, vom Stuhle herab, ohne sich der dienstwillig ausgestreckten Hand des Herrn Lanius zu bedienen.

„Die Demoiselle ist noch so frisch und alert trotz der langen Fahrt, die sie gemacht“, sprach die Wirthin bewundernd, „gar nicht fatiguirt.“

„Guten Tag, Frau Walterin — o nein, müde bin ich nicht, es ist mir ein gar zu großes Vergnügen, ein Stück Gotteswelt zu sehen, und durch den Mai, durch Wiese und Wald zu fahren, aber lieber noch wäre ich gegangen.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0156-1
DFG

„Gegangen von Frankfurt nach Mannheim!“ rief die Wirthin, „das ist Handwerksburschenart.“

„Ich habe die Burschen auch beneidet, Frau Walterin! Wie ich so da drinnen in dem dumpfen Kasten saß und nur verstohlen mir mein Stück Frühlingswelt erlugte (denn ein Jedes schrie Ach! und Weh! um des Zuges willen, wenn ich die Ledervorhänge zurückschlug), da sah ich die Burschen mit dem Ränzel auf den Straßen ziehen, frisch und fröhlich mit dem Lerchenwirbel um die Wette singend — —“

„Ja, es ist leichtfertig Blut“, sprach die Wirthin, „singen, wenn sie keinen Heller im Sack haben.“ —

Die junge Dame lächelte zerstreut und sich dann zu dem Langen im braunen Roquelor wendend, sagte sie freundlich: „Nehm' Er es nur nicht ungut, Herr Lanius, daß ich Ihn erst jetzt begrüße, aber sage Er mir um des Himmels Willen, was soll das Gethue und die Heimlichkeit? Mein Vater schreibt mir, er sei wohl und gesund, aber er könne mich nicht abholen, das Warum? bleibt ihm aus Eile in der Feder stecken und nun ist er auch nicht da, wie ich erwartete, um mich abzuholen; es ist doch nichts Unliebes geschehen? —“

„Nein, nein“, beschwichtigte der Alte, „literarische Interessen —“

„Ja, gewiß, das dacht' ich; aber trotzdem hoffte ich, sie wären nicht so dringlich, um mir nicht auch eine Stunde zu gönnen. — Ist mein Vater zu Hause?“

„Schwerlich; der Herr Hofkammerrath bringen jetzt fast alle Nachmittage bei Sr. Excellenz dem Herrn Baron von Dalberg zu.“

„Dacht' ich's doch — Theater!“ sprach die Schöne, und, sich zu der Wirthin wendend: „Guten Abend, Frau Walterin, lasse Sie mein Gepäck in Gottesnamen in der Flur stehen, der Markthelfer mag es dann abholen; jetzt berichte mir der Herr Lanius, was ist geschehen? Ich sehe es seinem Gesichte an, es ist nicht Alles, wie es sein sollte, oder wie er es gerne hätte.“

Der Alte nahm bedächtig den Dreispitz unter den Arm, denn der Respect vor der Tochter des Principals erlaubte ihm nicht, sich zu bedecken, überdies war es Mai und der Weg vom Markte bis zum Schwan'schen Hause am Paradeplatz nur ein kurzer.

„Sie ist immer scharfsichtig, Mademoiselle Meta“, sagte der Alte, „aber diesesmal trifft Sie doch nicht das Rechte. Wie dürfte ich in meiner sub-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0157-6

alternen Condition mir herausnehmen, die höhere Einsicht und den subtilern Calcül meines Herrn Principals zu glossiren oder gar zu opponiren? — —"

„Kennen wir uns nicht genug, Papa Lanius, um zu wissen, was es heißen will, wenn Er seine Sätze so schön stellt und drechselt?" sprach Margarethe Schwan schelmisch, ihm unter ihrer schwarzen Kapuze zulächelnd; „jetzt weiß ich recht gut, daß Er nicht nur glossirte, sondern auch opponirte, und da er meinen Scharfblick gelobt, so will ich diesem Lob entsprechen. Also was hat oder will mein Vater wieder unternehmen, was Er mit dem Interesse der Firma nicht vereinbaren kann, Papa Lanius?"

Der Alte seufzte. „Sie ist noch jung, Mademoiselle Meta, Ihr ist Geld und Erwerb gleichgiltig —"

„Meint Er das?" sagte die Schöne lachend, „das ist doch nicht ganz so, Papa Lanius; ich habe mir in Frankfurt einen ganzen Koffer voll Spitzen, Kleider und sonstigen Allotriis eingekauft, da kann es mir gar nicht gleichgiltig sein, was die Firma Christian Friedrich Schwan für Geschäfte macht."

„Für der Demoiselle Ankäufe wird die Firma wol noch aufkommen, aber wenn es so fortgeht — —"

Die Schöne legte lachend dem Alten ihren großen zusammengeklappten Fächer auf den Mund. „Das muß ja gar etwas Schlimmes sein, wenn der ehrenwerthe Factor der Firma selbst den Credit derselben in Zweifel stellen will, und noch dazu auf offener Straße! Komm' Er geschwind herein in's Haus, Papa Lanius, und sage Er mir, was in meiner Abwesenheit Ungeheuerliches geschehen ist. Es ist, wie mir scheint, hohe Zeit, daß ich zurückkomme."

„Das ist es!" sprach der Alte, tief aufseufzend, „und wenn ich nicht riskiren müßte, der Demoiselle überlästig zu werden, so wollte ich ihr gern mein Herz ausschütten; aber Sie ist fatiguirt von der Reise."

„Nicht im Mindesten", und die lebhafte Schöne nickte munter Mägden und Markthelfern, die zur Begrüßung der Tochter des Hauses herbeigekommen waren, einen Willkomm zu.

„Ach, zu Hause!" rief sie, in das freundliche Zimmer tretend, welches durch zwei große Fenster und die geöffnete Balconthür, die auf den weiten Paradeplatz sich öffnete, reichlich Licht empfing; „zu Hause, wie ist das so köstlich! Man sollte eigentlich deswegen schon reisen, um zu wissen und zu empfinden, wie schön es daheim ist."

Mit lebhafter Geberde warf sie den schwarzen Seidenmantel auf eine

Komode und vor den ovalen Spiegel tretend, ordnete sie unbefangen das Haar, dessen gepuderte Locken theilweise unter dem granatrothen Bande sich vorgedrängt hatten, welches sie zusammenhielt; steckte sie das loser gewordene weiße Kammertuch fester in den tiefen Ausschnitt des Mieders, welches steif und fest die schlanke Büste umspannte. Es war ein wunderschönes Gesicht, das der Spiegel zurückwarf. Geist und Laune sprachen aus den großen dunkelbraunen Augen, spielten um den rosigen, schön geformten Mund, während Ernst und Gedankentiefe auf dieser weißen, edlen Stirn thronten; der Alte dagegen im braunen Rock mit dem faltigen, grämlichen Gesicht, im Schatten stehend: es war kein größerer Contrast denkbar — Jugend und Alter.

Das Mädchen hatte ihre derangirte Toilette wieder in Ordnung gebracht, sie wandte sich zu dem Alten: „Sieht Er, Papa Lanius, da hat Jettchen die Chokolade gebracht, nun lasse Er hören, ich schenke Ihm ein.“ Und mit graziöser Lebhaftigkeit ergriff sie die geblümte Kanne und goß dem sich ceremoniös verbeugenden und nur auf der äußersten Kante seines Stuhles sitzenden Alten die Tasse voll, welche dieser nicht ohne die von der damaligen Zeit gebotene vielfache Weigerung und Nöthigung annahm.

„Die Demoiselle Meta weiß, wie sehr mir das Interesse der Firma am Herzen liegt“, hob er an und kam endlich nach langen Umschweifen zur Sache, nämlich darauf, daß sein Principal Christian Friedrich Schwan, der berühmte Mannheimer Buchhändler, beabsichtige, ein Manuscript in Verlag zu nehmen, ein Theaterstück.

„Aber das ist nicht so schrecklich“, sagte das junge Mädchen, ich weiß wol, Er hält nichts auf derartige Sachen und ich will auch glauben, daß sich Gebetbücher und Grammatiken besser verkaufen, aber bedenke Er die Ehre. — —“

„Aber dieses giebt keine Ehre“, unterbrach ganz gegen seine sonstige ceremoniöse Gewohnheit der Alte das Mädchen, „da ist nicht von Ehre die Rede, Mademoiselle, es ist ein entsetzliches, ein criminelles Opus, es wird unsere Firma ruiniren — o Gott, wenn ich an die guten alten Zeiten denke bei Dero Herrn Großvater! Wir haben Sachen verlegt, die Geld eintrugen, moralische Sachen; aber das, Mademoiselle, das, — das ist etwas Unmoralisches.“

Eine leichte Röthe flog über die Stirn des schönen Mädchens und in ernsterm Tone sagte sie: „Besinne Er sich, Herr Lanius, Sein Eifer führt ihn zu weit; mein Vater kann unmöglich etwas Unmoralisches protegiren.“

„Excusire Sie mich, Mademoiselle“, sprach der Alte, den Schweiß sich

von der Stirn wischend, „sieht Sie, ich meine es auch nicht so; aber der Herr Principal ist ein Genie, und ein Genie, weiß Sie, das hat seine aparten Ansichten. Aber es sind nicht alle Leute Genies. Und dieses Buch wird Aergerniß geben, es wird die Jugend verderben, es wird den Staat umstürzen, die Religion untergraben — — —"

„Mache Er es gnädig!" rief das Mädchen lachend; „wenn man Ihn hört, so holt dieses Buch unsern Herrgott vom himmlischen Thron herab. Wie nennt sich denn dieses entsetzliche Werk und wer ist der verruchte Verfasser, der Ihn so in Alteration bringt?"

„Gar nicht nennt er sich, er hat noch keinen Namen!" rief der Alte eifrig; „ja, wenn es ein berühmter Name wäre oder ein Franzose, dann ließe ich es mir gefallen, denen ist gar viel permittirt, was anderen Leuten unanständig ist, aber so ein Niemand! so ein schwäbischer Regimentsfeldscheer schreibt Dinge — ich sage Ihr, Mademoiselle Meta, die Haare stehen mir zu Berge. Und das will der Herr Hofkammerrath nicht nur drucken lassen und in Edition nehmen, nein — er giebt sich auch die unsäglichste Mühe, daß es hier aufgeführt wird."

„Und hat er reussirt?" fragte Margarethe aufmerksam, denn sie wußte wol, daß es keinesfalls etwas Unbedeutendes sein könne, was ihr genialer Vater so eifrig in Schutz nahm.

„Ich glaube ja; aber Sie weiß, Mademoiselle, ich kümmere mich nicht um das Theater, mögen sie spielen, was sie wollen, wenn nur unsere Firma sauber bleibt. Der Herr Iffland soll wie versessen sein auf das neue Stück —"

„Auch Iffland!" rief Margarethe eifrig und schob die halb geleerte Tasse zurück; „hat Herr Lanius das Werk bei Handen?"

„Es liegt unten auf meinem Pult, der Herr Principal hat es mir zum Lesen gegeben, ich will es Ihr holen, Mademoiselle; aber dann verspricht Sie mir auch dagegen, daß Sie Alles thun will, den Herrn Papa davon abzuhalten, Etwas derart zu ediren, es würde uns die höchste Ungnade des Kurfürsten zuziehen —"

„Bringe Er es mir nur", rief das Mädchen ungeduldig. „Darauf also bezog sich die Stelle in meines Vaters Brief, worin er von der großen Ueberraschung sprach, welche er mir vorbehalten und um deretwillen ich meinen Aufenthalt in Frankfurt abkürzen solle — —", sprach das Mädchen sinnend vor sich hin, als der Alte gegangen war. Rasch trat sie jetzt dem Wiedereintretenden entgegen und nahm ihm das Heft ab. — — „Die Demoiselle

wolle mich excusiren, wenn ich mich jetzt wieder wegbegebe", sprach dieser, „ich habe noch diverse Briefe zu fertigen, welche ich dem Herrn Principal zur Unterschrift vorlegen muß."

Flüchtig nickte ihm Margarethe Schwan einen Entlassungsgruß, dann schob sie einen Sessel an die geöffnete Balconthür und sich darauf niederlassend, schlug sie die Blätter auseinander. Sie las auf der obersten Seite: „Die Räuber, von Friedrich Schiller."

Die sinkende Sonne goß purpurne Lichtfluthen über die Stadt; jedes Fenster des gegenüberliegenden Kaufhauses warf spiegelnd die glühenden Lichter zurück, die allegorische Pyramide auf dem Paradeplatz, dieser wirr ineinandergeschlungene Knäuel von Menschen- und Thierleibern, über welchem der Zeitgott mit der Sense schwebt und ein Genius den Morgenstern emporhebt, schien Leben einzuathmen, von dieser rothen Sonnengluth erwärmt — wie ein elektrischer Funke sprühte der letzte Sonnenstrahl von dem ehrenen Morgenstern des Genius zu der Leserin auf dem Balcon herüber. Und allmälig erblaßte die Gluth zu sanftem Rosa, leise zog die Dämmerung ihre grauen Schleier, aber noch immer saß die Leserin auf dem Balcon, ja sie war bis an den Rand des Eisengeländers gerückt, um den letzten Tagesschimmer noch auf den Blättern festzuhalten. Sie las mit fliegendem Athem, mit glühenden Schläfen; zuweilen, wie um der Erregung des Innern Herr zu werden, wie um sich zu halten im Taumel der aufgeregten, stürmenden Empfindungen, griff sie nach dem Eisengitter des Balcons.... sie hörte es nicht, daß die Thür im Zimmer sich geöffnet, sie sah es nicht, daß die hohe Gestalt eines Mannes unter die Balconthür getreten — erst die Stimme desselben machte sie aufblicken.

„Was, Mädchen, so vertieft? Hat meine Meta keinen Willkommengruß für mich?" fragte Christian Friedrich Schwan.

„Mein Vater!" rief das Mädchen mit glühender Stirn, auf ihn zueilend, „verzeih! verzeih! Aber die Geister, die Du in's Haus riefest, sie hielten mich gefesselt — Gott, welch' ein Werk ist das! Und Du konntest es über Dich bringen, mir so kühl, so geheimnißvoll davon zu schreiben! Mir ist, als stünde ich auf einer hohen, einsamen Felsspitze und sähe über mir ahnend in die Unendlichkeit und abwärts in endlose Tiefen; als hört' ich den Urklang der Sphären, das ewige Rauschen des Meeres, schwebende Stimmen in den Lüften und das gelle Hohnlachen der Ungeheuer in der Tiefe."

Lächelnd legte Schwan die Hand auf die glühende Stirn der Tochter und

sprach zu dem hinter ihm stehenden Mann sich umwendend: „Sagte ich es Ihnen nicht, Iffland, welchen Eindruck dieses wundersame Werk auf meine Schwärmerin machen würde? Es ist der Eindruck, den die ganze Jugend Deutschlands davon empfangen wird."

„Und das Alter wird sich dazu verhalten wie Ihr braver Lanius sich dagegen verhält; glauben Sie mir, bester Freund, „Die Räuber" werden ihn aus Ihrem Gewölbe vertreiben", sagte Iffland, näher tretend und mit der Gewandtheit des Weltmannes Margarethe Schwan begrüßend. „Ich werde mich Ihnen nun wohl als Franz Moor vorzustellen haben, wenn ich Gnade vor Ihren Augen finden will", sprach er scherzend.

„So studiren Sie an dieser Rolle?" fragte sie rasch.

„Nicht mehr", entgegnete er lächelnd; „diese Gestalt ist förmlich in mich übergegangen, ist Fleisch und Bein von mir geworden. Aber fürchten Sie nichts, mein schöner Schwan, ich will dieses Ungeheuer nur auf dem Theater sein, Ihnen gegenüber würde der blutgierigste Tyrann stets zum blöden Schäfer werden."

Margarethe Schwan war in der Stimmung, in welche sie die Lectüre der Räuber versetzt, nicht sehr geneigt, auf den leichten Ton Iffland's einzugehen, und dieser, tactvoll, wie er war, wandte leicht das Gespräch auf das Schwan und seiner Tochter jetzt wichtigste Thema, auf dieses Werk, mit welchem wie mit einem schmetternden Trompetenstoß ein junger Genius sein Nahen verkündigte.

Man brachte Lichter und Wein, durch die offen gebliebene Balconthür wehte die warme Nachtluft, strömte der Duft der blühenden Lindenbäume herein, die den weiten Platz umkränzten; Margarethe goß die Gläser voll. „Dem jungen Genius Deutschlands!" sprach sie feierlich und klang ihr Glas mit dem des Vaters und des Freundes zusammen.

Es waren drei wunderbare, bedeutende Menschen, die hier um den kleinen Tisch saßen. Der Hausherr, dessen hohe Gestalt einst Ursache war, daß er, vor den preußischen Werbern fliehend, nach Rußland kam, hatte dort eine bedeutende Stelle an der Akademie eingenommen, war von Peter III. geliebt und geschätzt worden und hatte Rußland verlassen, als Katharina mit den blutigen Händen der Gattenmörderin nach der Krone Moskowiens griff. Dann Auditeur in einem preußischen Regiment, Schriftsteller in Holland, Zeitungsredacteur in Frankfurt am Main, machte die Liebe ihn zum Buchhändler in Mannheim; denn nur unter der Bedingung, das Geschäft fortzu-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0162-3

führen, hatte ihm sein Verleger Eßlinger die Hand der einzigen Tochter bewilligt.

Schwan war ein ganzer Mann und Alles, was er that, that er voll und recht; das unbedeutende Geschäft ward durch ihn zu einem der ersten und geachtetsten Deutschlands, und noch mehr, in seinem Hause fand sich Alles zusammen, was um des Luxus und der Mode willen der Kurfürst von genialen Kräften nach Mannheim berief. Hier galt das Genie um seinetwillen und hier durften Ansichten ausgesprochen werden, welche die Convenienz sonst gebunden hielt. Das große Vermögen, welches Schwan theils erheirathet, zum größten Theil selbst errungen, machte ihn selbstständig und frei; die große Lebensauffassung ihres Vaters hatte die Tochter herangebildet, sie war ihm mit der Zeit Freundin geworden und an ihr feines Empfinden, an ihren sichern Tact hatte Schwan häufig schon appellirt, wenn er Ursache zu haben glaubte, der eigenen genialen Anschauung zu mißtrauen. Manchmal war sie schon, wenn auch aus verschiedenen Ursachen, mit dem alten Lanius verbündet gewesen, und dieser, welchem das Gedeihen der Firma, in welcher er schon seine Lehre bestanden, wie das eigene am Herzen lag, glaubte, indem er dieses stürmende, ihn entsetzende Werk des schwäbischen Regimentsfeldscheers in ihre Hände legte, abermals eine Gegnerin für die Pläne ihres Vaters in ihr zu finden. Während er unten in dem düstern, kleinen Contor altmodische, ehrbare Geschäftsbriefe schrieb, ahnte er wenig, wie sehr ihn seine Berechnungen diesmal getäuscht hatten. Aber nicht nur diese beiden Idealisten, wie Schwan und seine Tochter, waren entzündet, auch das kühlere Empfinden Iffland's schlug in helle Flammen, und sein Interesse an diesem Werk des Unbekannten war wol das wichtigste. In Sachen des Theaters war der ehemalige Student der Theologie maßgebend wie kaum ein Anderer, und diese hohe Anerkennung fremden Genies ehrte ihn doppelt, als Schriftsteller und als Theaterdichter. Neben dem hochgewachsenen Schwan erschien er fast klein, obschon er von mittlerer Größe war, etwas voll in den Formen, aber von sicherem, anmuthigem Bewegen; schön geschnittene Gesichtszüge, eine feine Stirn und ein geistvolles Augenpaar ließen den bedeutenden Menschen erkennen.

„Also auf übermorgen schon ist die erste Vorstellung anberaumt?“ fragte Margarethe staunend.

„Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist“, entgegnete Iffland, „und ich kann Ihrem Herrn Papa das Zeugniß nicht versagen, Demoiselle

Meta, er führte tüchtig den Schmiedehammer seiner Beredsamkeit, um Dalberg heiß zu machen. Es war ein gut Stück Arbeit, ich kann es versichern, denn Dalberg, bei all' seinem Wohlwollen und Verständniß, liegt eben doch gar tief in den Fesseln der Convenienz und diese zu sprengen ist ein wahrhaft Herkuleswerk. Nun haben wir ihm endlich heute Nachmittag die Erlaubniß abgerungen und übermorgen geht das Stück in Scene. Ich hatte mir diesen Tag schon lange vorgesetzt, Alles dazu bereitet, den Autor vorläufig avertirt; es wäre mir ein böser Strich durch die Rechnung gewesen, hätte Dalberg abermals die Erlaubniß zur Aufführung hinausgeschoben, um Beck, der den Karl Moor spielen soll — ich glaube, er hinge sich an seinen eigenen schönen Locken auf, wenn er nicht in dieser Rolle jedes Weiberherz zum Siedepunkt brächte. —"

„Sie haben Schiller vorläufig benachrichtigt?" fragte Schwan. „Auch ich habe ihm geschrieben, aber ich fürchte, ohne besondern Erfolg. Diese kleinen Tyrannen pflegen immer die schlimmsten zu sein, und die Karlsschule ist des Herzogs eigenste Marotte, sein Steckenpferd, das ihm in der Hand zum Schulstecken geworden ist, mit welchem er jeden originalen Gedanken todtprügeln möchte. Er sieht in dem Regimentsfeldscheer nur den Karlsschüler, seinen allerspeciellsten Untergebenen, dessen Träume selbst nicht reglementswidrig sein dürfen. Schiller wird sich nur durch eine kühne That befreien können."

In diesem Augenblick trat das Stubenmädchen ein und überreichte Iffland ein zusammengefaltetes Billet mit dem Bemerken, der Hausknecht aus dem Gasthof „König von Preußen" habe es gebracht. Iffland las — „lupus in fabula!" rief er lebhaft, „oder vielmehr in diesem Falle wie unsere fränkischen Nachbarn sagen: Wenn man von der Sonne spricht, so sieht man ihre Strahlen. Schiller ist hier, soeben angekommen mit der Heilbronner Postkutsche und im „König von Preußen" abgestiegen."

„Ist das möglich?" rief Schwan, „lassen Sie uns sogleich hingehen, lieber Freund", und zu seiner Tochter sich wendend, „wir werden Dir wol einen Gast mitbringen, Meta, lasse die Köchin die obere Gaststube in Stand setzen."

Die Männer gingen, Meta flog hinaus, die häuslichen Anordnungen zu treffen, welche seit dem Tode der Mutter ihr oblagen. Auf der Treppe begegnete ihr ein junger Mensch von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren im modischen Anzug der Zeit, aber mit einigen Zuthaten und einer leichten Art,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0164-5

diese zu tragen, welche den Studenten verrieth. Wohin so eilig, Meta?" rief er der Vorübereilenden zu.

„Wir werden einen Gast haben", antwortete sie mit halber Wendung des Kopfes, Schiller aus Stuttgart, Du wirst davon gehört haben, Bernhard."

„Mehr als genug", antwortete der junge Renommist, „mir ist dieses literarische Geschwebe und Gehimmel in den Tod zuwider; ich mache mich auf und davon für heute Abend."

„Hast Du Schiller's Werk gelesen?"

„Manuscripte lesen? — Das ist nicht meine starke Seite; hätte ich das gewollt, ich wäre nach des Onkels Willen Buchhändler geworden. Nein — weit von mir all' diese Krähenfüße und Haken!"

„Ich fürchte, Du begreifst in dieser Verbannung noch jedwede gedruckte Letter", lächelte Margarethe; „aber wohin so spät?"

„Weiber fragen mehr in einem Athem als ein Weiser in Jahren beantworten kann!" rief der Student pathetisch, „aber Scherz bei Seite, Gretchen! wenn Du mir Freipaß geben willst, das heißt drinnen in der Stube nicht wieder ein Lamento anheben, „Papa, da ist der wilde Kerl, der Bernhard, schon wieder einmal in die Nacht hinausgelaufen" und so weiter, und so weiter — wenn Du Dich heute Abend nur um Deinen Herrn Schiller bekümmern willst: dann will ich Dir die Concession machen in sein Stück zu gehen, und nicht nur Das, ich will auch noch ein paar Dutzend Commilitonen von Heidelberg mitbringen und wir wollen klatschen, daß uns die Hände aufschwellen und den Philistern Hören und Sehen vergehen soll!"

Margarethe lachte, es war ihr für heute Abend wirklich nicht unlieb, den wilden Vetter aus dem Hause zu wissen. Die häuslichen Angelegenheiten waren bald geordnet; erregt wie sie war, griff das Mädchen zu dem Mittel, den innern Sturm mit Tönen zu bewältigen. Sie trat an das Clavier und schlug den vergoldeten, geschnitzten Deckel zurück. Mozart's Laufbahn hatte damals gerade begonnen; sein Idomenäus, sein Belmonte und Constanze elektrisirten die Hörer. Mozart'sche Klänge waren es, die melodisch siegesfreudig den Männern entgegenjubelten, die jetzt die Treppe im Schwan'schen Hause zum Balconzimmer erstiegen.

„Schiller ist hier!" rief Iffland. Margarethe sprang vom Clavier auf, ihre Augen glühten, ihre Wangen brannten. — Das war der Schöpfer des Erhabensten was sie je gelesen, der vor sie trat — hatte sie ihn sich so gedacht? — In der wenig kleidsamen Uniform seines Regimentes, das schlecht

gepuderte, röthliche Haar in einen Zopf gebunden, eine hagere, aufgeschossene Jünglingsgestalt, bleich und sommersprossig: so stand er vor ihr in verlegener, ungraziöser Haltung; war das der Genius, dem sie den Kranz reichen gewollt? Ein leiser Stich ging ihr durch's Herz und selbst in Verlegenheit und sich darüber zürnend, suchte sie nach einer Anrede. Der Formengewandten fehlte in diesem Augenblick das passende Wort.

Friedrich Schiller, ungeübt und unerfahren im Umgang mit Frauen, machte der Tochter des Hauses, deren Melodiensturm ihm entgegengebraust, die im seidenen Kleide in der eleganten Umgebung des schön erhellten Zimmers vor ihm stand, zuerst eine linkische Verbeugung, dann hob er den Kopf, der wie müde gegen die Brust gesenkt war und sein Auge ruhte auf dem schönen Gesicht des Mädchens. — — Diese Augen! eine Welt lag in ihnen voll Lust und Schmerz, eine sternenvolle Nacht, eine Sonnengröße des Genius — — der leise Stich im Herzen Margarethens ward zum Feuerstrom, der durch ihr ganzes Sein brannte — ja, das war er! Diese Augen kündeten es laut, daß die Stirn, unter der sie leuchteten, des edelsten Kranzes würdig sei. Demüthig, als sei ihr eine Offenbarung geworden, beugte die schöne Tochter Schwan's dem jungen Schiller ihr Haupt. — Aber nur einen Moment währte diese ahnungsvolle, feierliche Stille; Iffland bot das volle Glas dem Jüngling: „Lassen Sie uns anklingen auf gute Kameradschaft!" rief er heiter, „denn haben wir Sie erst hier, Schiller, wir lassen Sie so bald nicht los!" Wir lassen Sie so bald nicht los!" wiederholte Schiller wie im Traume und trank sein Glas leer, immer die Augen auf Margarethe gerichtet.

II.

Es war der 25. Mai 1782. Die Theaterzettel hatten endlich Das als eine Gewißheit verkündigt, was man in den dem Theater nahe stehenden Kreisen schon längst erwartete: die Aufführung der Räuber von Schiller, einem ganz unbekannten jungen Menschen, welcher in dem Hause des um seiner literarischen Verdienste willen von dem Kurfürsten mit dem Titel eines Hofkammerrathes begnadeten Buchhändler Schwan abgestiegen war.

Es war in dem Publicum verlautet, daß dieses Werk ein ganz besonderes sei; man theilte sich einige Stellen mit und es ging das Gerede, die Aufführung sei nur scheinbar gestattet, um die öffentliche Meinung und vor Allem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0166-6

das Drängen Schwan's und Iffland's zu befriedigen. Noch in der letzten Stunde aber würde die Darstellung untersagt werden.

Die Bühne war auch am pfälzischen Hofe wie sonst überall nur eine Hofbühne gewesen, man hatte französische Tragödien und italienische Opern dargestellt; Schwan's Verdienst war es zuerst, in Mannheim eine deutsche nationale Bühne in's Leben gerufen zu haben. Er zuerst war es, welcher den geistvollen und wohlwollenden Dalberg und durch diesen den Kurfürsten dafür zu interessiren wußte; er fand in Mannheim einen seinen Intentionen günstigen Boden, denn die phantasievollen, lebendigen Pfälzer dankten seinen Bemühungen mit reger Antheilnahme. Noch heute heißt wie damals das Mannheimer Theater Hof- und Nationaltheater; die erstere Bezeichnung ist wesenlos, die letztere aber verdient es im vollen Sinne. Und dazu kam damals das Bewußtsein, das erste deutsche Theater zu besitzen; es war Ehrensache der Bürgerschaft, dieses Institut zu fördern und zu unterhalten. Denn Hof und Adel verhielt sich ziemlich passiv dagegen; Franzosen und Italiener waren noch nicht vollständig aus seinen Kreisen verdrängt.

So kam es, daß schon vor Mittag die Eingänge zum Theater völlig belagert waren; daß einzelne Klügere, mit Hülfe geschickt angebrachten Trinkgeldes durch niedere Theaterbedienstete eingelassen, tappend ihren Weg über die dunkle Bühne in den noch dunklern Zuschauerraum gesucht hatten und dort sich stundenlanges Warten in der dumpfigen Dämmerung nicht verdrießen ließen, um ja sich nichts entgehen zu lassen von diesem Werk, welches Schwan und Iffland eine riesige That genannt und von welchem die dabei mitwirkenden Schauspieler zwar geheimnißvoll, aber mit Ausdrücken der höchsten Bewunderung sprachen.

Und es ward Abend. Schwan hatte seine Loge reservirt, er trat mit seiner Tochter und dem Gaste, der heut der Held war, ein. Schiller in bürgerlichem Kleide, aber seinen Militairmantel umgehängt, ließ sich im Hintergrund der dämmrigen Loge auf einen Sitz nieder, Meta trat an die Brüstung vor. Sie sah wunderschön aus heute Abend. Ein weißes Kleid mit blauen Schleifen ließ ihren schlanken Wuchs vortheilhaft erscheinen; diese jetzt in Paris neuaufgekommene Mode, welche den Reifrock beseitigte, stand trefflich zu ihrer schönen Natürlichkeit, ein kleiner Strohhut mit blauen Bändern wiegte sich auf den leichtgepuderten Locken und statt jeden Schmuckes trug sie eine Rose im Mieder, die ihr Schiller geschenkt.

Klopfenden Herzens sah sie hinab in das wogende Parterre, auf diese

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0167-2

vielköpfige Menge; würden diese Schaulustigen empfinden, was sie, was ihre Freunde empfunden?

Schiller beugte sich zu ihr. „Dieser Abend entscheidet über mein Schicksal", flüsterte er; „entweder ich bin eine Null, ein in den Strom geworfener Kiesel, der einige Tropfen aufspritzt und dann in Wogen versinkt oder — —"

Er vollendete nicht; Margarethe ergänzte seine Rede und auf das Medaillon über dem Vorhang deutend sagte sie: „oder Sie werden sein, was Sophokles war, als ihm der Zuruf der Olympier entgegenrauschte. Ihr Name wird genannt werden wie der Name Dieses, den zwanzigmal der Lorbeer des Siegers krönte."

Schiller hob langsam die Augen zu dem Bronzebild des Sophokles, gleichsam als wolle er die Entfernung messen, die ihn von diesem noch trennte; er antwortete nicht, denn eben flog der Vorhang in die Höhe. — Es war still geworden in den Logen, im Parterre und auf der Galerie; nach jedem Actschlusse aber brach die Stille in lauten, lärmenden Beifall aus. In einem dieser Zwischenacte war es, daß Margarethe, über die Brüstung der Loge sich lehnend, im Parterre das glühende, erhitzte Gesicht ihres Vetters auftauchen sah; sie sah seine heftigen Gesticulationen, mit welchen er seine Kameraden zu haranguiren schien, sie sah ihn mit einer Anzahl Studenten das Haus verlassen, aber die Vorstellung beschäftigte sie zu sehr, als daß sie Acht auf das Wiederkommen des wilden Vetters gehabt hätte.

Brausender Beifallssturm, der nicht enden zu wollen schien, durchtobte das Haus, als jetzt der Vorhang fiel; wieder und immer wieder mußte dieser in die Höhe gezogen werden, man rief Iffland, Beck, Beil, die Toscani, alle die gefeierten Bühnengrößen der damaligen Zeit, wiederholt hervor, hunderte von Stimmen verlangten nach dem Dichter; aber Schiller, fest in seinen Mantel sich hüllend, zog sich tiefer in die Dämmerung der Loge zurück. War es die angeborene Bescheidenheit? war es die anerzogene Rücksichtnahme auf seinen gestrengen Herzog, ohne dessen Wissen und Willen er hierher gekommen, was ihn dem Jubel einer Bevölkerung sich entziehen ließ?

Es hatte sich wol das Gerücht verbreitet, Schiller sei im Theater in Schwan's Loge und Aller Augen hatten sich darauf gerichtet; als man aber nur Schwan's bekannte Gestalt und das schlanke weißgekleidete Mädchen an der Brüstung lehnen sah, so war man wieder zweifelnd geworden und allmälig leerte sich das Haus.

Schwan war zu erregt, als daß ihm viele Worte zu Gebot gestanden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0168-7



Die Räuber.

„Lassen Sie uns anklingen auf gute Kameradschaft." (S. S. 150.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0169-6

hätten. „Kommen Sie, Schiller", sprach er, „die Gänge werden sich jetzt so ziemlich geleert haben, wir gehen über den Platz." So sprechend öffnete er die Thür der Loge; er beachtete es nicht, daß sein Neffe Bernhard, welcher nur auf diesen Moment gewartet zu haben schien, den Corridor entlang stürmte. Iffland hatte rasch über sein Theatercostüm einen Mantel geworfen und einen runden Hut aufgesetzt; mit einem stummen Händedruck begrüßte er den Dichter, Schwan mit seiner Tochter am Arme ging voraus, Schiller und Iffland folgten.

„Was ist das?" fragte Schwan und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Er ist da!" hörte er im gleichen Augenblick die ihm wohlbekannte Stimme seines Neffen rufen; „Er ist da! Schiller ist da!" tönte es hundertstimmig über den von wol einigen Tausenden dichtbesetzten Platz hin und zugleich traf rothes, glühendes Licht seine Augen. Iffland, Schiller's Arm unter den seinigen geschoben, trat vor. Das grelle Licht von ein paar hundert Fackeln beleuchtete die Gruppe, der rothe Dampf qualmte aufwärts, die gegenüberliegenden Palais, die dunkle Masse der Jesuitenkirche mit ihren Kuppeln und Thürmen feurig erhellend und dazu der ganze Platz dichtgedrängt von einer aufgeregten, jauchzenden, stürmenden Bevölkerung, alle diese Tausende in dem einen Zuruf, in dem einen Gedanken zusammenklingend, „Es lebe Friedrich Schiller!" Die Frauen ließen durch die rothdämmerige Nacht ihre Taschentücher wehen, die Studenten schwenkten die Fackeln, daß die Feuertropfen herabregneten, aber unbekümmert darum schob und drängte diese ganze Masse gegen den mittlern Eingang, wo Der stand, der von heute an des deutschen Volkes Liebling sein sollte, die schmächtige Gestalt aufgerichtet, mit den leuchtenden Augen des Siegers.

„Diesen Augenblick erlebt zu haben, das ist ein ganzes Leben werth!" sprach Iffland, und Margarethe Schwan, den Jubelton der Brust von Thränen der Wonne gebrochen, rief: „Der Tag ist Dein, Friedrich Schiller, und wir Glückselige haben in einem Augenblick erlebt, was die Zukunft und die fernsten Geschlechter Dir weihen!"

Schiller hatte mit den Freunden den Platz verlassen, vor ihm hatte durch die dichtgedrängte Masse sich eine Bahn geöffnet und wo er vorbeischritt, da entblößten sich die Häupter der Männer, der Greise vor dem Jüngling, dessen Haupt fortan eine Leuchte war. Aber mit dem Weggang des Gefeierten hatte sich die Begeisterung noch nicht gelegt, sie gipfelte und entzündete sich an sich selbst fast zur Raserei, die Alten und Bedächtigen waren fort, die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0171-3

Jungen, fast trunken vor Begeisterung, waren geblieben, einzelne Stellen und Schlagworte aus den Räubern flogen von Mund zu Mund, das Kraftgenialische dieser Sprache stimmte zu sehr zu den Bedürfnissen der Zeit, als daß es nicht gezündet hätte. Allen voran in Begeisterung aber stand Bernhard Schwan, ihn hatten die Räuber förmlich erobert. „Seht, seht!“ rief er einer Schaar junger Studenten zu, welche ihn umgaben, indem er seine Fackel hoch in die Höhe hielt, „seht Ihr die rothe Gluth, die an Kirchen und Palästen emporleckt? So recht! Mag die Gluth des Genius Alles in Flammen setzen, daß wir, über die Asche schreitend, zurückgelangen zur freien Natur. Ein freies Leben . . .“

„Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne,
Der Wald ist unser Nachtquartier, der Mond ist unsre Sonne!“

fiel tobend der Chor der Studenten ein — — Vivat die Freiheit; — Fort aus der Städte qualmender Enge! sang Einer. — Sinnlose Reden, große Phrasen halbabgerissen, unvollendet jauchzendes Vivatrufen, verqualmende Fackeln, blanke Hieber, Alles schwirrte und tobte ineinander. An den großen Häusern, welche den Platz umgeben, wurden die Fenster geöffnet, zornige Zurufe zur Ruhe, zur Ordnung tönten herunter, mit Hohngelächter antwortete die junge Schaar. „Hinaus in den Wald! in die Nacht!“ rief Einer alle Kraft seiner Lungen zusammennehmend und schleuderte seine niedergebrannte Fackel gegen das ruhige Bild einer der Sphynxe, die die Thür des Theaters bewachten. Da fühlte er seinen Arm festgehalten, zornig wandte der junge Student sich um, „was will man?“ fragte er scharf.

„Komme der Monsieur Bernhard jetzt mit mir, die Emotion in der kalten Nachtluft könnt' Ihm schaden und dann bedenke Er — die Polizei —“

„Bist Du's, Herrmann, mein Rabe?“ rief Bernhard Schwan emphatisch; „o nein, Er ist es, Lanius! geh' Er heim und zieh' Er sich die Bettdecke über die Ohren, daß Er den Schrei nicht hört der kreisenden Welt, die eine neue Zeit gebären will — —“

„Gott steh uns bei, er ist übergeschnappt, mit Permiß zu sagen!“ rief der alte Lanius und hob die Hände in die Höhe;“ sagt' ich's nicht, dieses entsetzliche gottlose Werk — es verführt und verderbt die Jugend, die Moral ist in Gefahr!“

„In den Abgrund mit ihr!“ rief der junge Student und schleuderte die Hand des besorgten Alten von sich, der heute Abend eine wahre That des

Heroismus vollbracht, indem er sich, um den Neffen des Principals zu retten, unter die aufgeregte Schaar gewagt.

„Monsieur Bernhard", bat der Alte flehentlich, „geh' Er mit mir —"

„Nein, nein! und abermal nein! Wer zieht mit mir?" rief er den Studenten zu.

„Ich, ich und ich!" brüllte der Chor, sie warfen die ausgebrannten und noch glimmenden Fackeln weg, zogen die Hieber, und rasselnd, das Räuberlied singend, schritten sie durch die stille Stadt dem Heidelberger Thor zu.

„Bernhard, Bernhard, wohin?" rief der alte Mann. — „Unter die Räuber!" rief der Uebermüthige zurück.

III.

Jung und begeistert, in linder Mainacht gegen die Bergstraße wallend, wenn die Luft flüssigem Silber gleicht, wenn der Duft der Rosen und der Rebenblüthe aus den Gärten aufsteigt und die Nachtigall schluchzende Sehnsuchtsglockentöne durch die Nacht singt; wenn das Mondlicht auf die Trümmer des Heidelberger Schlosses sich ergießt und der Neckar unter den Bogen der alten Brücke der schönen, schlafenden Welt das Schlummerlied singt — was kann dem gleichen? — Und ist das darnach angethan, junge, glühende Herzen zu kühlen, begeisterungstrunkene Jünglingsköpfe zu ernüchtern? Solch' eine Nacht war es, da Oberon's Blume die Sinne verwirrte, eine Nacht, nicht zum kühlen, nüchternen Denken geschaffen.

Durch die schlafenden Dörfer stürmte die Schaar der Studenten, das Räuberlied singend, sich immer mehr erhitzend. Und nun — Mitternacht war vorüber, die Nachtigall verstummt und durch die laue Nacht zog der kühle, stählerne Hauch des nahenden Morgens. Grau in der frühen Dämmerung lag Heidelberg da, nicht mehr vom Schimmer des Mondlichts träumerisch umwoben und noch nicht von der Rosengluth des Morgens angestrahlt, grau, dämmerig und verschlafen.

„Sollen wir wieder hinein in das Nest? in die engen Räume, da die weite Welt der Freiheit uns ruft? Wieder sehen die Professoren sich abquälen auf der Bahn des Wissens, wie des Färbers Gaul im Ring herumtrabt, und selber verdumpfen und versumpfen in der Armseligkeit, da doch das Nahen eines großen Geistes uns umwittert? Hinein in die Berge! in die Freiheit!" rief Bernhard Schwan und deutete mit dem blanken Rappier gegen die nacht-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0173-5

dunklen Berge. „Karl Moor!“ rief einer der Studenten mit seiner knabenhaft hellen Stimme, „Karl Moor voran, wir folgen Dir, Tod und Vernichtung diesen Gesetzen einer sterbenden Welt!“

„Wir wollen ihr den letzten Gnadenstoß geben!“ schrie ein Bürschchen, dem der erste weiche Flaum erst schüchtern noch auf der Lippe sich zeigte.

„In die Berge!“ schrien die Anderen nach.

„So schwört mir!“ rief Bernhard und streckte sein Rappier aus; sie traten Alle mit gezogenen Klingen zum Kreis zusammen und sprachen so dumpf als es mit größter Anstrengung ihrer klingenden Stimmmittel möglich war, „wir schwören!“

Bleich und übernächtig kamen gegen Morgen einige Studenten wieder nach Heidelberg, Andere wieder nach Mannheim zurück, der Morgen schien diese ernüchtert zu haben und sie hatten wol einiges Bedenkliche in der Ausübung des Räuberhandwerks gefunden. Sie brachten indessen die Meldung mit, daß Bernhard Schwan mit noch fünf Genossen nicht zwar in die Schluchten des Böhmerwaldes, wol aber in den Odenwald sich gewendet habe. Diese Nachricht erregte, wie begreiflich, die größte Sensation. Die Klügeren lachten darüber und meinten, ein paar Nächte im Freien zugebracht würde die heißen Köpfe schon abkühlen, unter diesen war Schwan; die Bedächtigen aber, und unter diesen war vornehmlich der alte Lanius, schrien Ach! und Weh! über diese von ihnen prophezeiten Folgen eines Werkes, das allem Bestehenden den Fehdehandschuh hinwarf. — So schlimm hatten sich es jedoch auch die trübsten Schwarzseher unter ihnen nicht gedacht, daß die Söhne ehrbarer Familien vom Theatersaal hinweg direct unter die Räuber laufen würden.

Der alte Lanius sah in ahnendem Geiste nicht nur den Zusammensturz der Firma: er sah Alles in chaotischem Wirbel, Religion, Moral, Stand, Gesittung, Alles in Frage gestellt, hoffnungslos versinken. Und dazu diese Gleichgiltigkeit; Margarethe Schwan hatte nur halb hingehört und mit einem zerstreuten Lächeln ihm geantwortet, als er ihr das Entsetzliche berichtet; ja sie war purpurübergossen aufgesprungen und hatte ihn mitten in seinen Lamentationen mit einem hastigen: „Auf ein andermal!“ — unterbrochen, als das Dienstmädchen ihr den Schöpfer und Urheber dieser Gräuel, den Regimentsfeldscheer Schiller zu melden kam. — Und Schwan? — der Herr Principal, der Herr Hofkammerrath selbst . . . er hätte lachen können über das Entsetzliche; in der That, die Welt stand am Rande des Untergangs.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0174-0

Schiller hatte sich ohne Urlaub entfernt. Es war nicht möglich, wollte er die Rache des Herzogs nicht entflammen und vielleicht auf das Haupt seines Vaters lenken, diesen eigenwillig genommenen Urlaub zu verlängern, und dennoch, es schien ihm fast nicht möglich, diese Stadt zu verlassen, die mit einem begeisterten Zuruf ihn auf die Höhe seiner Zeit gehoben. Er sagte sich, es sei die Luft der Freiheit, die er athme, der Umgang mit Verstehenden; aber tief im Herzen fühlte er, daß es mehr Margarethe Schwan sei, was ihn so mächtig an Mannheim feßle. Den Abend nach der Aufführung der Räuber, als eine große Gesellschaft sich in Schwan's Hause versammelt, als jedes Gespräch nur seinen Ruhm wiedertönte, sein Triumph in Aller Mund war: hatte er diesen fast vergessen um eines Blickes aus Margarethen's Augen willen. Alles schien wesenlos und schattenhaft um ihn zu sein, nur diese einzige, helle Gestalt sah er, nur die Worte hörte er, die sie zu ihm sprach — und morgen sollte er, mußte er scheiden.

Was wollten all' diese Larven, die sich um die Göttin drängten? — warum das Gewölk um seine Sonne? und warum machte sie sich die Bahn nicht frei, um ihm anzugehören, ihm ganz allein?

Er sah wie immer wieder Andere sich um die geistvolle Tochter des Hauses drängten, Andere, die gewandter waren in der Kunst der Rede; erregt, ermüdet zog er sich in ein Cabinet zurück.

Er warf sich auf einen Diwan und lehnte den Kopf in die Kissen, um mit geschlossenen Augen all' die Scenen vor seinen inneren Augen wieder vorüberziehen zu lassen, welche er gestern so sturm- und drangvoll erlebte; sein Werk, das lebendig vor ihm vorübergeschritten, das Jauchzen, die Begeisterung der Menge — aber durch Alles und über Allem sah er immer wieder die Gestalt der Einen, des weißgekleideten Mädchens, deren Finger auf Sophokles gewiesen.

„So allein?" hörte er jetzt eine klangvolle Stimme fragen; er fuhr aus seinen wachen Träumen empor. Iffland stand vor ihm.

„Bleiben Sie sitzen, Schiller", sprach er, sich neben ihn niederlassend; „ich begreife es, daß Sie ermüdet sein müssen und übermüdet von diesen Bürden von Lorbeeren, welche man ihnen ganz rücksichtslos an den Kopf wirft, ohne sich naiver Weise zu fragen, ob es diesen Kopf nicht am Ende schmerzen werde? Sie haben Recht, daß Sie sich aus dem Salon zurückgezogen, denn der Triumph, welchen Sie hier genießen, ist doch nur der schwache Nachhall, der matte Abklatsch dessen, was man Ihnen gestern jubelnd dargebracht."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0175-6

„Ich bin ermüdet, Sie sehen es", antwortete der Dichter „und wäre es nicht um Schwan's willen gewesen, der mich darum bat zu bleiben, ich hätte die Einsamkeit aufgesucht, auch Margarethe — —" Er nannte diesen Namen zögernd und schwieg dann, das Gesicht abwendend.

Ein dunkler Schatten flog über Iffland's ausdrucksvolle Züge; seine Lippen preßten sich einen Augenblick zusammen. Dann aufstehend sagte er: „Kommen Sie mit mir zurück, Könige haben ihre Pflichten und Sie sind heute entschieden der König. — Und noch Eins, ich erwarte Sie morgen früh bei mir; ich habe die Darsteller der Räuber zum Frühstück gebeten — wann reisen Sie ab?" —

„Um Mittag mit der Heilbronner Kutsche" — „Ich werde Sie in der Frühe abzuholen kommen." Schiller durfte nicht ablehnen; er war Iffland zu sehr verpflichtet und doch! — wie gern hätte er am Morgen Margarethen gesehen. Vielleicht hätte sich die Stunde gefunden, wo er, allein mit ihr, ihr hätte sagen können, daß er sie liebe, daß in ihr ihm seine Muse verkörpert erscheine — was wollte er ihr nicht Alles sagen, was hatte er ihr nicht Alles schon in diesen Stunden gesagt, aber nur in Gedanken. Denn wie reich auch Kopf und Herz daran waren: die Lippen waren spröde, sie ließen die Worte nicht über ihren Bann. — Aber zwischen der Zeit des Frühstücks und der Abfahrt — beim Scheiden, ja, da wollte er es ihr sagen; was hat sich nicht Alles schon gesagt und entschieden in dem Augenblick, da zwei Menschen von einander gehen wollen? Wie Viele haben sich nicht schon geeinigt und untrennbar verbunden in der Stunde, in welcher sie sich Lebewohl sagen wollten. — Also auf morgen!

Iffland kam des andern Morgens zur bestimmten Stunde. Ungern ging Schiller mit ihm; aber er erkannte es als seine Pflicht, den Schauspielern ein Wort des Dankes zu sagen, und wo hätte er bei der ihm so knapp gemessenen Zeit dieses besser und schicklicher thun können als in Iffland's Hause? So ging er denn, ohne Margarethe an diesem Morgen gesehen zu haben.

Iffland hatte alle seine Collegen versammelt; die lebhafte, angeregte Unterhaltung riß auch den träumerischen Schiller hin. Oefter tauchte jedoch der Wunsch in ihm auf, zu gehen; Iffland, unerschöpflich in Vorwänden, der zuvorkommendste Wirth, der glänzendste Gesellschafter, wußte ihn jedoch immer zu halten. — Endlich sah Schiller, daß ihm nur eine kurze Zeit noch bleiben würde und er brach auf Iffland nahm seinen Hut.

„Wie, Sie wollten die Gesellschaft verlassen?" fragte Schiller.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0176-2

„Ich werde Sie begleiten", antwortete Iffland, und ohne auf das Einreden des Dichters zu hören, schob er dessen Arm unter den seinen und verließ mit ihm seine Wohnung, den Diener beauftragend, den noch zurückbleibenden Herren frischen Wein zu bringen.

Vor dem Schwan'schen Hause hielt ein Reisewagen, Schwan selbst in Reisekleidern war im Begriff einzusteigen, er sah die Kommenden und winkte ihnen lebhaft zu. — „Wohin so eilig?" rief Iffland.

„Die Räuber sind aus meiner Officin in den Odenwald gelaufen und bringen Bauern und Landleute in Allarm", antwortete Schwan launig, setzte aber dann ernster hinzu: „Sie haben die Köpfe der Jungen in Brand gebracht, lieber Schiller, das muß in den Augen Vieler Ihr Werk in böse Beleuchtung setzen. Ein reitender Bote ist mir soeben von dem Amtmann von Weinheim gesendet worden, das Räuberspiel der Jungen hat schnell Fiasco gemacht. So viel ich aus dem verworrenen Bericht verstanden habe, hat sich die erste Heldenthat unserer Studentenräuber als das Einfangen einer oder zweier Gänse erwiesen; außerdem haben sie ein Feuer im Walde angezündet, etcetera. Von Worten scheint es zu Thaten gekommen zu sein, unsere jungen Räuber zogen blank, aber allem Anscheine nach behielten die Bauernfäuste das Feld. — Der erschreckte Dorfschulze von Lützelsachsen ließ Sturm läuten und Summa Summarum unsere Jungen sitzen jetzt nicht wenig verbeult im Weinheimer Thurm und harren de- und wehmüthig guter Fürsprache. Um der Knaben willen möchte es wol keine solche Eile haben; ihnen würde wol so ein bis zwei Tage ländlich Gefängniß nützlich und ersprießlich sein; aber um Ihret- und Ihres Werkes Willen, Schiller, möchte ich die Sache bald beigelegt sehen; es wird ohnedem bald genug das Geschrei über Sie kommen, Philister über Dir, Simson!"

„Damit ich beweisen kann, wie ich hänfene Stricke und Ketten zerreiße gleich Spinnweb", lächelte Schiller.

„Aber Delila", rief Iffland, „hüten Sie sich vor der Delila! Ich sage Ihnen, ein Spinngewebe in diesen schönen Händen spottet der Kraft Simson's."

Margarethe hatte nicht ohne schmerzhafte Empfindung vergebens Schiller an diesem Morgen erwartet. Statt seiner war der alte Lanius gekommen, um sie mit seinen Lamentationen über die unselige That ihres Vetters zu unterhalten. Er eröffnete ihr eine düstere Perspective, die mit Galgen und Rad noch nicht einmal ihren Abschluß gefunden hatte; denn dann kamen noch alle Qualen der glührothen Hölle und der Zorn eines Weltenschöpfers da-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0177-7

hinter, welchen das Einfangen einer Gans und eine Prügelei zwischen Studenten und Bauerburschen tief beleidigen mußte.

Und mitten in dieses düstere Gemälde hinein hatte das Stubenmädchen den Namen des Ungeheuerlichen genannt, welchem der strenge Jehovah nach der Ansicht des alten Lanius unversöhnlich grollen mußte, und Margareth, die verblendete Margareth, war mit leuchtenden Blicken, purpurübergossen in das Nebenzimmer geeilt. Er hatte, ehe die Thür hinter der schlanken Gestalt zufiel, es noch gesehen, wie sie, beide Hände ihm entgegenstreckend, gerufen hatte: „Endlich, endlich, Schiller! Sie stellen mich schwer auf die Probe, ich habe seit gestern Abend, da wir aus dem Theater gingen und Sie mir dann verschwanden unter der Fülle von Menschen, die Sie umwogte, von Moment zu Moment gehofft und geharrt, um Ihnen sagen zu können, wie sehr — —“ da fiel die Thür schnappend zu, was hatte sie ihm sagen wollen? Auf was hatte sie so mit Sehnen geharrt? — Der alte Lanius schüttelte wehmüthig den grauen Kopf, es war eine Welt um ihn erwachsen, die er nicht mehr verstand, das Alte ging zur Rüste — — war es gut so? — Er hörte drinnen im Nebenzimmer verworrene Stimmen; er hörte eine Thür gehen, männliche Tritte sich entfernen und einen schneidenden Wehschrei nachhallen . . . Was war das? — Er sah Iffland mit dem jungen Dichter das Haus verlassen, sah, wie dieser sich umwandte und zurückstrebte, wie Iffland ihn hielt und mit sich fortzog . . . Und Margarethe trat wieder in das Zimmer, bleich mit zuckenden Lippen; sie winkte ihm zu gehen und er ging . . . Was war das? Warum war sie vorhin mit glänzenden Augen und Wangen in das Zimmer geeilt, um jetzt so bleich, so trüb wieder zurückzukommen?

„Herr Iffland möchte die Demoiselle sprechen“, sagte das eintretende Dienstmädchen.

„Iffland?“ Margarethe hob den schönen, bleichen Kopf aus den Kissen des Sophas empor, auf welche sie gesunken, als der alte Mann das Zimmer verlassen hatte — — „Iffland?“ — es lag eine schneidende Schärfe im Ton dieser Frage, und wie sie diesen Namen nannte; ein zorniger Blitz flammte aus den fast so strahlenden Augen, „ich bin zu müde“, sprach sie ablehnend.

Aber Iffland war dem Dienstmädchen schon gefolgt. Gönnen Sie mir ein paar Augenblicke Gehör, Margarethe“, sprach er vortretend; „Sie klagen mich an, ich sehe es in Ihrem Blick, ich höre es im Ton Ihrer Stimme, mit der Sie meinen Namen nannten . . . Sie sollen mir auch Richterin sein, so hören Sie meine Vertheidigung —“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0178-3

Margarethe Schwan war aufgestanden, sie hielt sich krampfhaft an der Marmorplatte des Tisches fest, sie hätte umsinken mögen ohne diesen Halt.

„Was sollte es nützen, wenn ich mich zu verbergen strebte?“ sagte sie mühsam; „ja, dieses Gefühl, das ich nicht läugnen will noch werde, es ist so stark, daß es mir den Muth giebt, wider allen Brauch und Herkommen zu fragen, Iffland, warum haben Sie mir das gethan?“

Sie wandte sich um; „und ich werde Ihnen antworten“, sprach Iffland mit einer Stimme, die dumpf und klanglos geworden war, im Bemühen die innere, heftige Leidenschaft und Erregung zu beherrschen. „Ja, Margarethe Schwan, ich sah es, was Sie für Schiller empfanden, was Sie ihm geworden waren und ich wußte, was ich that, als ich in Schiller's Auge das Wort der Liebe las, dem Aussprechen zuvor kam mit einem frivolen Scherzwort. Es that mir so weh wie ich Ihnen gethan, Margarethe, und dennoch, dennoch mußte es sein. Ihnen nehme ich einen Geliebten, um Deutschland einen Helden zu erhalten. Es war ein schmerzender Schnitt und die Wunde blutet, aber der Schmerz wird vergehen, die Wunde vernarben und der Gewinn, den die Welt, den Sie mit ihr aus dieser Stunde erhalten, er wird bleiben.“

Margarethe stöhnte und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Iffland fuhr mit erhobener Stimme fort: „Es muß so sein, lassen Sie diesen jungen Genius durch Noth und Mühsal sich hindurch kämpfen zur Unsterblichkeit; lassen Sie ihn durch das Feuer einer feindlichen Welt gehen, damit das Gold schlackenlos der Zukunft entgegen ströme. An Ihrer Seite, in Ihren Armen, im Besitz Alles dessen, was Ihre Liebe ihm bieten kann, würde die Gefahr an ihn herantreten, im schönen Behagen die Kraft zu verträumen oder geistreich spielend sie zu zersplittern. Lassen Sie die stählernen Schläge des Schicksals ihm edlere Funken entlocken, als dieser trübe Blitz es ist, der uns entzückt, weil wir in ihm den formlosen Boden sehen, der uns die Fülle der Lichtfluth ahnen läßt, die, noch gebunden, des Tages und der Stunde harrt, um uns zur Sonne zu werden. Geben Sie ihn frei, Margarethe, er gehört uns — —“

„Und ich habe kein Recht an ihn“, sprach das Mädchen mit einer Stimme, in der ihr tiefes Empfinden bebte; „Sie sind ein mitleidloser Arzt, Iffland.“

„Ich bin es nicht minder mir selbst“, antwortete er, indem er näher tretend ihre Hand faßte. Sie wissen, Margarethe Schwan, und wußten Sie es nicht, so erfahren Sie es denn heute, ich, ich habe Sie geliebt vom ersten Augenblick an, da ich Sie sah, geliebt bis jetzt mit all' der heißen Gluth

eines geprüften Männerherzens und ich — — nicht Sie, nicht Jemand sonst soll sagen dürfen, daß ich um meinetwillen Sie von Schiller losgerissen — ich, Margarethe Schwan, ich verzichte auf den heißesten Wunsch meines Herzens, ich habe die Wunde nicht minder mir selbst geschlagen: für die Ihre, glauben Sie mir, ist der Balsam schon bereitet, mir mag die Zeit helfen."

Er beugte das Haupt, drückte noch einmal die Hand der von ihm so heiß Begehrten und verließ das Zimmer. — Wie erstarrt stand Margarethe noch immer mitten im Zimmer; sie wollte rufen, ihn zurückrufen — aber die blassen, bebenden Lippen versagten ihr den Dienst . . .

Margarethe Schwan ward, manches Jahr später, die Gemahlin eines hochgestellten Mannes an fremdem Orte; und da begegnete zufällig einmal Charlotte von Lengefeld, nachdem sie längst Schiller's Gattin geworden, der einst so gefeierten Schönen. Margarethen's Erscheinung war ein unverwelklicher Zauber geblieben, welcher auch Charlotten eigenthümlich berührte. Theilnahmsvoll betrachtete sie lange die schöne Frau. „Sie hat den ersten Triumph Schiller's gesehen", sagte sie, — „sie war zugegen bei der ersten Aufführung der Räuber und jauchzte unter den Ersten dem jungen Genius zu. Ein Strahl von seinem Lichte wird für immer auf ihrem Haupte ruhen und wenn man von Schiller und Mannheim spricht, wird man auch Margarethe Schwan nicht unerwähnt lassen!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0180-3

Aus dem alten Reich.

Mit Illustration von Professor Camphausen.

Ich hab' schon des Oefteren hören sagen, das sei Dem oder Jenem nit an der Wiege gesungen worden, und ist das so eine gemeine Red', wann Einer mit dem Bettelsack geht, der sich's vorher hat weidlich wohl sein lassen.

Ich könnt' von mir auch so sagen, daß es mir nit sei an der Wiegen gesungen worden, daß ich meines gnädigen Herrn Cancellarius würde; kann's aber doch nit, weil ich in keiner Wiegen gelegen bin und meine Mutter hat nit können an's Singen denken im Mansfeldischen Lager vor Praga. Denn da sie mich gebar, donnerten und brüllten die Karthaunen und Feldschlangen am weißen Berg, und war rings umher Gestöhn der Verwundeten und Geschrei der Weiber.

Das war am 18. November Anno 1620. Mein Vater war ein Mansfeldischer Lanzenreiter, welche man auch plaisanter, lanciers nennt, und war gebürtig aus dem thüringischen Lande. Ich gedenke seiner noch als eines großen, starken Mannes, mit einer mächtigen Schmarre im Gesicht und einem fuchsigen Schnauzbart. Hat' aber bei all' seinem wilden Ansehen doch kein so wild und verderbt Herz unter seinem Lederkoller getragen, wie ich's schon gefunden hab' unter manchem sammetnen Leibrock. Er hat mich oft auf den Arm genommen und mich geküßt und gesagt, er wolle seines lieben Friedels schon besser Sorgen tragen, wenn einstmals wieder Friede sei. Auch hat er gar oft meine Mutter getröst, wann sie geklagt und geweint hat, daß sie müßt' ziehen mit dem Troß, wie eine andere schlechte Dirn, und wollt' sich kein Pfarrer finden, der sie trauen thät. — Denn meine Mutter war gut papistisch und war meinem Vater gefolgt vom Oberrhein her, wie der Graf Ernestus von Mansfeld den böhmischen König Friedericus gen Prag geleitet hat. Wie sie ihm gefolgt ist aus freien Stücken, so hat sie auch an ihm gehangen in besonderer Treu und großem attachement, ist ihm gefolgt Land ein Land aus,

wohin auch grad die Kriegsfurie das Mansfeldische Häuflein trieb. Und ich kann mich dessen noch besinnen, wie ich meinen Vater hab' oft sagen hören, daß er sie hielt in seinem Herzen als sein recht Eheweib, und es würd' sich auch noch ein Pfaff finden, der sie vor den Menschen dazu machen wollt', was sie vor Gott schon lang' sei, und müßt' er ihm das Pistol auf die Brust setzen und ihn mit der Lanze an den Altar treiben. — Ist aber nit so weit kommen. Dann wie ich noch kaum sieben Jahr alt gewesst, sind wir einsmals im Quartier gelegen in einem Dorfe in des Braunschweigers Land. Da haben wir gute Statt gehabt, denn es ist noch nit viel Volks vor uns dagewesen, auch sind die Braunschweigischen gut protestantisch gesinnt. Da haben wir einen ganzen Winter lang gelegen, vornehmlich mein Vater mit meiner Mutter und mir in eines reichen Müllers Haus, denn mein Vater hat meine Mutter nit wollen unter dem Troß lassen. Weil nun die Müllersleut' sich uns gar traitable gezeigt, so hat mein Vater aus schuldiger Dankbarkeit ihnen was dagegen thun wollen. Ist aber mein Vater eines Cantors Sohn gewest und hat manches gelernt gehabt, was der gemeine Soldat nit braucht, noch weiß, würd' aber nit schwerer dran tragen, als an Feldbüchsen und Eberspieß, und wär' ihm manchmal besser.

Also hat mein Vater des Müllers Kinder gelehrt, und mich selber mit, die Buchstaben und das Einmaleins, das hab' ich sonderlich gelernt und war mir das Zählen ein Spaß, besonders wann's um Nüsse und Aepfel ging in den langen Winterabenden, wann die Weiber spannen um den Kienspahn, der Müller auf der Ofenbank lag und wir Kinder am Boden hockten. Dazu klapperte das Mühlwerk und rauschte der Bach und schnurrten die Räder. Da hing mein Vater die Blechkappe mit der rothen Feder an die Wand, nestelte das Koller auf und erzählte von seinen Kriegsfahrten, die er gethan in Deutschland, Welschland und Böheim, daß Allen vor Wunderns die Augen schier übergingen, die Spinnräder still standen und meine Mutter sich das Wasser aus den Augen wischte, denn es war ihr immer bang' um meines Vaters Leben.

Das war ein friedlicher Winter und die Soldaten hatten's schier vergessen, daß sie Soldaten seien, halfen dem Bauer dreschen und in's Holz fahren, aber noch mehr in dem Keller, da halfen sie ihm weidlich seine Fässer leeren. Ist nit bald wieder so kommen.

Denn gegen den Monat Martius hin ist uns Kundschaft worden, daß der Baverfürst wieder im Aufbruch sei. Das hat die Mansfeldischen nit übel gefreut, denn sie gedachten noch immer der Schlacht am Weißen Berg und woll-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0182-5

tens den Bayern wieder anstreichen. Will's Gott, so kommt's nimmer so weit daß ein Stamm kämpft gegen den andern, sind wir doch alle aus deutschem Geschlecht, und ist's nit anders, als wann ein Bruder die Hand hebt gegen den andern. Also wie die Kundschaft uns arriviret ist, haben die Soldaten wieder den Pallasch umgeschnallt und die Rosse gestriegelt. Sind wir auch allesammt aufgebrochen, dem Bayerfürsten entgegen. Der Müller sammt seinen Leuten hat uns das Geleit gegeben, da hat meine Mutter bitterlich geweint beim Valet und hat gesagt, jetzt sei's ihr zum letzten Male gut gegangen.

Sind wir gezogen die Kreuz und die Quer bis in den Monat Aprilis. Da haben die Unsern einsmals einen bayerischen Fouragezug geplündert und ist davon gute Beute und ranziones auf den Mann gekommen und hat mein Vater ein gut Stück davon getragen. So sind wir in den letzten Tagen bemeldten Monats auf ein Streifcorps von der Avantgarde des Generals Tilly gestoßen. Die sind mit den Unsern hart aneinander gekommen und war von beiden Seiten ein groß Schießen und Fechten, also daß die Bayerischen mußten das Feld räumen. Ich stak mit meiner Mutter hinter einem Busch und hielt mich an ihrem Kleide fest, und meine Mutter lag in großen Aengsten auf ihren Knieen und betete einen Rosenkranz, wie es die Gewohnheit ist der Katholischen. Wie nun die Bayerischen in die Flucht geschlagen waren, ritten die Unsern ihnen nach und mein Vater war um eine Pferdeslänge den Andern voran. Wir haben ihn wol gekannt an der rothen Feder und an seinem Schimmel, dem Hans, dem hatt' ich mehr denn einmal von meinem Brod getheilet. — Wie mein Vater nun so vorreit', dreht sich ein bayerischer Dragoner im Sattel herum und schießt sein Faustrohr auf ihn los. Da hat meine Mutter einen Schrei gethan und ist rücklings in den Busch gefallen und mein Vater ist gewankt im Sattel und gestürzt. Den weißen Hans hab' ich durch den Pulverdampf hinspringen sehen und die Unsrigen vorbei. Da hab' ich mich über meine Mutter geworfen und hab' geheult und geschrieen, bis sie wieder zu sich gekommen ist. Da ist sie aufgestanden und hat das Haar zurückgestrichen, hat mich auch angesehen mit einem absonderlichen Blick und hat gesagt: Komm!

So sind wir denn hingegangen auf den Plan, wo mein Vater gelegen ist. Dem war die Kugel mitten durch die Brust gegangen, also daß ein rothes Bächlein von seinem Lederkoller durch das Gras lief. Da hat sich meine Mutter über ihn geworfen und hat seinen Mund geküßt und seine Hände, hat auch mich aufgehoben, daß ich meinen Vater küssen sollt', aber ich hab'

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0183-0

mich dessen gewehret und hab' geschrieen. Hab' mich gar sehr gefürchtet in meinem kindischen Sinn vor den starren Augen und der rothen Narbe in dem blassen Gesicht. Aber meine Mutter hat nit geweint, sondern hat den todten Mann nur wieder und immer wieder geküßt und mit lauter Stimm' ein gar fromm Gebet gesprochen zum Heil seiner armen Seelen. Ich bin derweilen herum gelaufen und hab' allerhand Blumen und Gekräuter gesucht, wie sie der Frühling bringt, die hab' ich meiner Mutter in den Schooß geworfen, darin sie des todten Mannes Haupt gelegt. Da hat sie gar traurig gelächelt und gesagt: Friedle, komm her, Du siehst Dein' Vater zum letztenmal! — Da hab' ich ihn noch einmal angesehen, wie gerade die Sonn' untergegangen ist und war Alles blutroth.

Da sind die Unsrigen wieder gekommen, wollten sehen, wer geblieben war. Machten sich auch gleich über die Leichname her, trieben mich und meine Mutter von meines Vaters Leiche, rissen ihm Koller und Wamms auf und den Geldgurt hervor, den er auf dem Leibe trug. Da das meine Muter sah, kam sie wieder zu sich und rief, das sei ihres Kindes Gut und sie fordere es zurück. Aber die Reiter lachten und der Hauptmann rief: Das wär' eine neue und ungeschickte Mode, wenn die Dirn erben sollt' und der Bastard. Das gehör' von rechtswegen zur Hälfte der Compagnie und zur Hälfte ihm selber. — Aber meine Mutter wollt' sich das nit bieten lassen und rief, was ihres Kindes sei, das wolle sie wieder haben, trat auch gegen den Hauptmann vor und rief, es sei ehrlich Reitergeld und der sei ihr Mann gewest. Aber der Hauptmann spottete ihrer und hieß sie zum Troß gehen und zum Teufel, gab ihr auch mit seinem Eisenhandschuh einen Stoß vor die Brust, daß sie auf ein Knie sank und schier zusammenbrach. Der Hauptmann führte aber ein Weibsbild mit sich, die war in Sammet und Seide gekleidet, ganz nach der Mode. Die hieß er seine Maitresse, war aber auch nit mehr, trotz dem vornehmen Namen und dem Aufputz, als die gemeinste Dirn. Wie nun meine Mutter so niederstürzte von dem Stoß, trat ein alter Kamerad meines Vaters her und hob sie auf. Mach', daß Du fort kommst, Gundel, sagte er. Da hob sich meine Mutter auf und der Hauptmann warf ihr einen Thaler zu. Sie aber rief: Was Du gestohlen hast, das behalt! Dein Tag wird schon noch kommen, wo Dir Dein Recht wird, wie einem Dieb! — Da sprang der Hauptmann mit einem wüsten Fluch auf sie los und wollt' sie packen. Deß wehrte der alte Kriegskamerad und zog mich und meine Mutter mit fort in den Busch. Da gab er meiner Mutter die Hand und etliche Stück Geld, auch meines Vaters

Amulet und ein golden Kreuzlein, was er unter dem Wamms getragen. — Guck, das hab' ich Dir gerettet, Gundel, sagt' er; jetzt mach' Dich fort sammt Deinem Buben; die Welt ist weit.

Und so sind wir denn hinausgezogen in die Welt, und meinen Vater haben sie in eine Grube verscharrt und den weißen Hans hab' ich nachmals wieder gesehen, mager und elend, wie ihn ein marodeur geritten hat.

Das ist geschehen im westphälischen Lande, und strebte meine Mutter an den Rhein zu kommen, daß sie rheinaufwärts zög', um ihr Dorf wieder zu gewinnen.

Ist aber von Stund an, da sie der Hauptmann mit seiner eisernen Faust vor die Brust gestoßen, mit jedem Tag miserabler geworden und matter, war auch des Gehens nit mehr so gewohnt, dann sie ist meistens gefahren auf den Wagen, so von den Bauern requiriret werden, um Weiber und Gepäck zu führen, und, daß Gott erbarm, gar oft des Bauern eigen Hab und Gut, so der Troß mit fortschleppt.

Ich war des Laufens gar nit gewohnt, heulte und schrie derohalb, wann ich durch's Gestrüpp mußt' oder über einen steinigen Weg. Denn meine Mutter ist immer abseits der Straßen gegangen, daß sie keinem Kriegsknecht mehr in die Krallen fiel, dann sind die im Krieg nit anders, denn Geier und Habicht.

So haben wir uns durchgebettelt bis an den Rhein und noch ein gut Stück aufwärts, ist uns aber hart ergangen, denn die Bauern haben oft selbst nichts gehabt und sind wir an manchem Ort vorbei gekommen, wo vormals arbeitsam Volk gelebt und war jetzt eitel Ruinen. Ich hab' wenig von Noth verspüret, denn meine Mutter hat mich immer satt gefüttert, ehe denn sie einen Bissen nahm. Schleppt' auch mich großen Buben gar manches Stück Wegs auf ihrem Rücken fort, durch Dickicht und Morast. Da hab' ich denn ihren keuchenden Odem gehört, und ist sie auch oft still gestanden und hat gesagt: Friedel, ich kann nit mehr, mein' Brust thut mir zu weh! — Wann wir als des Nachts in ein Gehöft gekommen sind, hat sie gebettelt um Gottes Willen um ein paar Lappen und etliches Fett. Da hab' ich dann gesehen, wann's uns so gut ward, daß wir auf dem Stroh in einer Scheune liegen konnten, wie sie ihre blutenden Füße verbunden hat, und hat mich des andern Tags doch wieder weiter getragen.

So vermein' ich, obschon ich gar große actiones gesehen hab', wovon die Welt ein groß Geschrei macht, daß doch kein Heldenthum dem gleich käm', was eine Mutter thun kann, ob's nun eine Dirn sei, die mit blutigen Füßen und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0185-2

keuchender Brust ihr Kind durch das Moor schleppt, oder ein Weib, die ihres Kindes pflegen kann in eines gesesteten Hauses Hut.

Weiß ich auch, wie gar oft meine Mutter gesagt hat: wann ich nur Dich einmal in meines Vaters Haus an den Herd gesetzt hab', dann will ich ja gern sterben! Sie hat aber nimmer ihres Vaters Haus mehr gesehen, und ich weiß nit, ob's noch über dem Boden steht, mein' aber schier, der Krieg hab's weggefegt und müßt' ein Wunder sein, wann's nit so wär'.

So sind wir dann mälig an den Oberrhein gekommen, hatten's aber doch noch weit bis Breisach hinauf, wo meine Mutter daheim war. Sind also in die Pfalz gekommen, allwo wir gesehen, wie übel daselbst die Hispanier gehaust haben unter ihrem General Spinola, sind auch des Tilly's Bayern nit faul gewest mit Morden und Brennen.

Da sind wir gegen Abend hin an ein Ort gekommen, woselbst viel Lichter brannten, und war das kurios zu sehen in dieser Zeit; sind wir auch durch Wingerten gelaufen, die nit umgehackt waren, und hab' ich mich deß besonders gewundert und mehr denn einmal gerufen: Guck Mutter, da stehen noch Weinstöcke im Boden!

Meine Mutter hat deß aber nit viel geachtet, dieweil sie todtmatt war und ist vor mir hergangen ganz gebückt. Mußt' sich auch oft an einen Rebpfahl lehnen, wann ihr das Husten zu arg kam. — So sind wir in das Dorf gekommen und sind hineingegangen in ein Bauernhaus, so gar stattlich anzusehen war und zu vorderst gelegen. Da hat mein' Mutter um Gottes und Jesu Willen Einlaß begehrt. Stieß auch ein Bauernweib den Laden auf, und wie sie Niemanden weiter ersah, denn ein arm Weiblein und ein Kind, schob sie den Riegel von der Thür und sprach: Gelobt sei Jesu Christ! — In Ewigkeit, Amen! antwortete meine Mutter. Da ließ sie die Frau herein, weil sie an dem Gruß ihre Religion erkennet. Die Frau aber war brav und setzte uns zu essen vor, da hab' ich wacker zugelangt, aber meine Mutter begehret nit zu essen, sagt, sie wär' gar müd', weil sie ihr Kind heut' so lang' getragen hab' und hab' einen bösen Weg gehabt, Berg auf Berg ab.

Also wies uns das Bauernweib in den Heuschober und meine Mutter legt' sich hin und hielt mich an ihrer Seit'. Wie ich nun eine Weil' geschlafen hab', bin ich auf einmal aufgewacht, wußt' nit recht von was, aber über mein Gesicht ist's geflossen ganz warm und naß. Auch hat mein' Mutter gestöhnt und hab' ich sie im Mondlicht, so zu der Dachluke herein kam, aufrecht sitzen sehen, wie sie ihre zwei Hände gegen die Brust drückt. Da hab' ich geschrieen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0186-7



Aus dem alten Reich.

Bub', ist das der Weg in's Jägerthal? (S. S. 171.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0187-3
DFG

was ich konnt', denn ich hab' mich sehr gefürchtet. Mein' Mutter wollt' mich an sich ziehen, konnt es aber nit vor gar großer Schwäche, da ist auf mein Schreien des Bauern Weib gelaufen kommen, sammt zween Dirnen, so ihre Töchter waren, davon hat die Eine eine Latern mitgebracht. Wie das Weib herein kam, schrie sie: Jesus, Maria und Joseph! was habt Ihr vor? — Da keucht mein' Mutter nur das eine Wort: Sterben! Und sah ich, als das Licht auf uns fiel, daß ich ganz mit dem Blut besudelt war, so meiner Mutter aus dem Munde floß. Die Weiblein aber begannen ein Laufens und Rennens, wollten helfen und stießen dabei die Ein' an die Andere, daß die Laterne darüber hinfiel und das Licht erlosch. Hatten wir also nur noch das Mondenlicht, so in die Scheune fiel und war deß auch genug, dann die schönst' Illumination hätt' den Tod nit vertrieben, der jetzt an das Strohbündel trat, darauf mein' Mutter lag. Da hob sie sich mit Einem in die Höh', griff nach mir mit beiden Händ' und schrie: Frau! Frau! mein Kind! mein Kind! — Den Ton und die Stimm' will ich nit vergessen und müßt' ich hundert Jahr' alt werden. Die Frau hat ein weich Herz gehabt und es ist ihr nahe gegangen, sagte daher: Seid Ihr deß nur ruhig, Weiblein, und denket Eurer Seelen, des Kindes will ich mich schon annehmen. — Und fing die Frau an ein Pater noster zu beten und den englischen Gruß; wie sie aber daran kam: Bitt für uns, Maria, jetzt und in der Stunde unseres Todes! — da fühlt' ich auf einmal meiner Mutter Hand kalt werden, es ging wie ein stilles Seufzen durch die Scheuer, und weil der Mond vorbei war und das Gebet aus, ward's drinnen dunkel und still.

So hab' ich mein' Mutter verloren und hat mir nachgehends ein Schäfer gesagt, sie hab' zwei Rippen gebrochen gehabt, just unter der Brust, das müßt' gekommen sein von einem harten Stoß, da hab' ich des Hauptmanns gedacht, wie er meine Mutter mit der Faust vor die Brust gestoßen, und hab' gewußt woher.

Bin aber in dem Ort geblieben, der hat geheißen Forst und war Speyerisch, derowegen haben ihn auch die Hispanier und Bayern verschonet gehabt, weil er bischöflich war; ist aber bald anders kommen.

Dann es ist böse Zeit hereingebrochen und war doch schon vorher nit gut, daß man hätt' meinen sollen, es könnt' nimmer schlimmer kommen und war doch so. Ist heute der Schwed' über das Land gebraust, so sind morgen des Kaisers Völker kommen, die wilden Seresanen und Kroaten. Die haben nimmer gefragt: katholisch oder lutherisch? sondern haben gesengt und gebrennt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0189-7

gemordet und geraubt und so viel Gräuel verübt, daß es nimmer zu sagen wär'. Aber ob der Soldat hat einen rothen oder blauen Mantel getragen, ob er sich kaiserlich oder schwedisch genannt hat, 's ist ein Ding gewesen, und ist ihrer Keiner gar sänftiglich mit dem Bauern verfahren. Ich hab' zu jener Zeit das Vieh hüten müssen, insonderheit Gänse und Ziegen, die hab' ich in die verwüsteten Wingerten getrieben, dann es war schier Keiner mehr da, der den Acker bestellen konnt'. Wie ich nun so mit meinen Thieren allein war, da hab' ich mich wieder des Zählens erinnert, so ich in der braunschweigischen Mühle exerziret hab', und ist mir das gar sonderlich von Statten gewesen, dann ich hab' von meinen Thieren nie eines durch meine Schuld verloren. Hab' auch eine besondere Virtuosität bekommen in Rechenexempeln, so ich mir selbsten aufgegeben und wieder gelöset. Dazu hab' ich dann allerhand Steinlein und Reisigstücklein benützet. — Ist mir das Alles gewesen nit mehr denn ein Spiel und Zeitvertreib und hab' ich dessen nit gedacht, daß es mich durch's Leben führen sollt'. Dabei will ich occasion nehmen und sagen, wie viel besser es sei, daß man den Kindern nützliche Unterweisung gäb', daß sie sich selbst darinnen zu ihrem eigenen Lust und Frommen perfectioniren, denn daß man sie mit allerhand allotriis die Zeit vertreiben oder vertrödeln lässet. Aber gar manchesmal hab' ich's nie nöthig gehabt, daß ich Gänse und Ziegenböcke zählete, dann wann so ein Corps von Marodirern in's Land gefallen ist, so haben sie uns schier kein Bein mehr gelassen und hätten uns auch noch das nackende Leben genommen, wann wir uns nit in großer Eil' geflüchtet hätten in das Geklüft und den Wald.

Des Grafen von Leiningen Leute hielten Burg und Stadt Dürkheim besetzet, das war ganz nah bei unserem Ort. Wann nun so ein fremder Haufen uns Uebels genug gethan, so sind die Leininger gekommen, vorgebend, daß sie uns helfen wollten, jagten auch mehrentheils die Fremden davon, aber die Noth und Pein war drum nur größer, denn sie forderten dann starke contributiones für die freundnachbarliche Hülfe, und konnt' ihnen die der Bauer nit geben, so trieben sie's ärger, als die Andern. Da hat denn mancher Bauer gedacht, es sei besser, mit zu stehlen, denn immer bestohlen zu werden, und hat sich an den Troß gehängt oder an Raubgesindel, und hat so ein Bauer, wann er sich ein rostig Käsmesser umgebunden hat und eine rothe Feder auf seine Kappe gesteckt, es noch weit ärger getrieben, als die Rothmäntel, von welchen doch vermeinet wird, daß sie am Eingang zur Hölle wohnen. Ich will von den Gräueln nit weiter berichten, so damals geschehen sind, dann alle Religion

und Christenthum war verloren. Ist auch schier kein Gottesdienst mehr gehalten worden und hat keine Glock' mehr geläutet. Dann das Kriegsvolk hat nichts verschonet, aus den Glocken haben sie schwere Geschütze gegossen und das Fensterblei als Kugeln draus verschossen.

So ist das Jahr 1634 gekommen und haben die Kinder damals einen Spruch gelernt:

„Bet', Kinder, bet'!
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Oxenstern,
Der werd euch Alle beten lern'!"

Und hab' ich mich gefürchtet vor dem Schwed' und dem, den sie Oxenstern nannten, grad weil ich nit wußt', wer es war. Denn es war selbigsmal der große König Gustavus Adolfus lange gefallen bei Lützen und der Oxenstierna führte das Regiment. So hab' ich denn alle Abend mit Aengsten gedacht: Morgen kommt der Schwed'!

Wie es nun gegen den Sommer 'gangen ist, da hab' ich einsmals mit meinen Thieren, waren ihrer nit viel, am Berg gesessen, just unter der Wachenheimer Burg, die war ausgebrannt worden und gebrochen und ist doch vorher eine starke Veste gewest mit Wall und Thürmen; so geht es, wann die Zeit kommt, die der Herr bestimmt hat, da hilft kein Graben, sei er auch noch so tief, und keine Mauer, sei sie auch noch so hoch.

Wie ich nun so dasitz' und die schwarzen Mauern betracht', darauf meine Geisen klettern, da kommt ein Trupp gegen mich hergeritten, mit gelb und blauen Feldbinden und blitzenden Armaturstücken. Ich zählt' ihrer siebenzehn, die im gedrängten Haufen ritten, der Achtzehnte ritt ein wenig voran. Die kamen gegen mich hergebraust, wie das wilde Wetter. Und wie sie heran waren, hielt Der, der allein ritt, ein Weniges an und rief: Bub', ist das der Weg in's Jägerthal? — Wie Der mich nun so anrief, da ging mir's wie ein Schwert durch das Herz, denn das war der Mansfeldische Hauptmann, der meine Mutter mit dem Eisenhandschuh vor die Brust gestoßen. Wie ich nun nit gleich Antwort gab, so schrie der Hauptmann: Gelt, ich soll Dir Courage machen? — und griff nach seinem Degen. Da sprang ich hurtig zur Seite und schrie: Ja, Herr, Ihr seid auf dem rechten Weg! — Drauf ritten sie fort und ich blickt' ihnen nach und machte mir so meine Gedanken, wie der Hauptmann daher käme und was er im Jägerthal wolle. Konnt' mich aber nit lang' damit abgeben, dann wie ich kaum noch eine halbe Stund' lang gesessen, kommt wieder ein anderer Trupp, der war armirt just wie der erste. Und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0191-8

haben Die bei mir angehalten und hat mich der Erste gefragt: Ist kein Trupp Reiter vorbei 'kommen? — Da sagt' ich: Ja, es waren ihrer siebenzehn und der Achtzehnte ritt allein. — Fragt mich der Officier: Wo sind sie hin? — Sagt' ich: In's Jägerthal sind sie geritten! — Fragt der Andere weiter: Weißt Du den Weg? — Wie ich nun darauf hin hab' Ja gesagt, winkt der Officier einem Soldaten, der mußt' mich zu sich auf's Pferd heben und fort gings. Da schrie ich, wer sich jetzt meiner Thiere annehmen wollt', und lachte der Officier und sagt: Die werden ihren Herrn schon finden! — So hab' ich denn den Reitern den Weg gezeigt in's Jägerthal. Da haben wir frische Spuren gefunden von Rossehufen, und wußt' ich wol, wohin die leiten konnten. Denn es ist dortbei ein tiefer Waldgrund, so man die Isenach nennet und hatten sich dorthin oft die Bauern geflüchtet, wann die Soldateska es zu arg trieb im Gau. So sind wir dann auch durch Dick und Dünn, und die Reiter mußten absitzen und ihre Gäule durch das Dickicht ziehen, sind also in die Isenach gekommen. Dort ist eine Wiese mitten im Wald, da fanden wir die achtzehn Reiter, die hatten sich's bequem gemacht und den Pallasch losgeschnallt, saßen Alle um den Achtzehnten, der hat' eine Kiste voll Geld neben sich und vertheilte es an die Anderen. Wie das der Officier sah, neben dem ich ging, schrie er: Halt, Dieb! — Da sprang der Hauptmann auf und ward im Gesicht so weiß wie Kreide, als er die anderen Reiter ersah, die aus dem Gebüsch drangen. Stellte sich aber trotzig und wollt' aufbegehren, die Siebenzehn aber schrieen um Pardon, denn sie hatten ihre Waffen nicht bei sich und waren unserer dreißig Mann wohlarmirt, die griffen zu und war bald ohne Blutvergießen ein Jeglicher gebunden. Da traten ihrer Sieben von den Dreißig unter einen alten Eichbaum und hielten ein Kriegsrecht und Gericht, woraus ich vernahm, daß der Hauptmann ein Dieb sei, der mit des Regimentes Kasse das Weite gesucht habe.

Der Officier aber, welchem ich die Wege gezeigt, war des Regimentes Zahlmeister. Da hab' ich nun vernommen aus Red' und Antwort, daß der Hauptmann, so ein Coujon war und Parteigänger, hatt' ihrer Etliche aufgewiegelt, daß sie mit ihm die Kasse stahlen, vorgebend, es sei ihnen noch so und so viel Lohnes rückständig, sie nähmen sich also nur ihr Recht und noch Weniges mehr. In dem Waldgrund der Isenach wollten sie theilen und sollt' sich Jeder zu salviren suchen, der Hauptmann wollt' Dienst nehmen unter den Ligistischen, das sind Die von der Liga der Katholischen. Hätt' auch wol des Weimarer Stellung und Force verrathen für ein Stück Geldes.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0192-4

Der Hauptmann wollt' sich verdefendiren, ist ihm aber solch' Vorhaben nit gelungen, dieweilen er auf frischer That war ertappt worden. Da machten ihm die Sieben den Proceß in des Herzogs von Weimar Namen, als einem Dieb und Deserteur. An den Eichbaum, darunter sie ihn gerichtet, ist er gehenkt worden an seines eigenen Pferdes Halfter. Und wie ihn Einer herunterstieß, daß er hing, da ging auf einmal ein Läuten auf über dem Walde, das war ein Glöcklein, so ein frommer Waldbruder in seiner Clause hatt' und läutete zur Vesper.

Mir aber ward's ganz weh vor den Augen. Hatt' doch schon Manches erlebet und gesehen, das ging mir aber nah, wie ich Den so hinfahren sah in seinen Sünden und gedachte ich, daß der Böse seinen Lohn finden müßt', sei's da oder dann.

Des Glöckleins Ton ist mir aber geblieben, und meinte ich in späteren Tagen, wann der Teufel der Versuchung an mich trat, immer das Glöcklein zu hören, und hat mich das gerett'. So mein' ich, hab' Jeder ein Glöcklein, wann er nur darauf hören wollt', und wär' ihm stets besser.

Hat nit den großen Kriegsfürsten, den Friedländer, seine Victoria verlassen, wie er des Glöckleins nimmer geachtet hat und hat die Hand ausgestreckt nach Dem, was nit sein war? Hat drum eines elendiglichen Todes sterben müssen zu Eger im Böhmerland. Darum, o frommer Christ, merk' es wol und hör' auf Dein Glöcklein.

So sind wir wieder aus der Isenach gezogen, und die Siebenzehn saßen gebunden auf ihren Pferden. Fragt mich der Zahlmeister: Potz Blitz, Bub', wer hat Dir gesagt, daß es ihrer achtzehn seien? — Sagt' ich: Ei, darum hab' ich sie gezählet. — Da wollt' der Zahlmeister wissen, wer es mich gelernet, und ließ ich mein Licht gern leuchten und macht' ihm ein Rechenexempel nach dem andern. Der Zahlmeister hatt' dran nit übel Spaß, war auch wol zufrieden, daß er durch meine Hülf' und Führung dem Gestohlenen wieder beigekommen war. Sagt' mir derohalben, er woll' mich mitnehmen als ein Hülfsknechtlein und sollt' ich bei ihm noch allerhand lernen, auch wollt' er mir behülflich sein, daß ich 'was Besseres treiben könnt', als Gäns und Geisen zählen.

War ich dessen auch froh, denn die Frau, die sich meiner angenommen, wie mein' Mutter starb, ist lang siech gelegen an einem Hieb, so ihr ein hohenlohischer Kriegsknecht versetzet, und ist daran verstorben etliche Monat zuvor.

So bin ich dann mit in des Weimarer Quartier, und ist mir das gar

wohl bekommen, dann der Herzog Bernhard hat seine Zucht und Ordnung gehalten, wie es sich wol geziemet für ein christlich Heer. War auch der Bernhardus von Weimar ein Mann von sonderlichen meriten und Qualitäten, und schier anzusehen, wie ein junger Kriegsgott Mars. Und war der gemeine Mann ihm ergeben mit Leib und Seel, dann er war der rechte Nachfolger und Vollender von Dem, was des schwedischen Königs Majestät begonnen hat.

Nun könnt' ich noch gar viel erzählen, wie mich der Zahlmeister angehalten hat mit Rechnen, Schreiben und Lesen, auch mich dem Herrn Herzog empfohlen, daß er mich dann und wann unter seinen Knaben dienen ließ, dann ich hatt' ein reputirlich Aeußeres und wollt' den Adelsbuben nit nachstehen an Conduiten und Manieren.

Damals hab' ich angefangen, mich mit meines Vaters Namen zu schreiben. „Friedericus Breithamer" ist selbiger Namen auf dem Amulet geschrieben gewesen, das der alte Kriegskamerad meiner Mutter gab, die mir's um den Hals hing. Ist so ein Amulet oder Passauer Zettel ein Ding, so von losen Leuten gefertiget wird und den Reitern oder Musketiren verkaufet, soll so ein beschriebener Zettel stich- und kugelfest machen, ich aber hab' nie sonderlich Wirkung davon verspüret und will ich Alles, was man davon erzählet, nit mehr betrachten, denn ein Fabel oder Märlein. Ich will auch nit weiter berichten von unserm Zug nach Frankreich bis vor Dijon, allwo wir das Städtlein Joinville entsetzten und den Gallas vertrieben, noch will ich weiter berichten von des Zahlmeisters großer Gütigkeit und Strenge gegen mich, er hat mir Vieles gethan und ich will's ihm danken lebenslang.

So ist das Jahr 1638 gekommen. Da ist der Weimarische Held gegen die Schweizer Grenz' gezogen und hat allda am 21. Februari bei dem Städtlein Rheinfelden den Kaiserlichen eine große Schlacht geliefert. Ist dieser Tag gewesen ein Tag der ruhmreichen Victoria und hat sich Bernhardus Magnus damalen einen Lorbeer um sein Haupt gewunden, der wird grünen allezeit. An diesem glorioſen Tag sind gefangen genommen worden vier Generale und viel Officiers, vornämlich der General Savelli und der Jan van Werth.

Der Herzog aber, so ein Mann war von großem Geist und adeligem Sinn, ließ den Generalen ihre Degen wieder geben und lud sie des andern Tages zur Tafel in sein Quartier. Da hab' ich dann aufwarten helfen dürfen, und hab' ich mit besonderer Neubegier den Jan van Werth betrachtet, so aus einem Cöllener Schenkknecht ein illustrer General geworden. Hab' auch gehört, wie gar annehmliche Reden der Herr Herzog mit seinen Gästen geführet hat.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0194-6

Unter Anderem fragt der Herr Herzog den Jan van Werth, ob es wahr sei, daß er wegen einer spröden Magd in den Krieg gelaufen sei? Darauf sagt der Jan van Werth: Wann's nit wegen ihr gewesen wär', so wär' ich von ihr gelaufen, dann die Bellona ist meine rechte Braut und nit die Griet. — Darauf sagt ein weimarischer Officier: Ew. Excellenz haben wenig Glück mit denen Weibern, dann Ihre Fortuna ist Ihnen auch untreu worden — Der van Werth aber beugt sich gegen den Herzog und sagt: Meine Fortuna hat mich nit so viel verlassen, daß ich einem geringern Sieger als Ew. Durchlaucht mich hätt' beugen müssen. — Der Herr Herzog gab ihm dann auch seine Complimente zurück und sagt', wie er ihn immer, wann gleich sein Gegner, bewundert hab', daß er sich aus niedrigem Stand zu so hohen Ehren und Ruhm gebracht.

Ueber das präsentirete ich dem van Werth eine Schüssel mit Fisch, da zeigt der Herr Herzog auf mich und sagt: Das Bürschlein da stammt aus dem Troß und dienet mir doch jetzt schier wie ein Geheimschreiber und Rechner. — Da dreht der Jan sich um, guckt mich blitzig an und sagt lachend: Ei, Durchlaucht, rupft man doch die Schreibfedern aus der gemeinen Gans Flügel, die auf des Bauern Mist geht, und nit aus des Königsaars Fittig, und trägt auch der edel Rosenstock nit allezeit ein Reis, so zum Schlagen taugt, aber der knorrig Eichbaum immer. — Darauf lachten die Herren, haben's aber gar wol verstanden, wie der Jan van Werth es gemeinet hat. Wie sie nun von der Tafel aufgestanden sind, ist der Jan mit seinem Degengeschmuck an einem Stuhl hängen blieben, so daß eine goldene Quasten abriß, da bückt' ich mich schnell, wollt' sie ihm wieder geben. Aber der General sagt' zu mir: Behalt's nur und sag' einstmals, das hab an des Jan van Werth's Schwert gehängt, der es nie gezogen hab' um einer niederträchtigen Sach' willen, sondern hab's immer rein gehalten von allem Rost und Perfidie.

Darauf sagt der Held Bernhardus: Wann wir schon in zwei getrennten Lagern fechten, General, so haben wir doch Einen Gott und Eine Ehr', und ich will's noch erleben, daß Deutschland nur Ein Leib sei und in sich fest zusammensteht, allen Fremden zum Trutz.

Die Degenquaste hab' ich behalten zum Angedenken und hab' mich bei Sr. Excellenz submissest bedanket und empfohlen.

Der Herzog aber hat sich meiner gar sehr angenommen und ließ mich gar Manches thun um seine Person, absonderlich in Schreiben und Rechnen, denn das ging mir in alleweg besser.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0195-1

So könnt' ich noch allerlei Geschichtlein erzählen, dann ich hab' deren erlebt von jeder Sort', kurzweilig und betrübsam. Das aber will ich noch vermelden, wie ich ein' seltsam' Unterredung gehabt hab', so mir schier bös ausgegangen wär', mit einem französischen Herren, der sich genennet hat Vicecomtes de la Fosse.

Das ist so ein Schlenker gewest und ein Schleicher, wie sie gar manchmal einherlaufen in einem bordirten Rock und haben einen Ordensstern um den Hals hängen, daran ihnen doch ein guter hänfener Strick besser wäre.

Der de la Fosse hat sich mit Kriechen und Biegen alsfort um des Herzogen Person zu schaffen gemacht und hat können parliren schier den Teufel um ein Ohr.

Er hat sich davor ausgegeben, als wenn er gefreundet und compère wär' mit des Herrn Herzogen de la Tremouille Gnaden, davon doch kein Wort wahr gewest, sondern war Alles erlogen und erstunken. Das war nur derohalb, daß seine connaissance mit einem so hohen evangelischen Herrn ihm sollt' mehr Vertrauen geben, dann es haben ihm ihrer Mehrere superstitiret und gesagt: was soll uns Gutes kommen von einem Bündniß mit Frankreich?

Der besagte Schleicher hat sich auch einmal an mich gemacht und geredt so discursive von des Herrn Cardinals *) Haushalt und Vermögen, daß er fast zu nennen sei der recht König von Frankreich. Daß seine Pagen gingen in lauter Gold und überkämen dann mit ihren Jahren die besten Stellen und Aemter, und daß Seine Eminenz gar gern gewillt wären, ein deutsch Bürschlein zu ihrem Pagen zu machen, wann Sie eines finden wollten, so die Qualificationen und meriten hätt', die Seiner Eminenz am angenehmsten wären.

Da nun das junge Volk gemeiniglich gar schleckig ist, und dem Monsieur de la Fosse nur eitel Honig von den Lippen troff, so hört' ich zu mit beiden Ohren, bei mir bedenkend, ob ich, Friedrich Breithamer, nicht so qualificirt sein möcht', wie es Sr. Eminenz am geständigsten, dann die anderen adeligen Buben, so mit mir dienten, torquirten mich gar sehr mit allerlei Geiz und hießen mich salva venia die Mistgans, damit sie doch nur ihres Herzens Aergerniß ausdrückten über die Attention, so mir der Jan van Werth geschenkt hat.

Wie nun der de la Fosse sah, daß ich's in mir bedachte, da streckt' er seine Teufelskrallen aus und redete mir zu, daß ich ihm sollt' da oder dann von des

*) Richelieu.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0196-7

Herrn Herzogen Papieren zustecken, absonderlich die Briefe, so er an seine Herren Brüder schrieb und aus dem Reich bekam.

Da er so redete, da war mir's mit einem Male, als ginge das Glöcklein auf über dem Isenacher Wald und der Franzos war anzusehen wie der Coujon von Hauptmann.

Und ist mich ein Zittern überkommen und ein kalter Schweiß und ich schrie, daß ich mich ehender mit glühenden Zangen wollt' verreißen lassen, denn zum Judas werden an meinem Herrn, da sei Gott für!

Wie ich das gesagt und in meines Herzens Aengsten und Brast die Hand aufhob, gleich wie zu einem Eid, da zog der Franzos ein Maul, als wann er in einen Holzappel gebissen hätt', fragt mich nochmals, ob das mein Ernst sei, was ich wieder bejahte. Da klopft mir der auf die Schulter und sagt, wie er mich nur hab' tentiren wollen und sehen, ob ich fest sei meinem Herrn, es sei ihm nur ein plaisanter Spaß gewesen, nit mehr.

Mir aber war's eine große Angst, daß es nit vor meinen Herrn kommen möcht'. Wollt' Gott, ich wär' gescheidter gewesen und hätt' den Herrn Herzogen gewarnet, es hätt' mögen Manches anders werden.

Er ist zwar genugsam gewarnet worden, sonderlich von seinen Herren Brüdern, hat's aber nit glauben wollen, das war sein und des Reiches Schaden, daß er ein zu edler Held war, wo nit geglaubt hat an der Welt Arglist und Tücke. —

So sind wir denn nach der glorioſen Affaire bei Rheinfelden vor die feste Stadt Breisach gerückt und hat sie sich erst ergeben im Monat December. Da ist dann der Weimarische Held eingezogen und hat sich huldigen lassen auf dem Markt von gemeiner Bürgerschaft, als dem alleinigen Herrn. Ließ auch zum Gedenken Münzen schlagen mit seinem und der Stadt Wappen. Davon bewahr' ich noch manch ein Stück als Curioſum und hab's geleget zu des Jan van Werth's Degenquast und meines Vaters Amulet. Damalen ist ein Prinz von Pfalz-Zweibrücken, so dem Weimarischen Herzog befreundet war, in's Quartier gekommen, und sagt der so hin, daß es ihm leichter sein wolle, einen tüchtigen Obersten zu finden, als einen getreuen Rechner und Schreiber. Auf das hin hat Se. Durchlaucht mich dem Prinzen mit beweglichen Worten empfohlen, wie daß Sie sich meiner in alleweg gut versehen hätten.

So bin ich in Pfalz-Zweibrückische Dienste gekommen. War mir aber sehr leid, wie ich von dem Herrn Herzog scheiden mußt', nachmalen aber lieb. Denn so mußt' ich nit sehen seinen beklagenswerthen Tod, wie ihm der welsch' Teufel, der Cardinal Richelieu, mit Gift vergeben hat. Und nit genug, daß

er Deutschland so einen Helden genommen, hat er es auch des Weitern geschädigt durch seinen Tod, indem er das Elsaß an sich gerissen, so ein Stück deutschen Landes war und dem Herzogen von Weimar verpfändet. Der hat noch in seinem Testament seine Herren Brüder hoch und heilig gebeten, daß sie das Elsaß nit sollten in die Krallen Frankreichs fallen lassen, sondern solltens behalten beim Reich als ein kostbar Glied.

Ich kann nur mit Jammerns dran denken, wie das Elsaß losgerissen ist, und wer weiß, wer's wiederum holt. So bin ich bei Pfalz-Zweibrücken geblieben und in meines Herrn Gunst gestiegen von Jahr zu Jahr, darum, daß ich des Glöckleins immer fein Acht hatt', wann es sich regete.

Auch hab' ich mir ein gar lieb Weib geholet aus des Kaisers Stadt Landau, so eines Bürgers und Goldschmieds Tochter geweßt ist. Und will ich die Stadt segnen um des Kleinodes willen, daß sie mir bewahret, dann so eines Weibes Liebe ist köstlicher denn Perlen und Edelgestein, und sag' ich mit dem Jesus Sirach, im 26. Kapitel, dem 21. Vers: Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen ist, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsam Weib eine Zierde in ihrem Hause.

So ist mein Weib mir eine aufgehende Sonne geweßt, all' Tag ihres Lebens. Sie ist vor mir hingegangen und ich will mich deß getrösten in meiner Trauer, daß ich sie wieder sehen werd', wo sie nimmer wird von mir genommen werden. Ihrer Lieb' und Treue aber will ich gedenk sein und will's ihr danken und meine Kinder sollen desgleichen thun, dann sie war uns Allen eine lachende und wärmende Sonne.

Und so bin ich an meines Lebens Ziel kommen und hab' gesehen, daß nichts Bestand hat, nit Glück und nit Unglück.

Ich hab' in meines Herrn Namen Kurpfalz congratuliret, wie sie wieder in Possession von dero Ländern gekommen sind, daraus man sie einsmalen mit großer Schmach vertrieben. Hab' ich auch daran klärlich gesehen, wie Gott Leid wieder in Freud' wandeln kann, so es ihm Zeit dünket.

Ich hab' noch gar Vieles erlebet, davon ich wol ein Buch schreiben könnt'. Nun es hinter mir liegt, war's gut; durchleben aber möcht' ich's nimmer, am allerwenigsten den langen Krieg mehr, davor mög' Gott Deutschland bewahren allezeit. Dann der Krieg ist ein Unthier, so seine grimmigen Krallen in der eigenen Mutter Leib schlägt, sie zu zerfleischen, aber der Frieden ist lieblich, und wollten die Großen der Erde allezeit das Glöcklein hören, so möcht's bald heißen:

„Mit uns ist Frieden aller Orten!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0198-9

Ein Ritt um die Freiheit.

Historische Erzählung.

Der Herbst war eingethan. Es war ein segensreiches Weinjahr gewesen das des Jahres 1327. Dem jungen Most prophezeiten die Kundigen, daß er ein feuriger heißer Geselle werden würde, ein starker Kämpfer, der manch einem Guten, Wackeren noch zu schaffen machen oder auch ihn überwinden würde.

Der junge Wein gährte erst allmälig in den kühlen Kellergewölben, aber doch schien es, als ob aus diesen die kleinen Streitkobolde, die er hegte, schon aufgestiegen wären und durch die Ritzen der Kellerladen, durch die Schlüssellöcher der Zunftstuben geschlüpft und sich kopfüber kopfunter in das milde Getränk des vorigen Jahrzehntes gestürzt hätten, so wenig friedfertig klang das Gespräch in den Zech- und Zunftstuben der guten alten Stadt Speyer.

Ein Jahr vorher um diese Zeit, wie hatte die alte Stadt ein anderes, ein festliches Ansehen gehabt. Da hatten sich Blumengewinde von Erker zu Erker gespannt, schwarz-goldene Fahnen waren von allen Thürmen herabgeflattert, das Geläute aller Glocken, der Jubel des Volkes, das süßeste Lächeln und Tücherwinken der Frauen hatte den einziehenden Kaiser begrüßt.

Am Altpörtel war der große Rath gestanden in feierlichem Aufzug, der jüngste Rathsherr hielt die silbernen Schlüssel der Stadt auf purpursammetnem Kissen und der Landvogt aus dem edelsten Münzergeschlecht hatte die Anrede gehalten, die übergeflossen war von Liebe und Verehrung für den Kaiser.

Mit huldvollem Lächeln hatte Ludwig der Bayer diese Versicherungen angehört, aber hinter der Huld lauerte der Hohn und ein spöttisches Lächeln konnte sich nur ungeschickt unter dem blonden Schurrbart verbergen. Der stolze Wittelsbacher erinnerte sich dessen nur zu gut, wie lange und eifrig die Stadt Partei gegen ihn genommen und auf der Seite seines Gegenkönigs, des überwundenen Friedrich von Oesterreich, gestanden. Nun aber nahm er

geschickt die Sache wie sie lag und gab sich den Anschein, nie an der Geneigtheit der mächtigen Stadt gezweifelt zu haben.

Den Versicherungen der tiefsten Ergebenheit hatte er diejenigen seiner höchsten kaiserlichen Huld und Gnade entgegengesetzt und obschon in seinem tiefsten Innern er gern anders gegen die widerspänstige Stadt verfahren wäre, so gedachte er als kluger Mann doch Dessen, was ihr Veto den hohenstaufischen Kaisern gewesen und gutes Muthes hatte er dem Schooßkind der Salischen Kaiser die alten Privilegien auf's Neue beschworen.

Ueber scharlachne und weiße Tücher, den prunkenden Farben des Stadtwappens, war er zum Retscher geritten, Fürsten und Herren ihm nach. Aber der Reichstag, den er um eines Römerzuges willen beschrieben, er hatte sich aufgelöst im Gezänk und Hader der Parteien. Der Zank und Hader aber war aus der Königshalle im Retscher in die Raths- und Zunftstuben gedrungen, mißmuthiger als er eingezogen hatte der Kaiser die Stadt wieder verlassen, die welken Kränze hatte der Herbstwind von den Erkern herab auf die Gassen geschleudert, die schwarz-goldenen Fahnen hingen klatschend vom Octoberregen an den Stangen herab und die roth-weißen Tücher hatten grau ausgesehen von den kothigen Tritten der Reisigen und Rosse.

Es war Manches bei diesem Reichstag von anno 1326 zur Sprache gekommen, viele gerechte Klagen gemeiner Bürgerschaft den Uebergriffen des Speyerer Patriciats, den Münzern und Hausgenossen gegenüber; es war fruchtlos gewesen, aber es hatte den tiefen Riß, der zwischen Adel und Bürgerthum bestand, klaffend vor die Augen der Welt gelegt und so um so unheilbarer gemacht.

Die Münzer und die Hausgenossen, das war der alte Freiadel der Stadt. Jenen stand das Recht zu, in eigenen Münzstätten Geld zu prägen mit ihres Geschlechtes Zeichen, in ihrem Besitze war ungeheures Capital. Diese, die Hausgenossen, waren mächtig durch großen Grundbesitz, beide waren es durch die jahrhundertlange Verwaltung der Stadt, welche allein ihnen zuständig war, ohne daß sie über die Verwendung des gemeinen Eigenthums Jemand Anders Rechenschaft schuldig gewesen wären als sich selbst und ihres Gleichen.

Heinrich V., der geistvolle, kräftige Salier, jedoch hatte im Jahr 1111 der Stadt eine freiere Verfassung gegeben, eine solche, die fähig war, das Bürgerthum erstarken zu lassen, indem er es aus dem Zustand der Unterdrückung zum Range eines Mitherrschenden erhob. Der fünfte Heinrich hatte verordnet, daß auch im Rathe die Zunftgenossen an Zahl die Freibürger über-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0200-4
DFG

steigen sollten im gleichen Verhältniß, wie es sich in der Wirklichkeit fand. Er hatte der kleinen Minderheit den Stab der Gewalt aus der Hand gewunden, um ihn dem Volke zu überantworten; dieses blickte denn auch mit dankbarer Bewunderung, mit ehrfürchtiger Scheu zu dem starken Salier empor, jene aber in ihren vermeinten Rechten geschmälerten Vornehmen, die herrschsüchtigen, von Heinrich's Arm darniedergehaltenen Geistlichen, verbündeten sich in jähem Trotze mit einander, um das Werk des Kaisers zu vernichten, sein Ansehen selbst bei Mit- und Nachwelt zu trüben und zu entstellen.

An dieser Verfassung vom Jahre 1111 zu rütteln, sie womöglich ganz zu erschüttern, das war seit einem Jahrhundert der Plan des Patriciats. Aber Ludwig der Bayer war zu klug, um sich zum Werkzeuge der Adelspartei brauchen zu lassen. Ihm war das ihm so lange feindlich gewesene Patriciat ein Dorn im Auge und er verlangte nichts Besseres, als dieses mit der gemeinen Bürgerschaft im Schach zu erhalten, freilich um auch jene bei vorkommender Gelegenheit wieder mit dem Adel zu zügeln.

Vom Kaiser war in dieser Hinsicht nichts zu erwarten, das mußte die Adelspartei sich sagen, ihr Spiel aber gab sie dennoch trotz des Mißlingens beim Reichstage nicht verloren.

Alle Hebel setzten die Patricier an, um die verlorene Uebermacht im Rathe wieder zu gewinnen, um hauptsächlich der lästigen Ueberwachung in Verwaltungssachen enthoben zu sein. Bis vor anno 1111 hatten sie alle städtischen Gefälle und Einkünfte wie ihre Domaine betrachtet, jedes Geldgeschäft der uralten Stadt der Nemeter, die schon blühte, ehe Cäsar zum ersten Male den Rhein gesehen, ward von den Münzern besorgt, natürlich stets mehr zu eigenem als gemeinem Nutzen. Diese unumschränkte Herrschaft war verloren; sie wieder zu gewinnen das stete Bestreben der Adelspartei seit zweihundert Jahren. In ihren Händen lag aber, wenn auch nicht anerkannt, denn doch um so bestimmter, die Macht, da sie die Mittel besaßen, durch welche sie erlangt wird, Geld und Grundeigenthum.

Wann je hätte das Gold nicht seinen Einfluß geübt, und die Münzer, sonst so zähe, strenge Rechner, waren seit Jahren nicht karg damit, überdies waren sie die Gläubiger so Vieler in der Bürgerschaft, ihr Einfluß war der durchgreifendere, wenn auch der stillere, dem rührigen Treiben der Hausgenossen gegenüber, auf deren Seite, weil meist von ihnen abhängig oder leibeigen, ein großer Theil der Pfahlbürger, also Jener, welche außerhalb der Ringmauern wohnten, standen. Diesem nie ruhenden Treiben war es zuzuschreiben, daß

nach und nach der Adel im Rathe wieder die Oberhand gewann, ja um die Zeit, da der junge Wein zu gähren begann, um ein Dreifaches an der Zahl die Rathsglieder des Adels denjenigen der Zünfte überlegen waren.

Das war es, um was man sich zankte in den Zechstuben und bei den Versammlungen der Zünfte, ja der Zank ward selbst in das Innere der Häuser, in Wohnstuben und Werkstätten getragen. Eines warf dem Anderen seine Hinneigung zu der Partei des Adels vor, am schlimmsten kamen die Frauen weg, da wohl der oder jener Meister und Geselle nicht mit Unrecht seinem Eheweib oder seiner Liebsten vorwarf, daß sie ihren Einfluß im Hause zu sehr zu Gunsten der Patricier gebraucht, bestochen von dem bunten Schellengeklingel und den Schnabelschuhen der adeligen Herren, auch wohl da und dort von einem silbernen Miederkettlein oder der stillschweigend ertheilten Erlaubniß, ihre Haube um zwei Hand breit erhöhen zu dürfen.

Aber trotz der Mißhelligkeiten und der Unlust, welche sie hervorgerufen, verfolgten die Patricier ihre Ziele, sie würden sie auch wohl schon erlangt haben, hätten nicht die bürgerlichen Rathsherren wie ein Steinwall zwischen die Bürgerschaft und die Adelsansprüche sich gestemmt. Diese zünftige Minderheit im Rathe war in der That der Stein des Anstoßes, an dem die Patriciergelüste zu zerschellen drohten; es waren die tüchtigsten Männer der Bürgerschaft, die Muthigsten und ihrer Stadt Getreuesten, an ihrer Spitze der alte Feind der Münzer und Hausgenossen, der Zunftmeister der Rheinkaufleute, der Eytel Fritz; er, dem an harter Stirn und unbeugsamem Muth sich nur zwei Männer messen konnten in der Stadt Speyer, der Bischof Emiche von Leiningen und der Vorsitzende des Geheimenrathes, der adelige Junker Mannhard Ebelin vorm Münster.

Hausgenossen oder Zünfte! das war die Losung, denn die Münzer hielten sich mehr zurück, da ihre Verbindung mit den Zünften der Krämer und Rheinkaufleute ihnen eine offene Parteinahme nicht räthlich erscheinen ließ. Hausgenossen oder Zünfte, Adel oder Bürgerthum war die Frage, die erörtert ward vom goldenen Saale des Retscher bis in die Stube des Fischers am Hasenpfuhl hinab.

In der Schänke zum Psittich ging es stürmisch her, schon ihr Schild zeigte die Grundsätze, die dort vertreten wurden. Seit dem Kampf der Sterner und Psitticher zu Basel war der Psittich*) das Zeichen der Zünfte geworden. Hatte die Speyerer Schänke auch den Namen erhalten von einem wirklich

*) Altdeutsch statt Papagei.

lebenden Vogel, den vor bald vierzig Jahren ein frommer Wallbruder aus dem Morgenlande gebracht und dem Wirthe, da er dorten in der Herberge gestorben, als einziges Andenken hinterlassen, so war dieses Schild doch abermals das Symbol geworden für den Ort, wo die Unzufriedenen der Zünfte sich zusammenfanden.

So auch heute zu Anfang des Octobermondes 1327 saßen von allen Zünften Unterschiedliche in der Wirthsstube des Psittich beisammen. Es war ein langer, ziemlich niedriger Raum; die schweren Querbalken der Decke, welche ehemals mit bunten Farben bemalt gewesen, waren in Folge des Alters und des Oelrauches, der den eisernen Ampeln entqualmte, die in Form von allerhand ungeheuerlichem Fratzengethier an eisernen Ketten davon herabhingen, schwarz und rußig geworden. Die Ampeln aber mußten den größten Theil des Tages brennend erhalten werden, mit Ausnahme der hohen Sommerzeit, denn nur um diese Zeit konnten unternehmende Sonnenstrahlen durch die kleinen Gitterfenster der Zechstube eindringen, die noch überdies trübselig genug nur die düstere Aussicht auf die hintere, hohe Giebelwand des Gutleuthauses hatten. Das stets waltende Dämmerlicht schien den Gästen des Hauses aber kein Hinderniß zu sein, denn sie fanden sich dort immer zahlreich zusammen, und die vom vielen Gebrauch wie polirt erscheinenden eichenen Tische und Bänke bewiesen, daß der Zuspruch zur kühlen Trinkstube des Psittich nicht von gestern datirte.

Das Dämmerlicht und den Oeldunst, der auch am Tage nie recht weichen wollte, abgerechnet, war die Trinkstube ein heimlicher Ort, in welchem sich ein Jeglicher behaglich und wohl fand, mit Ausnahme desjenigen Bewohners, der der früher namenlosen Schänke erst die Benennung verschafft hatte, des Psittichs selber. Auf einer Querstange, den linken Fuß mit einer Kette daran gefesselt, hockte der Vogel, das grünrothe Gefieder jämmerlich zerzaust aussehend, schon seit vierzig Jahren da. Er hatte ein ehrwürdiges, fast philosophisches Aussehen erhalten seitdem, denn die Jahre waren nicht schonend über seinen Scheitel dahin gegangen, sondern hatten beim jeweiligen Wechsel ihm immer mehr die metallschimmernde Federzier geraubt. Nichtsdestoweniger blieb der glatzköpfige Papagei nach wie vor der Stolz der nach ihm benannten Schänke und das Wunder der jungen Bürgerschaft, die noch in den Kinderschuhen ging.

So saß er Jahr aus Jahr ein immer tiefsinnig und ernst. Nur wenn im Hochsommer die Sonnenstrahlen bis fast an sein Querholz sich wagten und von ihrer Helle beschienen die bunten Farben der Deckbalken und der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0203-1

umherhängenden Handwerksschilde unter der uralten Lage von Ruß und Staub hervortraten, nur dann, zu dieser gesegneten Zeit, ward der alte Psittich unruhig, dann mochte er wohl beim wechselnden Schattenspiel auf dem Boden des Estrichs, bei dem warmen Mittagsglanz, der auf der kahlen Wand des Gutleuthauses lag, der gaukelnden Schatten denken, die Lianenranken und Palmenkronen auf den Boden der sonnigen morgenländischen Heimat warfen, an die heiße Sonne, die sein Gefieder so glänzend gefärbt; dann hob er das kahle Haupt, hüpfte auf der Stange hin und her, daß die rostige Kette klirrte, schlug mit den Flügeln und krächzte nach dem Lichte blinzelnd: „O dulce domina mea!“ Dann pflegte die Wirthin zu sagen: „Er sömmert sich“, und die Geschichte von dem Wallbrüderlein zu erzählen, das zu ihres Aeltervaters Zeiten mit dem Psittich hier angekommen sei; ein halber Heiliger schier sei's gewesen, denn da er gestorben, hab' sich's gefunden, daß ein Stachelgürtel ihm ganz in's Fleisch eingewachsen war, und die heiligen Nägelmale habe er sichtbarlich an Händen und Füßen getragen.

Das war jedesmal ein erbaulich Gespräch, aber da heute der Psittich zusammengesunken und fröstelnd auf seiner Stange saß, so war keine Ursache, des frommen Büßers zu gedenken, und das Gespräch ging ununterbrochen fort über der Hausgenossen Anmaßung und des Eytelfritz harten Widerstand, den er diesen leistete.

Es waren gute Handwerksgenossen, lauter Meister aus vornehmen Zünften, die hier beieinander saßen, sie hatten stattliche Humpen vor sich stehen und was sie tranken, das war ein gutes Gewächs, dem es schon eben so lange in dem Hause denken mochte, als dem träumerischen Psittich. Eine ganze Reihe von gekrempelten Filzhüten und Baretten hing an den Wandzapfen neben manchem stattlichen Wehrgehenk und dunklem Brabantermantel mit Otterfellen verbrämt.

Der Gewerkmeister der Goldschmiede, ein feiner Mann mit einem klugen Gesichte, trank seinen silbernen Becher leer, und ihn dann langsam drehend hub er bedächtig an zu sprechen, immer die Augen auf die kunstreiche Arbeit des Bechers geheftet, als läse er seine Rede aus den sinnreichen Reimen der Spruchbänder ab. „Mich will dünken, liebe Handwerksgenossen“, sprach er, „wir übersähen gemeiner Stadt Vortheil, wenn wir uns fürder mit dem Bischofe so feindlich zu stellen uns befleißen. Wir können eines Mächtigen nicht entrathen gegen die Mächtigen. Der Kaiser, das haben wir gesehen, will sich in unsere Händel nicht mischen, wir selber sind aber für uns allein

nicht stark genug. So mein' ich denn, liebe Handwerksgenossen, wir sollten des Bischofs Zürnen allein auf unsere Feinde zu lenken suchen und mit dem Capitel gemeine Sache machen."

„Meinet Ihr, Vetter Kunz?" rief der Altmeister der Steinmetzen, der, obschon sein Geschlecht seit Generationen hindurch Heiligenbilder und Altarsockel aus dem Gesteine schnitt, doch ein abgesagter Feind der Klerisei war. „Meinet Ihr, es sei dem Hasen ein Nutzen, wenn er sich mit dem Wolf gegen den Fuchs verbände. Lasset die Pfaffenfinger aus der Stadt Händel, sie möchten uns sonst bald das noch nehmen, was wir bisher gerettet. Wen lüstets, den Rathsherren die Kutte überzuziehen?"

„Ihr habt mich nicht ausreden lassen, Gevatter", sagte der Goldschmied. „Des Bischofs Hülfe möchte ich um deswillen noch mehr uns zuständig halten, da er ein Reichsgraf ist und seit Langem einen Zahn auf die übermüthigen Freibürger hat."

„Und deswegen, meinet Ihr, weil es ihn ärgert, daß die Freibürger so gut adelig sich dünken als irgend Einer aus ritterlichem Geschlecht, der Leininger würde sich zu uns auf die Zunftstube setzen und den Zünften gestatten, was er den Junkern weigert? Ist's nicht unser Stolz, daß wir uns frei erhalten haben vom Bischof als eine nur dem Kaiser unterthane Stadt? Müssen wir nicht, wie unsere Väter es uns überantwortet haben, unseren Kindern das gemeine Wesen wieder übergeben?"

„Ja, das müssen und das sollen wir", sagte jetzt eine tiefe Stimme hinter den beiden Gewerkmeistern, und die Gestalt eines Mannes, der die Zeit über schweigend im Erker gesessen, erhob sich. Es war ein Mann von wenig über mittelgroßer Statur im schlichten grauen Bürgerwamms, darüber den ärmellosen Rock von dunklem, braunem Wollenzeug gezogen, die ledernen Schuhe waren nur wenig gespitzt, die dunkle Tuchkappe ohne Feder oder Stickerei; man hätte den Mann seiner Kleidung nach für einen mittlern Pfahlbürger oder den Meister einer geringen Zunft halten können, wenn nicht der an der linken Hand sich befindende Ring wahre Funkengarben aus seiner diamantenen Rose gesprüht und eine schwergliederige goldene Kette mit der Schaumünze eines Kaisers den Fremden belehrt hätte, daß dies kein gewöhnlicher Mann sein müsse.

Für den schärferen Beobachter hätte es aber weder des Ringes noch der kaiserlichen Gnadenkette bedurft, um zu wissen, daß der Mann mehr bedeute, als die Schlichtheit seines Anzuges. Das Gesicht des etwa im Anfang der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0205-3

Fünfziger stehenden Mannes trug so sehr den Stempel des Geistes und des Wohlwollens, der Festigkeit und Offenheit, daß man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlen mußte. Die breite, markige Stirn umkränzte das schon ergrauende eisenfarbige Haar nur noch spärlich, dagegen zeigte um Mund und Kinn der noch volle, kurzgeschnittene Bart jenes kräftige röthliche Braun der Farbe, das dem geliebtesten der Hohenstaufen den Namen des Barbarossa erworben. Die Augen des Mannes blickten muthig und mild zugleich, aber doch lag etwas in ihnen wie tiefer unerklärlicher Schmerz, es war ein Schatten der Melancholie, der über dem kräftigen Mannesantlitz verdüsternd lag. Das war der Eytelfritz, Zunftmeister der Rheinkaufleute, der Führer der Bürgerpartei. Seine Tugend, seine Rechtlichkeit und seine Kenntnisse hatten ihm alle jene Vertrauensposten erworben, über welche seine Mitbürger verfügen konnten. Sein Geist und seine auf weiten Reisen bis Amsterdam hinab und über die Alpen bis Venedig hinauf gewonnenen Erfahrungen hatten ihm das Uebergewicht über seine Zunft gegeben, welches sonst nur dem Reichsten willig zugestanden wird, und der Eytelfritz, obwohl ein wohlhabender Mann, war weit entfernt, ein Reicher zu sein; Familienverbindungen standen ihm ebensowenig zur Seite, denn er war Junggeselle und sein Stamm stand nur auf zwei Augen, auf den seinen, die, so lange man sich erinnern konnte, nie, weder mit Verlangen noch mit Wohlgefallen in die Augen seiner schönen Mitbürgerinnen geblickt.

Und doch war der Eytelfritz in seiner Jugend ein schöner Jüngling gewesen und konnten sich seine Altersgenossen erinnern, daß kaum Einer fröhlicher war beim Maifest, Keiner höhere Sprünge über das Johannisfeuer machte als er; dann aber war er handelnd in die Fremde gezogen und nach Jahren war er heimgekommen als der ernste, fast düstere Mann, der er noch heute war. Geld und Gut hatte er nicht viel erhandelt gehabt in der Fremde, statt dessen hatte er ein feines Kind mitgebracht, ein Knäblein, von welchem die Basen und Gevattern gar gern gewußt, woher und wessen Geschlechtes? Der Eytelfritz aber hatte sie bedeutet, das Kind sei ihm werther Leute Kind, er wolle den Lutram gehalten wissen wie seinen eigenen Sohn und im Uebrigen gehe es die Leute nichts an. So war der Mann, obschon er unter ihnen aufgewachsen und seit Jahren unter ihnen lebte, seinen Mitbürgern doch immer in etwas geheimnißvoll geblieben, denn die Jahre, in welchen sein Wesen sich so verändert hatte, entzogen sich auch ihren sorgfältigsten Nachforschungen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0206-8

Das war der Mann, der mit den Worten: „Ja das sollen wir", aus der dunklen Ecke hervorgetreten war, wo der Psittich schaudernd und mit gesträubtem Gefieder saß. „Ja das sollen wir", sagte er mit seiner tiefen klangvollen Stimme, „wir sollen den künftigen Geschlechtern das Gut überantworten, wie wir es empfangen, wir sollen nur treue Verwalter und Bewahrer sein. Aber wie können wir's, wenn wir unsere Schäden bloslegen und den fremden Gelüsten die Lücke in unserm Bollwerk zeigen. Den Kampf in der Bürgerschaft, den Kampf zwischen den Geschlechtern und Zünften, wir müssen ihn allein ausfechten, jede fremde Hülfe, in's Haus gerufen, ist Verrath!"

Der Gewerkmeister der Goldschmiede fuhr auf, eine heftige Entgegnung schien auf seine Lippen sich drängen zu wollen, aber ruhig legte der Eytelfritz ihm seine breite Hand auf die Schulter und nöthigte ihn so zum Niedersitzen. „Bleibt ruhig sitzen", sprach er, „das böse Wort galt nicht Euch. Aber hütet Euch vor diesen Gedanken. Ich weiß, wie Ihr, so denken noch Viele und meinen, in bestem Gewissen das gemeine Wohl zu berathen. Aber merket wohl, den Gedanken, den Bischof zum Verbündeten zu gewinnen, Ihr habt ihn nicht selbst erdacht, diesen Gedanken hat die Bischofspfalz geboren, er wird in das Ohr der Bürgerschaft geflüstert, im Beichtstuhl als Hülfe in den Nöthen empfohlen, davon wird schmeichelnd bei Kindtaufen und Leichenschmäusern geredet und des Bischofs Schutz als das weiche Ruhebett gepriesen, darauf aller Hader einschlafen möge. Aber wehe Denen, die sich verblenden ließen! Mit Schmeicheln und Streicheln würfen sie der Stadt das Fanggarn über, und Pfaffenhand hält fest, was sie einmal erfaßt. Wehe unseren Freiheiten, wenn wir dem Bischofe nur einen Finger reichen!"

„Ihr thut dem Bischofe unrecht", entgegnete der Goldschmied. „Ich weiß, daß er zornig über die Hausgenossen sich aussprach, ja ich weiß, daß er gesagt hat, gemeine Bürgerschaft thue nicht besser, als sie werfe die ganze adelige Sippe, die ihre Rechte und Freiheiten so geschändet, über die Mauern."

Ueber das Gesicht des Eytelfritz flog ein bitteres Lächeln. „Ja, uns schlägt der hohe Herr geringer an, mit uns denkt er fertig zu werden, aber er vergißt, daß wenn Hausgenossen und Münzer sich auch Rechte anmaßen, die ihnen nicht gebühren, sie doch deswegen nicht das Recht verwirkt haben, Bürger der Stadt zu sein. Mißtraut nie mehr, guter Meister, als wenn die Vornehmen Euch aufhetzen und von Euren Rechten und Freiheiten reden. Noch einmal, laßt den Bischof aus dem Spiel. Es ist nicht von ohngefähr, daß wir ihn jeweils bis zur Domschüssel geleiten und zu ihm sprechen: Herr

Bischof, hier hört unser Geleit auf. Wo unser Geleit anfängt, da hört sein Recht auf, laßt ihn im Domhof schalten und walten, wir wollen uns nicht d'rein mischen, in der Stadt gebührt Richterspruch und Hülfe uns allein."

„Recht so, Eytelfritz, Ihr redet in jedem Worte meine Meinung aus" sagte der Altmeister der Steinmetzen, „und mit dem Leininger vor Allen möcht' ich es nicht zu thun haben, es ist ein so übermüthiger Pfaff, als je einer das Credo vergessen, um Halali zu rufen und den Hirtenstab mit dem Stoßfalken vertauscht.

„Er ist eben aus keiner Klosterzelle hervorgegangen und hat den Leib sich nicht wund gegeißelt mit Stachelring und Geißelstecken, er ist ein Edelmann jeder Zoll", entgegnete der Goldschmied.

„Um so schlimmer wär's für uns", sagte der Eytelfritz, „was der Eisenhandschuh packte, das träte der violette Strumpf vollends in den Boden. Ich weiß, daß der Leininger Herrschergelüste hat, und wie er seinen Willen durchsetzt, das hat er, sollt' ich meinen, genugsam bethätigt, da er einzog vor zwölf Jahren. Meinet Ihr, die Bürgerschaft, die ihm jenesmal die Thore verschloß, sie sei ihm seitdem so lieb geworden, daß er heute Rechte schützen wollte, die so oft schon die seinen bedroht?"

Der Goldschmied antwortete nicht sogleich darauf; die Erinnerung an jenen gewaltsamen Einzug des Bischofs mochte ihn gemahnt haben, den Versicherungen der Liebe und Güte, welche er von dort empfangen, nicht so ganz zu trauen. Der alte Steinmetz aber rief: „Bei Gott, von Dem hätten wir uns Schlimmes zu versehen. Mir gedenkt der Sonntag Reminiscere noch anno 15, es war windiges Wetter, Thauwind, der den langen Frost gebrochen hatte. Der Bischof war von Dürkheim, seines Geschlechtes Sitz, herüber geritten, den Bischofsmantel über das Jagdkleid gehängt, zur einen Seite den Castellan, zur andern den Falkenier. Ihre Pferde sahen aus, als hätten sie im Morast gebadet, die Falken waren naß und verregnet, und den Bischof ärgerte das Psalmensingen der voranziehenden Brüder, vom Widerstande der Stadt glaubte er nicht viel, denn, Eytelfritz, Ihr habt Recht, er verachtet uns. Wie er nun kam und fand die Thore verschlossen, weil die Bürgerschaft seine Wahl nicht wollte — ewig werd' ich dran denken, wie ihm die Zornesröthe hoch in's Gesicht schlug. Ich hatt' die Thorwacht und sah ihm gerade entgegen; ich sah, wie er wüthend die Hand gegen unsere verschlossenen Thore ballte, wie der Wind pfeifend seinen Bischofsmantel auseinanderflatterte, daß er aussah wie eine Sturmfahne, wie der Regen ihm in das zorn-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0208-0

rothe Gesicht klatschte und er sich wendend Jägern und Knechten befahl, das Thor zu berennen. Ich hab' die Leininger Aexte gegen unsere Thore krachen hören und der sporenklirrende Tritt des Bischofs über unsern Marktplatz klingt mir noch immer im Ohr."

„Glaubt mir, der Bischof hat jenen Sonntag Reminiscere nicht vergessen", sagte der Eytelfritz, „jetzt scheint ihm die Gelegenheit günstig; mit unserer Hülfe will er zuerst über die Geschlechter triumphiren, dann schlügen seine Leininger Aexte das Bollwerk unserer Freiheit nieder. Nicht ihn, nicht den Bischof nehmt zum Hülfsgenossen, unser stärkster Genosse kann aus uns hervorgehen, unser Führer, unser Held, gegen den weder Hausgenossen noch Münzer, weder Privilegien noch Kaiserbriefe, nicht Kaiser noch Reich aufkommen können. Und der starke Held der heißt Eintracht! Eintracht! und abermals Eintracht! Das ist, was wir den Anmaßungen der Geschlechter gegenüberstellen können, was uns siegreich aus dem Kampf wird hervorgehen lassen. Aber wir werden erliegen, wenn die Zwietracht, der Neid, die Mißgunst und die Ueberhebung der Zünfte fortdauern. Wenn jede Zunft nur ihre Rechte und nicht die Rechte der Allgemeinheit im Auge hat, wenn sich zänkisches Gestreit darüber erhebt, ob bei der Procession den Metzgern vor den Pfistern*) der Vorrang zu gönnen sei, und die Schneider Zeter schreien, wenn ein Altgewänderer ein paar zwilchene Hosen näht oder die Küfergesellen nichts Besseres zu thun wissen, als mit den Gerbern sich herumzubläuen. Wenn wir es dahin bringen, daß das Zunftbewußtsein in dem starken Gefühl des Gemeinwesens aufgeht —"

„Haltet ein, haltet ein, Eytelfritz!" rief der alte Steinmetz, indeß die anderen Meister sich theils verwunderte Blicke zuwarfen, theils mit dem Ausdruck des Zornes und der Mißbilligung auf den Sprecher blickten. „Haltet ein, Ihr möchtet sonst mehr sagen als Euch lieb sein dürfte und wir hören wollten. Was Ihr von dem Hader zwischen den Zünften geredet, das ist Alles recht gut, aber sie selbst sollt Ihr nicht angreifen, das ist wie Kirchengut."

„Und", setzte der Goldschmied mit überlegenem Lächeln hinzu, „was die Gemeinsamkeit der Zünfte anbelangt, so kann diese nur nach einer Rangordnung geschehen, und ich will an eine andere Gemeinschaft erst dann glauben, wenn ich die Zunft der Rheinkaufleute mit der Zunft der Mütter**)

*) Pfister altdeutsch statt Bäcker.
**) Statt Zöllner.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0209-8

und Sackträger Gemeinschaft machen sehe. Bis dahin aber, Meister Eytelfritz, mag es noch Zeit haben, denn ich glaube nicht, daß Ihr mit dem Mütterhaus Schwäherschaft zu machen gewillt seid."

Die letzten Worte waren offenbar nicht ohne boshafte Nebenbeziehung gewesen und sie verfehlten anscheinend ihren Zweck nicht, denn über des Eytelfritz Gesicht zuckte eine heiße Röthe, sein blitzendes Auge traf den Sprecher, daß dieser davor erschrocken die seinen senkte. „Was ich in meinem Hause zu thun oder nicht zu thun gewillt bin, Meister Kunz, das gehört nicht hierher. Den vornehmen Zünften aber wünsche ich, daß der Tag des Weh's sie eben so opfermuthig und kampfbereit finden mag, als er von je die armen und verachteten Zünfte gefunden. Und, Meister Kunz, man sagt Ihr faßtet das Haupt des heiligen Märtyrer Stephan wieder neu und gar künstlich in Gold und Kleinodien ein; es mögen bei der Gelegenheit Euch öfter die geistlichen Herren heimsuchen, saget Ihnen von mir, daß, so lange der Eytelfritz die Augen offen halten könnt' und eine Hand zur Abwehr rühren, Se. bischöfliche Gnaden wenig Hoffnung hätten, sich in unsern Streit als der Löwe zu mischen, der zwischen Hund und Wolf theilt."

Der Goldschmied fühlte den Hieb, aber er fand keine Zeit zu einer Entgegnung, denn der zünftige Rathsherr hatte schon mit kurzem Gruße die Trinkstube des Psittich verlassen, und ihm war bald der Altmeister der Steinmetzen gefolgt.

Der Goldschmied war ärgerlich, er hatte dem Eytelfritz eine scharfe Entgegnung zugedacht gehabt, nun war keine weitere Gelegenheit, seinen Groll auszulassen, als indem er sich in allgemeinen, zornigen Redensarten über die Neuerer und Umstürzer erging. Die Zunft der Goldschmiede war überhaupt dem gemeinen Wesen fremder gestanden, indem sie sich stets bestrebt hatte, sich den Münzern anzuschließen; von den Hausgenossen, welche den unadeligen Anhang von je scheel und übermüthig angesehen, jedoch zuletzt ganz aus dem adeligen Verband gedrängt, waren sie aus Freunden und Ergebenen Feinde und Widersacher der adeligen Partei geworden, ohne jedoch Freunde des gemeinen Wesens zu werden, dem sie sich nur lose verbunden fühlten.

„Was soll das heißen mit der Schwäherschaft des Mütterhauses?" fragte jetzt ein wohlhäbiger Pfistermeister, der die ganze Zeit her schweigend dagesessen.

„Nun, der Lutram, des Eytelfritzen Findlingskind, ist in das Mütterhaus öfter um der Mechtild schöner Augen willen gekommen, als um Zoll für die

Rheinschiffe zu zahlen. Zuletzt ist's so weit gekommen, daß der Lutram um die Mechtild geworben hat, da hat ihn der den geringen Leuten so freundliche Rathsherr eilends nach Straßburg gesendet", antwortete der Goldschmied. „Es ist zwar ein unnöthig Kostbarthun mit dem Lutram, denn die Zöllnerstochter wird den Findling werth sein"

„Ist er's?" fragte die hinzugekommene Wirthin neugierig, „habt Ihr weitere Kundschaft darüber, Meister?"

Diese dreist darauf losgehende Frage verblüffte den Goldschmied einigermaßen, denn er wußte eben so wenig und eben so viel über das Verhältniß des Lutram zu seinem Pflegevater, als sonst alle Nachbarn und Zunftgenossen. Der Eytelfritz war in allen Dingen, welche nicht das Wohl der Allgemeinheit betrafen, sondern lediglich ihn allein angingen, von einer peinlichen Abgeschlossenheit. Aber gerade dieses hielt die Neugier rege. Der Lutram, der keinen Familiennamen besaß, der gekommen war, man wußte nicht von wannen, ward gehalten nicht nur wie der eigene Sohn des Eytelfritz, er ward auch erzogen, als ob er ein Geschlechter wäre. In Sanct Guido Stift ging der Lutram ein und aus, dort lernte er Sprachen und geheime Wissenschaft bei dem Augustinerherrn Bonaventura, der als ein der Alchemeya Verständiger galt; man glaubte nicht anders, als der Eytelfritz wolle mit Hülfe seines Pfleglings den Stein der Weisen suchen. Als aber die Kunde die Stadt durchlief, der Rathsherr wolle den Lutram römisch Recht studiren lassen, da gab es allerorten großes Aergerniß und die Meisten prophezeiten dem Hochmuth einen tiefen Fall. Viele in der Bürgerschaft aber sahen es mit stolzem Behagen, denn es war der erste Fall, daß ein Zünftiger studirter Doctor werden wollte; auch dieses hatten Hausgenossen und Münzer von je als Domaine für ihre jüngeren Söhne betrachtet und die kecke That des Eytelfritz machte ihm unter den Geschlechtern noch mehr Feinde als vorher. Ihr Dichten und Trachten ging darauf, da sie vorläufig den Fritz nicht aus dem Rathe hinausbeißen konnten, dem Lutram den Makel unehelicher Geburt nachzuweisen; das hätte ihn, und hätte er alle Tugenden und Kenntnisse der Welt besessen, unfähig gemacht, zu jedem, auch dem geringsten Aemtlein. Dem Eytelfritz aber war nicht beizukommen, er erklärte den Lutram für ehelicher Leute ehelich geboren Kind und nahm ihn feierlich vor dem versammelten Rathe an Kindesstatt an. Nun ward dem Pfeile, der gegen ihn geschleudert wurde, die Spitze abgebrochen, und dem Lutram stand nichts im Wege mehr, ja bis zum kaiserlichen Rathe und Geheimschreiber konnt' er es bringen. Da

warf er selbst sich wieder einen Stein in den Weg. Draußen am Rhein stand der alte Zollthurm; er war oft dorthin gekommen mit dem Pflegevater, der seine Waaren und Schiffe löste, oft später allein, um an Statt des Vaters es zu besorgen, wenn diesen die Pflicht auf den Retscher rief. Aber gar oft war weit und breit kein Schiff zu sehen, keine am Ufer aufgestapelten Waaren, und doch sah man den Lutram in seiner schwarzen Scholarentracht dem Zollthurme zugehen. Die ihm wohl wollten, priesen ihn deswegen, denn es galt ihnen für ausgemacht, daß der fleißige Baccalaureas dort am stillen Ufer, wo der Rhein in einsamer Erhabenheit seine Wogen durch die schweigende Waldung rollte, seinen Studien obliegen würde. Diejenigen aber, die zu den Mißgünstigen gehörten, hatten es bald herausgebracht, daß nicht um ungestörter Studien willen der Lutram das weidenumbuschte Ufer des Stromes aufsuchte, sondern um eines gar sonderlichen Schatzes willen, den der alte Zollthurm hegte. Des Zöllners einziges schönes Töchterlein Mechtild mit den glänzenden Braunaugen und dem dunkeln, um die weiße Stirn gelegten Zöpfekranz war es, das den jungen Gesellen herauslockte und ihn im Anschauen des verachteten Zöllnerkindes die hohe, stolze Dame Justitia ganz vergessen ließ.

Das war Wasser auf die Mühle der Neider; denn wenn der Lutram sich so weit vergaß, mit einem Sprosse der verachteten Zunft der Mütter in Ehe treten zu wollen, so war das so schlimm wie uneheliche Geburt, und die schöne Hand der Zöllnerin schloß ihm auf ewig die kaiserlichen und städtischen Canzleien. Die Neider und Mißgünstigen, die der Eytelfritz hatte, ließen es nicht laut werden; je stiller sie sich verhielten, um so eher tappe der Junge in's Garn, dachten sie. Aber auch dem Fritz mußten die häufigen Gänge des Sohnes aufgefallen sein, zu guter Stunde entschloß er sich und sandte den Sohn nach Straßburg.

Da hörten die Weidenbüsche am Ufer kein Liebesgeflüster mehr, nur noch einmal an einem Abend erstickten Thränen und halblaut gesprochene Schwüre ewiger Treue. Dann war der Lutram auf seines Vaters Schiff langsam rheinaufwärts gezogen, und wenige Tage nachher, da er geschieden, hatte am Hofe zum Mandelbaum, am Hofe der Beguinen, ein Mägdlein die Schelle gezogen und verlangt, daß man sie zur Frau Martha führe. So hieß die Oberin der Beguinen, jener werkthätigen, weltlichen Nonnen, die nach dem Vorbilde Martha's, die der Herr lieb hatte, in treuer emsiger Arbeit zum Wohle ihrer Nebenmenschen den besten Gottesdienst erkannten. Ein deutsches

Weib hatte vor Jahrhunderten diesen Orden gestiftet, Eine, die die Hände nicht müssig zu lassen meinte, indem sie dem Herrn diente, und die den Sonntag nicht geschändet glaubte durch treue Dienste. Die heilige Begga war es, Pipin von Landens Tochter, die Mutter Pipins von Heristall, die Stammmutter der Karolinger; sie war die erste Martha der Beguinen. Von den Ardennen, wo sie den ersten Beguinenhof gegründet, liefen die Zweige aus, die, selbst Bäume werdend, so segensreiche Früchte tragen sollten.

In allen Nöthen waren die Beguinen bereit, zu jeder Hülfeleistung erbötig; in die Siechenhäuser, in die von der Krankheit verpesteten Gassen, die Jedermann mied, traten sie ein, ihre fleißigen Hände webten und strickten, backten und wuschen; den Nackenden brachten sie Kleidung, die Hungrigen speisten sie und in die Höhlen der Armuth und des Schmutzes brachten sie Luft und Reinlichkeit.

Die Beguinen im Hofe zum Mandelbaum waren hoch geehrt und geliebt, ihrer Martha wurden freiwillig und unbewußt fast alle jene Ehren, welche das römische Volk den Priesterinnen der Vesta zugestand.

Als das Mädchen, das die Schelle am Hofe zum Mandelbaum gezogen, vor der Martha stand und die wollene Kappe gefallen war, die ihren Kopf verhüllte, da sah die Frau der Beguinen in ein wunderbar schönes, kindlich reines Antlitz, aus dem braune, vom Weinen getrübte Augen flehend sie anblickten. Da ward der Martha das Herz weich, es war ihr, als rührten alte Schmerzen an das ruhige Herz und ließen vernarbte Wunden wieder frisch bluten. Mitleidig nahm sie des Mädchens Hände, legte sie den dunklen schönen Kopf an ihre Brust und sprach: „Du sollst genesen, Mechtildis, aber drei Jahre der Probe gebe ich Dir, denn Du bist jung und kannst nicht bestimmen, ob ein freudigeres Leben Dich mehr locken würde. Arbeite und bete, lasse Dein armes Herz zur Ruhe kommen und willst Du nach drei Jahren nicht anders, so bleibe bei uns; hat Gott aber anders über Dich beschlossen, so widerstrebe seinem heiligen Willen nicht. Wo wir sind und was wir treiben, wir sind allerorten Mägde des Herrn.“

So blieb die Mechtild im Hofe der Beguinen als ungeschworene Gehülfin; aber bald war sie der eifrigsten und arbeitsamsten Eine, in Arbeit und Gebet blühten die Rosen auf ihren Wangen wieder auf, ihr Schritt durch die Gassen in die Häuser der Armuth und Noth ward wieder leicht wie der eines Rehes, sie war der Liebling der Martha geworden, aber auch ihr verschwieg sie, was sie in den Hof zum Mandelbaum getrieben; ihr Liebesge-

heimniß trug sie wie ein Kleinod im Herzen verborgen. Von dem Lutram, der nach Straßburg gezogen war, hatte sie nie mehr etwas gehört.

II.

Während die Bürger in der Schänke des Psittich noch hin und herredeten, der Eine oder der Andere auch schon aufgestanden war, um nach Hause zu gehen, und das Gespräch zu verstummen drohte, war draußen auf der Straße Lärm und Tumult entstanden; man hörte verworrene Stimmen in die Hinterstube des Psittich hereinschallen, das Auftreten Vieler in eiligem Lauf Begriffener, den grellen Schrei einer Weiberstimme und dann Klirren wie von Waffen. Zu gleicher Zeit ward die Thür der Schänkstube aufgerissen und athemlos stürzte ein Küferknecht herein.

„Was ist's, Jörg?" riefen ihm die Meister entgegen.

„Gewaltthat, Gewaltthat!" rief der junge Knecht, „das frechste Bubenstücklein, das die Hausgenossen je verübt."

„Was ist's, rede?" fragte der Meister Goldschmied. „Nicht Alle auf einmal, ruhig, Jörg, was ist?"

„Die Schaffe zu der Ecke", berichtete der Knecht.

„Die losen Buben!" unterbrachen ihn die Meister, „was thaten sie?"

„Ihr kennt, Ehrsame, des Fischerlutz junge Hausfrau, die Gissel — der Ulrich Schaff hat ihr nachgestellt, da sie noch ledig war, aber die Geislin hat ihm die Wege gewiesen und ist ehrbar unterm Kranz in des Lutzen Haus gezogen; da streicht ihr der Schalk nach seitdem, sendet ihr Kuppelweiber mit Geschenken in's Haus, die Geislin aber sperrt vor ihnen die Thür und hält sich vor dem Herrlein wie im Kloster, wollt' auch dem Manne nichts davon sagen, weil sie sich dessen geschämt. Was aber geschieht, der Lutz ist auf den Rhein hinausgefahren und die Gissel allein im Hause, da dringt mit Gewalt der Ulrich Schaff zu ihr ein —"

„Es ist das erste Stücklein nicht des bösen Buben", grollte finster einer der Meister, „aber was weiter? Des Lutzen Haus liegt einsam."

„Gott hat gesorgt", antwortete der junge Knecht. „Dem Lutz ging ein gewaltiger Hecht in's Netz und schon dankt er Sanct Petern für den glücklichen Fang, aber der Hecht zerriß die Garne und schnellte sich in das Altwasser zurück, da ging der Lutz ein neu Garn holen, er wär' sonst nicht nach Hause gekommen unterdessen. Daß ich's kurz mach', des Lutzen Fischermesser

hat dem Herrlein einen Denkzettel geschrieben, der ihm die Lust in Wehleid gewendet hat; jetzt ist laut Halloh in den Gassen, die Schaarknechte sind hinaus an den Rhein, den Lutz zu fangen, und die Knechte haben soeben das blutende Herrlein, das Wildfrüchtlein, seiner Frau Mutter vor die Stiegen gelegt."

Der Bericht des Knechtes trieb Meister und Wirthsleute auf die Gasse, wo eine ganz ungewöhnliche Aufregung herrschte. Nicht die freche That des jungen Patriciers allein regte die Gemüther so sehr auf, man hatte von den Schaffen zu der Ecke schon mehr dergleichen gehört; aber das war es, daß die Hausgenossen, statt mit ihrem Unwillen den Sittenstörer zu strafen, laut und lärmend die Bestrafung des Mannes verlangten, der sein Hausrecht gewahrt hatte. Gewaffnet stürzten die jungen Patricier auf die Straße; den zürnenden Worten der Zünftigen, die für die freche That des Einzelnen die ganze leichtfertige Sippe verantwortlich machten, warfen sie kecke, höhnische Reden entgegen; ja, einer der jungen Edelleute, ein buntgeputzter Fant, schwur, daß für jeden Tropfen Blut, der aus den Adern des Ulrich geflossen, er einen Becher voll Thränen zapfen wolle. Besonders Einer geberdete sich wie besessen, und ein unbefangener Zuhörer würde in Zweifel gekommen sein, ob er sich mehr über die Unermüdlichkeit seiner Lungen oder über den Vorrath von Schimpfworten wundern sollte, mit welchem Gottschalk Schaff zu der Ecke über das Pöbelpack loszog.

Jedoch nicht allein durch seine Reden, auch durch sein sonstiges Aeußere stach Gottschalk Schaff vor seinen anderen Standesgenossen hervor. Er war ein Mann wohl im Anfang der Dreißig. Obschon sein von Ausschweifungen durchfurchtes Gesicht mit dem unruhig hastigen Ausdruck ihm ein älteres Ansehen verlieh, so war der Anspruch an Jugendlichkeit doch um so beflissener in Anzug und Haartracht festgehalten. Das fahlblonde Haar des jungen Edelherrn fiel künstlich in Locken geordnet um das glatt rasirte Gesicht, dem schmächtigen Leib lag die doppelfarbige Tuchgewandung mipartie nach der barocken Mode der Zeit eng und straff an. Junker Gottschalk war sein eigen lebendig Wappenschild, das in grünem Feld einen goldenen Widder zeigte. Die rechte Brustseite und das linke Bein war in gelbes, die linke Brust und das rechte Bein in grünes Tuch gehüllt, von den Hangeärmeln, aus welchen die mit rothem Seidenzeug bekleideten Arme grell hervorstachen, von den zackigen Schößen der Jacke hingen silberne Glöcklein herab, die bei jeder der hastigen Bewegungen des Edelherrn bimmelten und klangen, nach dem Spruche: „Wo die Herren springen, die Glöcklein klingen." Die rothen übermäßig

langgeschnäbelten Schuhe waren mit den Spitzen über den Knöcheln aufgebunden; an jeder Schuhspitze klang eine silberne Glocke. Selbst die rothe Kappe, von der zwei Federn, grün und gelb gefärbt, keck und gerade in die Luft standen, war noch mit kleinen Silberglöcklein verziert. So narrenhaft der ganze Anzug auch erscheinen mag, damals, als Junker Gottschalk Schaff zu der Ecke klingelnd durch die Gassen des alten Speyer schritt, mochte wohl manch ein ehrsamer Zünftler, manch eine Matrone den Kopf geschüttelt haben über die höfische Pracht, mancher Junggeselle mit Neid und manch Jungfräulein mit Bewunderung ihm nachgeblickt haben; Keinem aber mag es eingefallen sein, daß just so wie es anno 1327 edel und herrenmäßig war, eine spätere Zeit sich ihre Schalksnarren und Fastnachtsgecken denken würde, denn so wie Junker Gottschalk, wenn auch weniger bunt und prächtig, waren die Hausgenossen fast alle gekleidet, die jetzt mit zornigen Reden und mit ihren Wehrgehängen rasselnd dem Altpörtel zustürmten, von dem schreiend und stoßend eine Menschenwoge sich herwälzte, aus welcher die Spieße der städtischen Schaarknechte hervorblinkten.

„Sie haben ihn, sie haben ihn!“ schrieen die Hausgenossen. „Auf den Salzthurm mit dem Schächer!“

„Sie haben ihn“, grollte es leise durch die Haufen der Zünftler; „sie haben den Mann gefaßt, der an einem Buben seines Hauses Ehre gerächt, sie führen ihn wie einen Verbrecher zwischen den Knechten.“

„Adelig Blut, von einem Hintersassen vergossen, das schreit nach Rache“ rief Junker Gottschalk. „Edle Herren, 's ist nicht mein Bruder blos, nach dem der Gauch das Messer gezückt, der Hieb ist gegen uns Alle, gegen die Adelsgenossenschaft gerichtet; wir sind die Gekränkten, wir verlangen den Sünder ausgeliefert uns zur Buße.“

„Uns, uns den Gauch!“ schrieen die Hausgenossen.

„Des Kaisers Gericht, der Stadt Gerechtsame!“ riefen die Zünftler.

„Den armen Mann los!“ brüllte das Volk, das die Gruppe der Schaarknechte, die den Lutz gefangen hielt, umdrängte.

„Stoß, Widder, stoß!“ rief ein junger Patricier, auf das Wappenbild des Gottschalk Schaff anspielend, jag die Hämmel anseinander!“

Ein gelles Lachen stieß der Junker als Antwort auf diesen Zuruf aus und wie ein Blitz zuckte sein Schwert durch die Luft, aber die leichte Waffe schleuderte der Schlägel eines handfesten Gerbers zurück, daß sie in einem

weiten Bogen über die Köpfe der Menge springend klirrend auf dem Pflaster niederfiel.

„Auf sie, auf sie!“ schrie die Menge, und in wirrem Gebalge mischten sich die bunten, schlanken Gestalten der Edelherren mit den untersetzten, dunkelgekleideten Gesellen zu einem unentwirrbaren Knäuel. Die Schaarknechte stießen ohne Wahl links und rechts in den Haufen hinein, Alle lärmten, stießen und zerrten; nur Derjenige, dem der ganze Auflauf gegolten, der Lutz, schaute wie geistesabwesend in den lärmenden Knäuel hinein. Er war ein sanfter, stiller Mensch gewesen sein Lebenlang, demüthig gegen die Vornehmen, die er für eine bessere, feinere Menschengattung hielt, und da er nie mit ihnen in Berührung gekommen und sich auch als einer armen Zunft angehörig nicht in den Streit der Zünfte gemischt, so war er nicht in den Fall gekommen, sich vom Gegentheil überzeugen zu können.

Alles was geschehen, war Lutz noch selbst wie ein Traum. Er wußte nicht, wie das Messer in seine Hand gekommen, dem der rothe Lebensstrom des jungen Geschlechters in heißem Bogen nachgesprungen, aber — die Gissel, das Höchste, das Heiligste, was er besaß! — und brennend roth trieb ihm die Wuth und Scham das Blut ins Angesicht, er hätte den Todten mit seinen Zähnen zerreißen mögen, — dann aber schlich es ihm kalt durchs Herz — war er denn wirklich todt? und todt von seiner Hand, der junge Edelherr, den er so oft lachend am Rhein hatte hinreiten sehen, vor dem er tief die Kappe gezogen, den er noch vor wenig Tagen mit dem Federspiel auf der Hand hatte zur Reiherbeize ausziehen sehen, und die Herbstsonne hatte auf seinem gelben Haar, auf seinen bunten Federn goldene Lichter angezündet — war der funkelnde prächtige Vogel hinabgestoßen worden von einem grauen, gemeinen Sperber?

Er wurde hin und her geschleudert in dem Gemenge, er merkte es kaum; seidenbekleidete Arme hielten ihn fest und pechgeschwärzte oder rußige Fäuste rissen ihn wieder los, wie gerade die Waage zu Gunsten der Herren oder des Volkes schwankte. Seine Jacke war zerrissen und in Fetzen hing das Hemd daraus hervor, das die Gissel selber gesponnen und gebleicht, die Gissel, die jetzt daheim die Hände wund rang und die Augen blind weinte vor bitterem Weh.

Da, wie er sinnlos und gleichgültig Alles mit sich geschehen ließ, wie die wieder gesammelten Herren bedrohlicher auf ihn einstürmten, da fiel ein Wort in seine Betäubung, das ihn wieder aufriß. „In den Domnapf!“ hieß es,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0217-9

„in den Domnapf, Lutz, um Dein Leben, um die Gissel!“ Das verstand er, und als wäre ihm in der Erstarrung die Kraft doppelt gewachsen, so warf er jetzt rechts und links seine Bedränger zur Seite, bahnte er sich eine Gasse. „In den Domnapf!“ schrie es hinter ihm — „Zum Teufel!“ riefen die Hausgenossen und stürmten ihm nach.

Vor dem Dome, da, wo der Stadt Besitz den Besitz des Bischofs begrenzte, stand eine riesige steinerne Kufe; jeder neue Bischof ließ sie mit Wein füllen, bis hierher ging der Stadt Recht und Geleit, hier war neutrales Gebiet, hier schwiegen die Waffen, hier in dem steinernen Becken ward den Verfolgten ein Asyl.

„Nach dem Domnapf!“ schrie es hinter dem Flüchtigen, nach dem Domnapf!“ In dem einen Gedanken brannten alle Fähigkeiten seines Geistes, alle Kraft seines Leibes zusammen.

Wie die Meute dem flüchtigen Wilde, so setzten die Herren dem Fischer nach, der vor ihnen her lief mit flatterndem Haar, mit glühender Stirn, um dessen keuchende, nackte Brust die Fetzen des zerrissenen Hemdes flogen; sie waren geübt in allen ritterlichen Künsten, im Springen nach dem Speer und dem Ziel, aber der arme blöde Fischer — er sprang um sein Leben; und hinter ihm nach, hinter dem Manne in den grauen, zerrissenen Lumpen die regenbogenglänzende, klingelnde Schaar des jungen Adels.

Durch die breite Gasse in wilder, entsetzensvoller Flucht stürmte der Geängstigte dahin, Häuser mit Erker und Balconen, Kirchen und Paläste verschwammen ihm in eine flimmernde Linie — nach dem Domnapf!

Da, da sah er ihn vor sich. Einen wilden Schrei wie nicht aus einer menschlichen Kehle stieß er aus und sank kraftlos daneben zusammen. Ein höhnisches Lachen seiner Verfolger begrüßte die verunglückte Flucht. Vor Allen sprang Junker Gottschalk voran; seine künstlichen Locken waren strähnig und aufgelöst, sein sonst so fahles Gesicht sprühte jetzt Flammen der Wuth und der blutigen Begier, die langen zerschlitzten Hangeärmel flatterten hinter ihm her und die im Gemenge noch übrig gebliebenen Glöckchen schlugen unharmonisch aneinander. Mit einem Satze, den gezückten venetianer Dolch in der Hand, sprang er gegen den unglücklichen Zusammengesunkenen heran, der gebrochenen Auges wie ein zu Tode gehetztes Wild den Gnadenstoß erwartete. Da, zwischen den Geschlechter und den armen Pfahlbürger trat die dunkle Gestalt eines Mannes, ein paar kräftige Arme hoben den Gesunkenen empor und ließen den Ohnmächtigen über den Rand der Domschüssel

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0218-5

in das bergende Asyl hinabgleiten. Ein Wuthgeheul der Patricier folgte dieser That, ein jubelnder, vielstimmiger Schrei der Volksmenge: „Eytelfritz hoch!“

„Ihr habt den Verbrecher, den uns Verfallenen uns entzogen, dafür seid Ihr uns Buße schuldig“, schnaubte der Junker Gottschalk den Bürger an.

„Reißt ihn heraus aus der Schüssel“, schrieen einige Edle.

„Freistätte!“ grollte es drohend im Volk, das aus den Gassen in größerer Masse herbeiströmte.

„Laßt ihn drinnen“, höhnte der Schaff zu der Ecke, „wir wollen das Asylrecht hüten helfen.“ Mit diesen Worten setzte er ein kleines silbernes Horn, das an einer Kette ihm um den Hals hing, an den Mund, ein schmetternder Metallton drang über die Köpfe der versammelten brausenden Menge hinweg in die Höfe und Gänge der umliegenden Adelshäuser, deren Thore sich öffneten und Schaaren von gewaffneten Dienern, die Wappenbilder ihrer Herren auf Aermel und Rücken gestickt, herausandten zur Hülfe der bedrohten Hausgenossen.

Die meist unbewaffnete, in ihrer großen Mehrheit aus Lehrlingen bestehende Volksmenge war bald zurückgedrängt, und in geschlossenen Reihen stellten sich Herren und Diener um den Domnapf herum, dessen Asylrecht sie nicht zu verletzen wagten, das sie dem dahin Geflüchteten aber zur Hunger- und Todeskammer zu machen gewillt waren, wenn nicht die Verzweiflung den Mann sich selbst in ihre Hände liefern ließ.

Der Eytelfritz, der allein noch neben dem Domnapfe aufrecht stehen geblieben, er erkannte mit tiefem Schmerz die grausame Absicht der Hausgenossen; vergebens suchte er die Erhitzten von ihrem Vorhaben abzubringen und bewies er ihnen, daß sie kein Recht hätten, einem Schutzbürger der Stadt die Wohlthat ihrer Gerechtigkeit zu versagen, seine Worte fanden nur höhnische Entgegnungen.

„Werft ihn auch hinein!“ rief Einer, „dann wollen wir die Zwei hüten“, und bedrohlich schloß sich der Ring der Gewaffneten enger um das gefährdete Asyl, um die Gestalt des ruhig daran lehnenden Mannes.

Aber wie jetzt Gottschalk Schaff, erhitzt vom Zuruf seiner Gefährten, halb trunken von Wuth und Rachgier, die Hand auf das dunkle Wamms des Bürgers zu legen wagte, da schüttelte dieser die Hand los, wie man ein ekelhaftes Insect von sich zu schleudern pflegt. „Wahrt Euch, Gottschalk Schaff!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0219-4

rief er, „Ihr seid weder auf Eurer Burg Neuhofen noch in Eurem Hause Affalterloch, wo Ihr die auf der Heerstraße Ergriffenen dahin werft, wo weder Sonne noch Mond sie bescheint, bis das Lösegeld des Straßenraubes Euch die silbernen Glöcklein bezahlt. Wahrt Euch, sag' ich, denn es mag Euch ein Tag kommen, da kein Asylrecht Eure Verbrechen vor den Rächern schützt!"

Der Eindruck dieser mit lauter Stimme gesprochenen Worte war ein übermächtiger. Todtenbleich, als hätte ein Schlag sein Leben bedroht, taumelte der Junker zurück, die Muskeln seines Gesichts zuckten und arbeiteten, große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn und unter den zusammengezogenen Brauen hervor warfen seine Augen scheue, ängstliche Blicke auf die betreten zurückweichenden Standesgenossen.

Der Straßenraub war noch nicht so weit gediehen, daß er dem Ritter zur Ehre gereicht hätte, wenngleich es diesen in den Reihen seiner Standesgenossen nicht gerade vollkommen entehrte. Ein Geschlecht aber, einen adeligen Freibürger dieser Stadt, die unter Kaiser Rudolph's glorreicher Führung auf Meilen weit alle Raubnester zerstört hatte, geradezu des Straßenraubes zu bezichtigen, das war mehr als erlaubt.

Wohl waren Beraubungen in letzter Zeit auf offener Straße und im Rechholz geschehen, wohl hatte man gegen die Junker Schaff zur Ecke gemurrt, die so wenig aus ihren Burgen die Sicherheit der nächsten Stadtumgebung zu wahren wußten, aber daß der Raub aus Burg Neuhofen selbst geschehe, daß das wehrliche Haus Affalterloch gestohlene Schätze und gefangene Kaufleute verberge: das hatte noch Niemand zu sagen gewagt. Doch nur kurz währte die Betretenheit der Adeligen; rasch fühlten sie, daß auch selbst dann, wenn diese Beschuldigung nicht ohne Grund sei, sie um ihrer selbst willen genöthigt seien, für den angeschuldigten Standesgenossen aufzutreten. Aber auch der Junker hatte sich wieder gefaßt, und mit dem Ausruf: „Du Lügenschlange, Dir will ich das Zischen verleiden!" sprang er mit geschwungenem Dolche auf den Eytelfritz zu.

„Recht so, recht so, gieb's dem Gauch!" tönte es aus den Reihen des Adels.

Einen unsäglich verächtlichen Blick warf der Eytelfritz auf die buntgeputzte Schaar, aber obschon er mehr als einen blanken Stahl gegen sich gerichtet sah, behielt er seine kalte Fassung, griff er nicht einmal nach der Waffe, die ihm vom Gürtel hing. „Denkt Ihr durch meinen Tod meinen freien Rathsitz dann einnehmen zu können, Gottschalk Schaff?" fragte er spöttisch den Junker.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0220-5



Ein Ritt um die Freiheit.

Ein paar kräftige Arme hoben den Gesunkenen empor u. s. w. (S. S. 198.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0221-1
DFG

„Du Hund!“ knirschte der Patricier. Aber die Worte hatten doch die geschwungene Waffe sinken lassen, denn noch zu guter Zeit erinnerte sich der Rasende, daß man einen Rathsherrn nicht so leicht niederstoßen dürfte als einen armseligen Pfahlbürger, auf dem eine Blutschuld haftete.

Das Volk war vom Ring der Gewaffneten von der letzten Scene abgesperrt gewesen und hatte sich deshalb, sie in ihrer Bedeutung nicht ahnend, ziemlich ruhig verhalten. Jetzt entstand in der Volksmasse wieder ein Gewoge, eine befehlende harte Stimme wurde laut und die Speere einer namhaften Anzahl Schaarknechte schwankten über den Köpfen der auseinander weichenden Menge. „Ruhe, in des Kaisers Namen!“ gebot jetzt die Stimme und vor dem Manne, der in den Kreis trat, wichen achtungsvoll die jungen Hausgenossen zur Seite. Es war ein Mann von imponirender Persönlichkeit, vor dessen Befehl der laute Lärm verstummte und die erhobenen Waffen sich senkten: der Münzmeister und oberste Vogt Ebelin vorm Münster. Sein dunkles Haar fiel nur wenig ergraut noch unter dem mit einer einzigen Reiherfeder gezierten Sammetbarette hervor, der charaktervolle, kühne Schnitt seines Gesichts erinnerte an das römische Gepräge, wie ja auch aus altrömischen Patricierblut abzustammen die Familie der Ebelin vorm Münster sich rühmte. Er trug den Bart geschoren, wie es der Brauch des Adels war, und erinnerte dadurch noch mehr an die Köpfe der spätrömischen Zeit. Den vollen Bart zu tragen galt damals wie seiner Zeit in Rom als barbarisch; nur der gemeine Mann und, in Erinnerung an den großen Karl, der höchste allein in Deutschland, des römischen Kaisers geheiligte Person, trug noch den vollen Bart. Außer der Haartracht und den Schnabelschuhen erinnerte aber der Mann im dunklen, zobelbesetzten Sammetrock wenig an die herrschende Tracht des Adels; er schien ernsteren früheren Jahrhunderten anzugehören, welchen die Leichtfertigkeit der jetzt herrschenden Sitten und Trachten noch unbekannt gewesen. Dagegen zeigte sein Gesicht den Ausdruck eines fast maßlosen Stolzes und einer rücksichtslosen Härte.

„Was geht hier vor?“ fragte er, und sein dunkler Blick, der nur im Vorüberstreifen den Eytelfritz getroffen, wandte sich gegen den Junker Schaff: „Was soll's mit dem Manne?“

Den Schimpfreden und den Bedrohungen der Hausgenossen gegenüber hatte der Eytelfritz seine Ruhe bewahrt, dem ausgesprochenen Hochmuth und der Geringschätzung aber, die Wort und Benehmen des vornehmsten Mannes der Bürgerschaft athmete, entgegen kochte dem zünftigen Rathsherrn das Blut.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0223-2

„Ihr kommt sehr spät, Euch darnach zu erkundigen und zu thun, was Eures Amtes ist, Herr Vogt!“ rief er dem Patricier zu.

Ein Blitz der Wuth und des mühsam verhaltenen Ingrimms loderte aus den Augen Ebelins dem Eytelfritz zu, aber sich bezwingend, wandte er sich zu einem der Geschlechter, dessen ruhigere Haltung ihn vortheilhaft vor seinen Genossen auszeichnete: „Redet Ihr, Herr vom Retschlin, was ist's?“

Der vom Retschlin, dessen Geschlecht von dem uralten Rathssitze, dem Retscher, sich nannte, berichtete nun, jedoch stark in seiner Parteifarbe gemalt, den ganzen Hergang; aber als er ihre Forderung, den Lutz zur Buße überantwortet zu bekommen, genannt, fiel ihm der Eytelfritz in's Wort.

„Ihr habt Eure Sache vorgetragen, Herr vom Retschlin, mir aber an der Statt gemeiner Bürgerschaft geziemt es, daß ich das Recht des armen Mannes vertrete, und kraft dieses fordere ich Euch auf, Ebelin vorm Münster, des Kaisers und dieser Stadt bestellten Vogt, daß Ihr den Lauf der sündlich unterbrochenen Gerechtigkeit fördert, dem armen Menschen im Domnapf Schutz und Schirm und eine gerechte Verhandlung seiner Sache zusichert und den Gottschalk Schaff zu der Ecke als einen Stadtfriedensbrecher vor das Gericht des Rathes stellt.“

Ein unbeschreiblicher Tumult folgte diesen Worten, und nur mühsam gelang es dem Ansehen des Vogtes, die Ruhe, wenn auch so unvollständig als möglich, wieder herzustellen; er durfte kraft seines Amtes eine Vergewaltigung des kühnen Mannes nicht zulassen, aber doch hatten ihn dessen Reden und die Forderung, einer, wie er sich wohl bewußt war, nur einseitig erfüllten Pflicht besser zu genügen, auf's Bitterste getroffen. Seine dunklen Augen sprühten Blitze, seine finsteren Brauen zogen sich drohend zusammen und mit erhobener Hand trat er dem Manne ein paar Schritte näher, der ihn erwartete, mit einem Ausdruck des Hasses, der seinen sonst so wohlwollenden Zügen vollkommen fremd schien. Wie zwei gereizte Leuen, zum tödtlichen Sprunge bereit, blickten der Patricier, der Oberste der adeligen Genossenschaft, und der Zunftmeister der Rheinkaufleute einander an; gespannt erwarteten die Hausgenossen und das durch die in den Reihen derselben entstandene Lücke eingedrängte Volk den weitern Verlauf der Dinge. Da, als es schien, daß eine heftige Zornthat den wilden Blicken und bösen Reden folgen sollte, da klang durch die entstandene Stille über die Volksmenge hin das Zügenglöcklein, und aus der Masse des Volkes rief es: „Platz für die Martha der Beguinen vom Mandelbaum!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0224-8

Die noch gerade so gespannt erregte Volksmenge wich jetzt auseinander; wie einst das römische Volk vor dem streifigen Wollengewande der vestalischen Jungfrau, so jetzt vor dem dunklen Wollenrock, der groben Schürze und der schlichten Leinwandhaube der Mutter der Beguinen.

Ruhig trat die Martha in den Kreis des Adels; ihrer auch in der groben Umhüllung noch immer königlich erscheinenden Gestalt folgte die schlanke feine Gestalt Mechtild's mit verdecktem Korbe; sie gingen, das letzte, traurige Amt in einem gemiedenen, von der Pest bezeichneten Hause zu verrichten, dorthin, wohin selbst der Priester mit dem Venerabile nicht, kaum der Todtengräber sich wagte.

„Gottesfrieden!" grüßte die Martha mit milder Stimme, und vor ihr beugten sich die Köpfe der keckſten der Hausgenossen im andächtigen Gruße. Ihr großes, dunkelsanftes Auge, um das die Schatten vergangener Schmerzen lagen, richtete sich auf die Gestalten der beiden sich feindlich gegenüber stehenden Männer, ihre bleiche, feine Hand hob sich unmerklich wie zur Abwehr. Dem Blicke der Martha begegneten die Blicke der Gegner, scheu suchte Ebelin's Auge den Boden, während in den Augen des Eytelfritz ein Strahl aufblitzte wie eine Freudenbotschaft, um aber, rasch wie er gekommen, der tiefſten Niedergeschlagenheit, dem herbſten Schmerzensausdruck Raum zu machen.

Sah die Martha das Spiel der wechselnden Empfindungen im Antlitz des Bürgers, weil der lange Blick, den sie im Vorüberschreiten auf ihn richtete, ihm Muth, Muth zuzurufen schien? Die Martha ging vorüber, und gesenkten Hauptes, halb wie ein Träumender, schlug der Eytelfritz den entgegengesetzten Weg ein, nachdem er noch gehört, wie dem armen Manne im Domnapf seines Lebens frei Geleit und seiner Stadt Gerechtigkeit zugesichert worden war trotz der gemurrten Gegenreden der Hausgenossen.

Die Schaarknechte nahmen den Lutz in ihre Mitte und führten ihn auf den Salzthurm und in gereizter Stimmung verlief sich Adel und Volk.

III.

Im Stammhause der Ebelin, dessen palastartige Façade dem hohen Münster gegenüber lag, war es öde und still, denn das uralte Geschlecht stand nur auf zwei Augen. Dem Münzmeister war kein Kindersegen geworden und seit Jahren lag ihm auch die Gattin in der steinernen Gruft unter

Sct. Guido, die seit Jahrhunderten Alle seines Geschlechts zur ewigen Ruhe hatte hinabsteigen sehen.

So reich und vor allen Anderen angesehen dieses Haus aber auch war, schon seit Jahren schien ein Bann darauf zu liegen, Alles war düster und trübe, was mit ihm in Beziehung trat. Einsam, nur von wenigen alten Dienern umgeben, lebte Ebelin vorm Münster in seinem stillen Palaste, nur in Amtsgeschäften kamen seine Standesgenossen zu ihm, noch seltener die Geistlichen des Capitels. In den dunklen Hallen war daher der Junker Gottschalk Schaff eine auffallende Erscheinung, und die fabelhaften Steinungeheuer, die am Aufgang der Treppe die Wappenschilder in ihren Löwentatzen hielten, sie schienen verdrießliche Gesichter ob des Glöckchengebimmels zu schneiden, das jeden Tritt des Junkers begleitete, dem ein Diener die Treppen hinaufleuchtete. Das rothe Licht der vorangetragenen Fackel verschwand jetzt in einem tiefen, dunklen Gange, eine schwere Eichenthür, deren Flügel im unsicheren Fackelschein die darauf gemalten biblischen Darstellungen halbwegs erkennen ließ, that sich auf und die Stimme des Vogtes und Münzmeisters hieß den Sprecher der Hausgenossen eintreten. Herr Ebelin brauchte nicht zu fragen, was den Junker herführte, er kannte den Grund nur zu gut, und heißer, sehnlicher wünschte Keiner die Mitregentschaft der Zünfte gebrochen zu sehen als der stolze Münzmeister, aber neu war ihm die heftige Weise, in welcher der Heißsporn der jungen Hausgenossen ihm, dem energischsten Feinde der Zünfte, ein Hinneigen zu diesen vorwarf. „Hätte Eure Weisheit nicht die Gelegenheit beim Schopfe fassen und den frechen Rädelsführer des Pöbels packen können?“ polterte der Junker, „statt dessen lasset Ihr Euch und uns von ihm beschimpfen und ihn dann frei ziehen. Glaubt mir, dieser Eytelfritz, das ist der Kopf dieses unfläthigen Leibes, den sie die gemeine Bürgerschaft nennen; schlaget Ihr diesen ab, so fallen Euch die Glieder von selbst zu.“

„Junker Gottschalk“, entgegnete der Münzmeister, „ich will Euch nicht vom Rechte reden, denn Ihr nehmet's leicht damit, aber den Vorwurf, unserer Sache geschadet zu haben, werf ich von mir auf Euch zurück. Euer wüstes Treiben schadet uns mehr als Eure Worte nützen; oder meinet Ihr, der heutige Straßenlärm sei darnach angethan, um den gemeinen Mann sich willig unserer Mund zu fügen, wenn er sich solcher Dinge zu gewärtigen hat?“

„Nach des Pöbels Behagen oder gutem Willen frag ich auch nicht!“ rief der Junker patzig; „mir ist's genug ihn unter unsere Botmäßigkeit gezwungen zu wissen.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0226-9

„Und Ihr meinet, das ginge mit Geschrei auf der Gasse und Schlägereien mit den Gesellen?“ fragte der Münzmeister höhnisch; „ich gestehe Euch, das ist nicht mein Feld, denn ich hab' mich weder vor Burg Neuhofen, noch vor dem Hause Affalterloch auf der Straße getummelt.“

Der Junker biß sich auf die Lippen, aber er bezwang sich und steckte den Hieb ein, denn der Münzmeister war nicht nur der vornehmste, er war auch der reichste der Innung, und bei Dem, was die Hausgenossen vor hatten, galt es vor Allem der Geldhülfe des Münzmeisters. Geschmeidiger fuhr daher der Junker fort: „Lasset uns über das Vergangene nicht streiten, geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, daß sie aber keine schlimmen, sondern nur heilsame Früchte tragen sollen, dafür lasset uns sorgen. Ich weiß und Ihr könnt dessen gewiß sein, daß der Eytelfritz die heutigen Vorgänge dazu benutzen wird, um mit Hülfe der aufgeregten Zünfte uns zu stürzen. Beugen wir dem nicht vor, so geht vielleicht kein Münzer und kein Hausgenosse mehr die Stufen des Retscher hinan und müssen wir vor jedem Zünftler als unserm Rathsherrn das Käpplein ziehen.“

Der Münzmeister antwortete nicht, aber er hatte es wohl erwogen und der Gedanke war ihm nicht nur durch den Junker erst eingeblasen worden, daß der heutige Vorfall wohl dem Funken in dem aufgehäuften Zündstoff zu vergleichen sein möge. Diese Bedenken hatten ihn auch hin und hergetrieben in den wiederhallenden, öden Gängen seines Hauses, ehe noch die Fackel dem nächtigen Besuche des Junkers vorgeleuchtet hatte. Aber wie? Das war die ungelöste Frage, denn das sagte sich der Münzmeister unverhohlen, käme es zum Straßenkampfe, so würde die Masse des Volkes die geringe Zahl der Patricier und ihre Diener zerdrücken. Daß der Bischof aber auch sich gegen sie kehren würde, das unterlag dem Geschlechter keinem Zweifel. Auf welche Weise also?

Herr Ebelin schwieg und saß sinnend, den Arm auf den Tisch aufgestemmt; der Junker aber, den schmächtigen Leib vorgebogen, den Ausdruck einer Lauerkatze in dem jungen und doch verwelkten Antlitz, schien die Gedanken des Mannes aus seiner Seele herauszulesen. „Was gilt da lang Besinnen, Herr Ebelin“, sprach er, „wir sind unserer Wenige, das ist wahr, aber unser Arm reicht weit, ich weiß Euch auf den Ritterburgen Leute genug, die darnach brennen, das Pöbelpack zu zertreten.“

„Auf den Ritterburgen?“ unterbrach ihn der Münzmeister, indem eine

dunkle Röthe sein ernstes Gesicht überflog, „meint Ihr wirklich, Herr Gottschalk, den Ritteradel gegen die eigene Vaterstadt zu rufen?“

„Und was weiter?“ rief der Junker frech, „Adel zu Adel, oder gefällts Euch besser, den Eytelfritz als Vogt zu sehen und die Verwaltung der Rheinzölle von Eurer Schreibstube in die Stube eines Zünftlers wandern zu sehen?“

„Nein, bei Gott, nein!“ rief der Münzmeister.

„Nun dann, so schlagt den einzigen Weg ein, der uns und Euch davon rettet!“ rief der Junker. „Ihr habt Elsasser und Wasgauer Ritteradel genug in Euren Pfandbüchern stehen, es sind schlechte Debitoren, sie würden lieber mit Eisen als mit Gold zahlen; macht's ihnen leicht, Euch kostets nur ein paar Striche durch eine Reihe Zahlen und Namen, und kampfgewohnte Fäuste werfen die Zünfte für ewige Zeiten von den Rathssitzen hinab, wir aber sichern Euch für alle Zeit das Amt des Münzmeisters, Euch und Eurem Geschlecht, wenn Ihr es fortpflanzen wollt. Ich hab' eine schöne Schwester, Herr Ebelin, und um Euretwillen löste ich ihr Verlöbniß mit dem Kraft vom Retschlin.“

Noch zauderte der Münzmeister. Der Gedanke, die Stadt mit fremder Waffengewalt zu überziehen, war ihm zu ungeheuerlich, aber nicht lange mehr, und Stolz und Herrschsucht trugen den Sieg davon. Der Junker Gottschalk ging mit der Einwilligung des Münzmeisters, seine bösen verrätherischen Pläne ins Werk zu setzen, und mit der Hoffnung, durch die ihm gefügige Schwester, wenn sie die Gemahlin Ebelins würde, diesen selbst und mit ihm die Stadt zu regieren. Kaum aber war der Junker aus dem Hause vorm Münster herausgetreten, tief in den Mantel verhüllt, den sein Knecht ihm nachgetragen, als ein hinteres Pförtlein sich öffnete vor einer dunklen, hohen Frauengestalt. Der weißhaarige Diener, der es geöffnet und in zitternden Händen die Ampel hielt, er beugte sich tief vor der Gestalt und flüsterte: „Ach edle Frau, tritt so nach Jahren zum ersten Mal des Hauses Tochter über diese freudenlose Schwelle?“

Die Frau reichte dem greisen Diener die Hand. „Du brauchst mich nicht zu geleiten“, sprach sie, „in der langen Zeit sind mir die Räume des Vaterhauses doch nicht fremd geworden. Aber wie Du willfährig meinem ersten Rufe gefolgt, so harre auch treu meiner Rückkehr.“ Und ihr dunkles Wollengewand zusammen nehmend, schritt sie hinein in die tiefe, nur von einer Ampel matt erhellte Dämmerung des Ganges.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0228-1

Herrn Ebelin vorm Münster hatte der Junker in einer leicht erklärlichen Aufregung hinterlassen. Der Gedanke an den Verrath der Stadt, den er üben sollte, stand ihm entsetzensvoll vor der Seele, aber lockender erschien ihm das hingeworfene Versprechen einer erblichen ersten Würde der Stadt, und um dieser erste Begründer zu sein, ein Fürst der Freistadt, darum wollte er Bertha Schaff zu der Ecke zum Traualtare führen, ganz rücksichtslos dagegen, daß ein Jugendgelöbniß sie an Kraft vom Retschlin band, und er die Familie der Schaff im innersten Herzen verachtete.

Der Münzmeister hörte es nicht, im Brüten und Sinnen versunken, daß hinter ihm sich leise eine Thür geöffnet und die ruhige Gestalt einer Frau aus dem Schatten ihn beobachtete; erst bei dem Rufe „Mannhard!“ fuhr er empor und starrte umher. „Mannhard!“ rief die Frau abermals und trat jetzt aus dem Dunkel hervor, „erschrick nicht, ich bin es, mein Bruder!“

„Du? Du?“ stammelte der Münzmeister, den der Schrecken fast verwirrt zu haben schien, „Du, Richmundis, in meinem Hause?“

„Ja, ich“, sprach die Frau und warf einen langen, schmerzenvollen Blick umher, „ich, die ich dem Vaterhause eine Fremde geworden bin.“

„Ist es meine Schuld?“ grollte der Patricier. „Aber wohl nicht darum, um Dich hier umzusehen kamst Du hierher, die Martha aus dem Hofe zum Mandelbaum ging schon oft genug an meinem Hause vorüber, selbst als drinnen die Krankheit Opfer forderte.“

„Mich trifft Dein Vorwurf nicht“, entgegnete sanft die Martha, „Du hattest der Hülfe übergenug, mein Dienst gehört den Armen und Verlassenen, und, Mannhard, Dein Blick wich mir feindselig immer aus.“

„Kommst Du in der Nacht, Richmundis, um alte Dinge wieder an's Licht zu zerren?“ sagte ihr Bruder.

„Nein“, entgegnete ernst die Beguine, „nicht von Altem, von Neuem will ich reden, und in wenigen Worten. Mannhard, Du gehst gefährliche Wege, ich ahn' es, wie schwerverantwortlich sie sein müssen, halte ein auf dem begonnenen Pfade. Der Kaiser und die Stadt haben Dich mit dem höchsten Posten bekleidet, brauch' ihn zum Nutzen Deiner Stadt und Dein Andenken wird, wenn Du auch keinen Erben Deines Namens hinterlässest, ein gesegnetes, ein unvergessenes bleiben. Verbinde Dich nicht mit den Feinden Deiner Stadt in Innen und Außen.“

„Was weißt Du? Was willst Du?“ fuhr der Münzmeister heftig auf.

„Nichts weiß ich“, entgegnete sanft Richmundis Ebelin, „aber ich will

Dich retten. Geburt und Geist stellen Dich an diesen hohen Posten, bewahre ihn, aber bewahre auf ihm die Rechte der Stadt. Glaube mir, Ihr müßt erliegen im Kampfe gegen das Volk, wenn Ihr auch scheinbar einen kurzen Sieg davon getragen, Du wirst fallen, um der Hände willen, die Dich erhoben, noch triefend vom Blute Deiner Mitbürger, aber Du wirst stehen mit dem Volke und durch es. Ich bin heute zwischen Dir und meinem Gatten hindurch geschritten."

„Nennst Du ihn noch so, Unselige?" brauste der Münzmeister auf.

„Ewig — weder Dein noch des Papstes Spruch konnt' es ändern. Ihr konntet uns trennen für das Zeitliche, scheiden für die Ewigkeit nicht. Ja, noch einmal, ich ging zwischen Dir und dem Eytelfritz, meinem Gatten, hindurch, da Ihr mit feindseligen Blicken Euch einander gegenüber standet, ach ich hätte so gern Eure Hände einen mögen, die sich zürnend gegen einander erhoben, einen, daß sie gemeinsam schaffen am Baue des allgemeinen Wohl. Mannhard! Mannhard, mein Bruder, sieh, von eigenen Wünschen entkleidet, nur brennend für das Wohl meiner Stadt, fleh' ich zu Dir, vergiß alten Groll, vergiß den Uebermuth des Adels, sei ein Römer, ein römischer Bürger, wie unser erster Vorfahr es gewesen, dem die Stadt über die Familie ging, sei ein Christ und sieh nur Bruder und Bruder im Aermsten und Höchsten; verbinde Dich mit dem Volke, verbinde Dich mit meinem Gatten, nicht um meinetwillen, denn die Martha vom Mandelbaum hat des Weibes Hoffnung und Glück Valet gegeben mit dem ersten Schritt in den Hof der Beguinen. Aber um Deinet-, um des allgemeinen Wohles willen, verbinde Dich mit dem Volke, reiche meinem Gatten, auf dessen Verderben Du seit Jahren brütest, die Hand!"

„Genug", sprach der Münzmeister finster, „Richmundis, aus Dir redet der Aberwitz. Deine tolle Liebe giebt Dir tolle Gedanken ein. Frau Martha", fuhr er höhnischer fort, „der Hof zum Mandelbaum mangelt der Hüterin, geht heim, es möchten sonst Hummeln und Bienen Eure Mandelblüthen umschwärmen. Das Tränklein, das Ihr mir zu reichen dachtet, nützt nichts, denn ich liege nicht im Fieber, und den Salbenbalsam Eurer Rede spart für Wunden; ich aber, Frau Martha, ich, Richmundis, die Du den Namen der Ebelin geschändet, ich bin ein ganzer Mann, der ohne Hülfe Anderer, ohne Rath seiner Wege geht, sag' das dem Eytelfritz, der Dich offenbar gesendet, und sag' ihm, daß er sich wahren solle, mir gegenüber zu treten, und Dir, Frau Martha, rath' ich, mische Dich nicht in die Angelegenheiten der

Männer, ich möchte sonst die Beguinen nicht gegen Mönche und Nonnen schützen können!"

Ein Schluchzen war die Antwort. „Unselig Verblendeter!" rief sie, „wolle Gott mein Gebet hören, daß die Stunde der Entscheidung nicht so hart auf Dich falle, als ich fürchte!"

Die Hände wie zum Gruße ausgestreckt, trat Richmundis dem Bruder näher, aber Mannhard Ebelin hielt seine Arme im Sammetpelz gewickelt, er verschmähte die Hand der Schwester, die aus der braunen Wollenkutte sich ihm entgegen streckte. Einstens ja, einstens hatte er auf diese Hand große Hoffnungen gesetzt, wollte er sie in die Hand eines Grafen legen und den uralten Stadtadel mit einem hohen Dynastengeschlecht verbinden. Da hatte in Thränen gebadet Richmundis ihm bekannt, daß sie zu Mainz in heimliche Ehe sich begeben mit Jenem, der zwar sein Spielgefährte, aber von Anfang an immer sein Gegner gewesen, mit dem Eytelfritz, dem zünftigen Rheinkaufmann.

Furchtbar war da sein Zorn aufgelodert, ohne Erbarmen gegen die in Liebe Verbundenen trat das adelige Geschlecht wie ein Mann gegen sie in Fehde. Die Ehe wurde gelöst; das Geld der Ebeline bewirkte zu Rom, daß der Papst das vollzogene Sacrament null und nichtig erklärte. In tiefer Heimlichkeit gebar die verzweifelnde Richmundis den als Bastard erklärten Sohn, mit gebrochenem Herzen trat sie ein in das Haus der Beguinen, um dort in Arbeit und opferfreudiger Thätigkeit zu genesen von den schweren Wunden, die die gewaltsame Trennung von Gatten und Kind ihr geschlagen. Auch darin handelte sie im Widerspruch mit der stolzen Familie, die es kaum verwinden konnte, daß eine ihrer edelsten Töchter, statt den Schleier der vornehmen Benedictinerin oder Cistercienserin zu wählen, die Haube und den Werktag der Beguine erwählt hatte, daß sie, die Feingewohnte, die Edelgeborene, Mägdedienste verrichtete in den Häusern der ärmsten Hintersassen und Leibeigenen. Den unversöhnlichsten Haß aber warf der Münzmeister auf seinen unwillkommenen Schwager, den Eytelfritz; doch dieser, ungefährdet von dem Uebelwollen der mächtigen Familie, ging seinen ernsten Weg, tief die Wunde verbergend, die der römischen Klerisei erkaufter Spruch ihm geschlagen. Im Beguinenhof wußte er die Geliebte seiner Jugend, die Mutter des Sohnes, den er nicht anerkennen durfte, der bei ihm aufwuchs — ein Namenloser, den er nur auf diese Weise vor dem Haß der Familie seiner Mutter schützen konnte.

Das war es, dieser Name des über Alles Gehaßten, was den Münzmeister sich verhärten ließ gegen die Mahnung der Schwester, lieber wollte er fallen, unter den Trümmern seines stürzenden Hauses begraben sein, als vereint zu einem Ziele mit dem Eytelfritz streben. Das Bewußtsein seines schweren Unrechts schärfte den Haß, er warf die Verantwortung seiner Ungerechtigkeit auf Den, der durch sie gelitten, und jede Verantwortlichkeit, die aus der That erwachsen würde, zu welcher er sich mit den Hausgenossen verbunden, auf den Mann, in dem er den Führer und Aufreizer des Pöbels sah.

Schmerzvoller als sie gekommen, verließ Richmundis Ebelin vorm Münster das Haus ihres Geschlechtes; aber am Morgen, da sie ihrer stillen, frommen Thätigkeit oblag, sah Niemand der Martha vom Mandelbaum die schwere Stunde der Nacht im Vaterhause an, den bittern Schmerz, den sie gelitten, da an der Schwelle des Alters wie an den Tagen ihrer heißen Jugend der harte, stolze Bruder ihr die versöhnende Hand verweigert hatte.

IV.

Während sich diese Vorgänge in seiner Heimatstadt begaben, während die Mechtild mit stillverborgenen Thränen des fernen Geliebten dachte, weilte dieser, von Allem nichts ahnend, nur seinen Studien lebend, in Straßburg. Wohl dachte er manchmal mit heißem Herzweh an die verlassene Geliebte zurück, dann aber erinnerte er sich wieder des Gelöbnisses, das er dem Pflegevater gegeben, nichts thun zu wollen, was diesen Liebesbund fördern könne, bis er zum klareren Bewußtsein seiner Lage und den Mannesjahren näher vorgerückt sei. „Höre nicht die Stimme der Leidenschaft allein, geliebter Sohn", hatte der Eytelfritz ihm beim Scheiden gesagt, „denke, daß indem Du ihr nicht blindlings Dich ergiebst, Du Dir und noch mehr Anderen unsägliches Leid ersparen kannst. Glaube mir, wenn ich Dir's sage, ich rede von Wunden, deren Brennen mir noch keine Zeit gelindert."

Und der Sohn hatte versprochen der Mechtild kein Liebes- und Lebenszeichen zu senden, aber im tiefsten Herzen hielt er die Hoffnung als Palladium aufrecht, daß ein günstiges Geschick Alles zum Guten wenden könne. „Und was ist's denn?" fragte sich der Lutram oft in stillen Stunden, wenn er der Zeit gedachte, da er in Schilf und Röhricht bei der Mechtild am Rheinufer gesessen, „was ist es denn Unerhörtes, daß ich eines Mütters ehelich Kind freien will? Bin ich denn selber ein Hausgenosse, oder der Sproß eines altrömischen

Münzergeschlechtes? Weiß ich's denn, ob mich eine Zunft gutwillig annehmen würde, mich, der ich gerade so gut vom Mitleid unter einer Hecke kann aufgelesen worden sein, als auf einem seidenen Kissen gelegen — wer bin ich denn? ein Kind des Zufalls, des Geheimnisses, also ist offenbar nicht auf meiner Seite die Herablassung, wenn des Mütters Tochter sich mir verbindet."

So dachte der Lutram, und er träumte von einer kommenden glückseligen Zeit, wenn nach Würdigkeit und Menschenwerth Amt und Ruhm zuertheilt werden würden, unangesehen der Geburt und Sippschaft; in dieser Zeit, ja da mochte er, und sei er selbst ein am Hag gefunden Zigeunerkind, durch sich selbst ein kaiserlicher Rath werden können, und ein Herzog sich beglückt fühlen durch die Liebe der Mechtild.

Nächst dem Steinthor im Storchen hatte der Lutram Herberge genommen, denn es war ihm, als sei er um einen Schritt näher der Heimat, wenn er nächst dem Thore blieb, durch das er eingezogen und dermaleinst dem Glück entgegen wieder auszuziehen hoffte. Es war eine stille Herberge, darein er sich gethan, sie hatte nur wenigen Zuspruch und das nur von Landleuten der Umgegend, aber das war dem Lutram gerade recht, ihn zog es nicht, sich in den Saus und Braus der Studentenschaft zu stürzen, er lebte still seinen Büchern und seinen Erinnerungen, dazu war die Herbergsmutter, eine freundliche Wittfrau, so liebvoll mütterlich für ihn besorgt, daß es ihm gar wohl in dem kleinen, dunklen Hause und dem hellen Erkerstüblein war, daraus man über die Mauern hinweg sah in's lachende Elsasser Land.

Statt Bauern oder fahrender Gesellen kam aber eines Tages in die Herberge zum Storchen ein ungewohnt vornehmer Gast, zum großen Wundern der Herbergsmutter und der ganzen Nachbarschaft. Ein Herr Erkenbert von Schaidt war es, seiner Zeit der berühmteste Jäger des Binnwaldes, aber nun preßhaft und gar arg vom Zipperlein gequält; dem war ein geschickter Doctor zu Straßburg gerathen worden, der solches heilen möge. Da der Herr von Schaidt, der sein Lebenlang nicht aus dem Binnwald herausgekommen war, mit Ach und Krach das Steinthor erreicht hatte, wollte er sich gar nicht weiter nach einer Herberge umsehen und dankte Gott, daß er sein Zipperlein vom Gaule herab in das weiche Gastbett der Storchwirthin bringen konnte.

Da der Herr von Schaidt aber fast alle Zimmer des Mittelstockwerkes in Beschlag genommen, so mußte der Lutram, wenn auch widerwillig, es sich gefallen lassen, sein Erkerstüblein der Wirthin für ältere Gäste abzutreten, und er bekam dafür eine kleine, düstere Kammer eingeräumt, deren Fenster auf die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0233-8

Galerie gingen, die den Hof umschloß, außer diesem war sein Zimmer Wand an Wand mit dem Schlafgemach des Ritters, so daß das Stöhnen, Fluchen und Wimmern des kranken Jägers den Lutram nicht selten im Schlafe, ja selbst in seinen Studien störte.

Eines Abends aber ward der Lärm im Nachbarzimmer lauter als gewöhnlich; ärgerlich schloß der Lutram sein Buch und legte sich auf sein Bett, halb angekleidet wie er war, aber er konnte nicht schlafen, denn nebenan ward's zu laut, die Stimme des alten Edelmannes und noch eine fremde redeten laut und eifrig in einander. Zusammenhängendes konnte der Lutram nicht verstehen, er verlangte es auch nicht, er schloß die Augen und drehte sich gegen die Wand, meinend, er könne schlafen. Da aber schlug der Name „Speyer" an sein Ohr und dann die Namen Schaff zu der Ecke, Ebelin vorm Münster, Kraft unterm Hagen. — Alles Patriciernamen seiner Stadt, ja jetzt selbst den Namen seines Pflegevaters, des Eytelfritz. Dann hörte er wieder, wie die tiefe, grollende Stimme des alten Schaidter's sagte: „es ist ein Bubenstücklein"; wie der Andere wieder leiser redete und wie zuletzt der kranke Ritter rief: „Scheert Euch zum Teufel, ich will nichts von dem Anschlag wissen"; dann wie nebenan der Andere fluchte, wie die Thür zugeschmettert ward, ein sporn-klirrender Tritt die alte Stiege hinabpolterte und unten eine fremde Stimme dem Hausknechte zuschrie, seines Ritters Roß vorzuführen.

Was war das? was sollte das sein? von welchem Anschlag, welchem Bubenstücklein war die Rede? und was hatten damit die Speyerer Herren, seines Pflegevaters Name damit zu thun? Aber nicht lange konnte der Jüngling sich diese Fragen vorlegen, nebenan war es wieder still und sacht war er eingeschlummert. Aber nicht lange währte der Schlummer, bald weckte ihn ein eigenthümliches Knistern und Knattern, ein beängstigendes Gefühl legte sich auf seine Brust, bleischwer lag die Luft auf ihm, er meinte, die Augen nicht öffnen zu können und gab sich willenlos dem betäubenden Drucke hin. Plötzlich jedoch in diesem schweren Halbschlummer fiel seinen geschlossenen Augen sichtbar eine grelle Helle auf und zugleich strich ein heißer Hauch wie ein Höllenodem über sein Gesicht; mit dem Gedanken: Feuer! erwachte der Jüngling zum Bewußtsein seiner fürchterlichen Lage, denn Feuer! Feuerjo! schrie es gellend vom Hofe und der Straße herauf. Er sah Flammen von der Decke herab auf sein Lager züngeln und, wie jetzt ein Windstoß durch das einstürzende Sparrenwerk Flammen und Rauchwolken zur Seite jagte, die vor seiner Stube sich befindliche hölzerne Galerie in glühenden Flammen stehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0234-4

Durch das Krachen der stürzenden Balken, das Heulen des Windes und das entsetzliche Geknatter der Flammen aber hörte er das jammervolle Hülfegeschrei des Freiherrn nebenan. Rings um ihn züngelten die Flammen, Hitze und Rauch benahmen ihm fast die Sinne, vor seinen Fenstern wogte der Feuerstrom der hängenden Galerie.

Da in der höchsten Noth kam ihm die kalte Ueberlegung wieder; nur durch das Zimmer des Freiherrn konnte er sich retten und diesen selbst mit ihm. Einen schweren Eichenschemel, der nach der auf Dauer berechneten Mode der damaligen Zeit mit künstlich geschmiedeten eisernen Bändern zusammengefügt war, ergriff er, und mit Riesenkraft, von den drohenden Flammen gehetzt, führte er wuchtige Schläge mit demselben auf die Thür, die zu dem Zimmer des Ritters führte. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, seine Kraft drohte zu erliegen in der Höllengluth des Raumes, der unbarmherzig festen Thür entgegen; schon sengte die Gluth sein Haar, da, in der letzten Minute, wich das Getäfel und über die zerbrechende Thür stürzte der Jüngling in das andere von Rauch erfüllte Gemach, ihm nach schlugen die Flammen. Bei ihrem Loderschein sah er den alten Ritter von seinem Lager herabgesunken bewußtlos auf dem Boden liegen; mit der Kraft der Jugend, der Kraft, die der nahe Tod giebt, hob er die schwere Gestalt des Schaidters auf und mit der halb geschleppten, halb getragenen Last strebte er in's Freie. Aber da schlugen ihm die Flammen entgegen wie wilde Dämonen, sprühend und zischend; er sah vom Winde die Flammenwogen hin- und hergetrieben, jetzt für einen Augenblick die dunklen Massen der gegenüberliegenden Häuser, die Kopf an Kopf gedrängte Menge im Hof; aber auch von unten ward er sichtbar in diesem Augenblicke, ein hundertstimmiger Schrei scholl zu ihm herauf: „Wirf ihn weg! Rette Dich, sonst seid Ihr Beide verloren!"

„Das verhüte Gott!" sprach der Jüngling, und zu dem Schaidter sich wendend, der ihn mit verwirrten Augen anstarrte, sprach er; „Faßt alle Kraft zusammen und wenn's auch weh thut, jetzt gilt's einen Sprung. Mechtild!" flüsterte er, und den Ritter mit beiden Armen festhaltend sprang er in die Flammen, die vor der Treppe lodernd ihm die Rettung zu wehren schienen; er hörte das Aechzen des Freiherrn, das Krachen des Gebälkes, fühlte die Flammen in sein Gesicht schlagen, hörte wie hinter ihm mit Donnergetöse die Stiege zusammenbrach, hörte ein vielstimmiges Jubelgeschrei, fühlte einen kalten Strom über seinen Körper fluthen und mit dem Worte Mechtild sank er besinnungslos den Umstehenden in die Arme. Der alte Ritter weinte wohl

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0235-9

seit seiner Kindheit die ersten Thränen, denn er meinte nicht anders, als sein Retter sei todt. Aber er lebte, und als hätte ein Gott ihn durch die Flammen getragen, so wenig war er von Brandwunden bedeckt, nur die Kleider fielen theilweise mürb und kohlig ihm vom Leibe.

Von der ganzen Herberge war nur der steinerne Unterbau unversehrt geblieben, alles Andere lag in brandgeschwärzten Trümmern untereinander. In ein unversehrtes Gemach des Erdgeschosses hatte man den kranken Ritter gebettet, den Schrecken und Schmerzen dem Tode nahe gebracht hatten; mit schwacher Stimme verlangte er seinen Retter zu sehen. „Ihr habt mich zwar dem Tode nicht für lange entreißen können", sagte er zu Lutram, „aber 's ist doch großen Dankes werth, denn es wäre ein zu erbärmlich Ding gewesen, wenn mein Leichnam im Feuer einer Schänke hätte rösten sollen, davon gar nicht zu reden, daß Unsereiner im Binnwald nicht so leben kann, daß man am Ende aller Dinge ohne Absolution vor seinen Herrgott treten könnt'. Aber was kann ich für Dich thun, mein Sohn? Denn wenn man dem Erkenbert von Schaidt auch allerhand nachsagen mag: daß er seine Schulden nicht bezahlt habe, das kann ihm hol mich der Teufel kein Mensch nachsagen. Also wie entricht' ich meine Schuld an Dich? Nur frisch heraus, bei Unserer lieben Frau, Du sollst mich nicht knauserig finden."

„Herr Erkenbert", sagte der Lutram frei, „Geld und Gut wonnet mich nicht, und was mir das Liebste wär', könnt Ihr mir nicht geben."

„Nun", sagte der Schaidter, „besinn' Dich, aber mach's nicht zu lang, ich möcht Dir sonst gar flink entwischen, denn mich dünkt ich will meines Zipperleins gar bald ledig sein; in was kann ich Dir dienen mit Wollen und Wissen?"

Da ging plötzlich dem Lutram die Erinnerung an das Gespräch des vorigen Abends auf und er sagte: „Ja, mit Eurem Wissen könntet Ihr mich lohnen, Herr Erkenbert, ich hab' Euch gestern Nacht von Speyer reden hören, auch den Namen mir Befreundeter, sagt, was ist's?" Auf diese Frage ward der Schaidter dunkelroth, wandte sich gegen die Mauer und brummte: „Ich kann's nicht."

„Hab' ich Euch doch können aus dem Feuer retten", sagte der Lutram, dem es ahnte, daß er ein gefährlich Geheimniß forderte. „Zahlet Eure Schuld, Herr Erkenbert, und ist's was Schlimmes, so entlastet Eure Seele, so lange es noch nützen kann, das rechnet Euch Gott für doppelte Absolution."

„Bei Unserer lieben Frau, Du hast Recht", sagte der Freiherr. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thu'; was liegt mir an dem verschul-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0236-5

deten Lumpenpack und an dem übermüthigen Stadtvolk, und 's ist ein Bubenstück allweg. Aber wenn ich Dir's sage, mußt Du für mich im Dome zu Speyer zwei jährliche Seelenmessen stiften, sie könnten mir zugute kommen."

„Das will ich geloben mit Hand und Mund", sagte der Lutram, dem die Gewißheit sich immer mehr befestigte, daß es sich hier um ein gefährlich Geheimniß handle.

„Nun denn!" sagte der Ritter, „so laß Dir meinen Schecken satteln und reit' in einem Trab, das heißt wenn Du reiten kannst, Scholare, also reit' flink nach Speyer und sag' den Zünftlern, sie sollten sich vorsehen auf die Nacht vor Sanct Serverinus Tag. Die Hausgenossen haben zusammengerufen, was sich an feilen Schwertern finden ließ auf den Burgen im Wasgau, im Binnwald und im untern Elsaß, ihrer achtzehnhundert; vom Binnwald in den Rechwald wollen sie ziehen und an Sanct Serverinus Tage sollen nur Geschlechter auf den Rathsstühlen sitzen; hol mich der Teufel, wenn das kein Schelmenstücklein ist. Einem der Speyerer, der an der Spitze steht, möcht' ich aber besonders das Spiel verleiden, dem Schaffen zu der Ecke, was braucht sich der Stadtbürger auf der Straße zu nähren, er soll Pfefferſäcke wiegen, Harnisch und Steigbügel sind nichts für ihn."

Dem Lutram war es bei diesen Reden, als würde ihm ein Dolch in's Herz gestoßen. Also ein verrätherischer Ueberfall drohte der Stadt, und die Räuber wurden von Jenen, welche sich anmaßten, die Stadt zum Besten zu regieren, in den Frieden der Nichtsahnenden bei nächtiger Weile gerufen?

„Und, Herr Erkenbert", fragte er fast stockenden Athems, „ich hört' auch den Eytelfritz nennen."

„Den? ja der soll baumeln. Aber höre mich an, Du magst retten, wen Du willst, mir aber sollst Du schwören, daß Du keiner Seele sagen willst, von wem Dir diese Kundschaft geworden."

„Das schwör' ich zum allmächtigen Gott!" sagte der Lutram ernst, „und Euch, Herr Erkenbert, wird um dieser That willen, die so viel Elend und Ungerechtigkeit verhütet, Gott Euere Sünden vergeben."

„Mach, daß Du fortkommst!" drängte der Schaidter, „St. Serverin, hol' mich der Teufel, 's ist Morgen!"

„Morgen! Morgen!" Der Jüngling fuhr sich mit beiden Händen verzweifelt in das braune Gelock. „Und diese kommende Nacht —"

„Reite, reite, der Schecken ist Dein, Du brauchst ihn nicht zu schonen!" rief der Herr von Schaidt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0237-1

Und der Lutram schonte des Schecken nicht, und der Schecke, der die Heimatluft des Binnwaldes witterte, er flog dahin, als wären ihm Flügel an den Fesseln gewachsen.

Grau lag die Dämmerung noch über den Thürmen und Dächern des alten Straßburg, da Lutram durch das eben geöffnete Steinthor ritt. Hinter ihm unter den rauchenden Trümmern des Storchen begraben lag all seine Habe, nichts rettete er aus Straßburg als seine halbverbrannten Kleider, sein verzweifeltes Herz.

Graue Herbstnebel hingen über dem Rhein, ein grauer bleifarbener Himmel spannte sich über dem einsamen Reiter; ach, unter dem Schutze dieses Nebels sammelten sich vielleicht schon die Mordbanden, die herrschsüchtiger Verrath in die Stadt gerufen — kam er zu spät? Da ging die Sonne auf, blutroth und strahlenlos hing sie im Nebelmeer. Ach, warum wird es schon Morgen, warum währt die Dämmerung nicht länger, und ich bin noch so fern?

Wie ein Vogel flog der Schecke dahin, aber auch die Stunden standen nicht still. Stunde um Stunde zerrann, wolkenlos und blau, die besiegten Nebel tief hinabgedrängt, spannte sich der Mittagshimmel aus und kaum viel über das erste Viertel des Weges war zurückgelegt — voran! voran! aber der Tritt des Thieres ward matter, er mußte rasten. Rasten! rasten! und seine Gedanken konnten es nicht, die flogen vorwärts; ach, flöge die Botschaft mit ihnen in die arglose Stadt! Neugestärkt erhob sich der Schecke, wieder ging's fort im sausenden Fluge; des Renners Hufe berührten fast kaum den Boden, aber dem Lutram schien es, als ginge sein Thier im Schneckentrab und die Stunden des Tages seien um die Hälfte verkürzt. Vorüber flogen Weiler und Edelsitze, das Roß wandte schnaubend den Kopf, die geöffneten Nüstern der Waldluft des Binnwaldes zu; aber vorbei und hindurch, gut Roß, gut Roß, heute gilt's kein Rasten!

Da blitzte der Rhein auf und verschwand wieder im Waldesdickicht. Wellen, seid ihr rascher, tragt die Botschaft; Herbstwind, schreie das Wort der Mahnung den Schlummernden in's Ohr — ach, kaum will ich's mehr erreichen!

Dunkel und finster zog sich der Rechwald am Rhein hin. Wohl mied im Harnisch ein einzelner Mann den Wohnort der Räuber und Diebe; wie das vom Ardenner Walde einst Petrarca gesagt, so galt es vom Rechwald, es war ein ungeheuerlich Reiten hindurch. Aber hindurch, hindurch und wär' jedes Eichblatt eine Lanzenspitze; Schecke, es weht Heimatluft uns an — Schecke, greif aus!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0238-6

Dämmerig sank der Abend, kalt strich der Nachtwind vom Rheine her, er strich seufzend durch die laublosen Aeste; des Lutrams Herz drohte zu zerspringen vor bitterm Weh, vor der Gewißheit der Erschöpfung. Wie Spukgestalten tanzten die Bäume vorüber, höhnische Lieder schien ihm der Wind in's Ohr zu singen von dem Reiter, der reiten wollt', dem Warner, der warnen gewollt, aber der Reiter sank im Rechwald und die Warnung verwehte der Wind, und dazwischen klang es wie fernes Waffengeklirr, wie Rüdengebell. Und jetzt war es, als sei es Mai und die Weisel zögen aus; schwirrend, summend und flirrend gaukelte es ihm vor Auge und Ohr, ein toller Bienenschwarm; da wankt er im Sattel hinüber und herüber und der Schecke ließ die Ohren hängen und trabte wie im Schlafe. Da aber durch das traumhafte Geschwirr kam vom Winde getragen ein voller Ton: „Gottes Lob, Gottes Lob! das ist die Glocke vom Dome, sie läuten St. Severinsfest. Schecke, greif aus!"

Und der Schecke flog hin. Vom Blute, das vom Sporn troff, war das welke Geblätter roth besprengt, und wie die Glocke den letzten Schwung that, da ritt ein Reiter zum Stadtthore herein. „Hilf Gott, das ist ein Gespenst!"

Vor der Schänke zum Psittich brachen Roß und Reiter zusammen. Der Psittich hatte geträumt, vom Lärmen des stürzenden Rosses aber war er erwacht, er schlug mit den Flügeln und schrie wie in Verzückung: „Salve Salvator!"

Die Gäste des Psittich hoben den Sprachlosen auf, sie netzten seine Lippen mit warmem Wein und badeten seine Schläfe in Essig. „Lutram!" rief der Eytelfritz, da das Gesicht des Jünglings unter Staub und Blut erkenntlich ward, „Lutram, was willst Du?"

„Laßt alle Zünfte zu den Waffen greifen", sprach matt der Lutram; „eilet zum Salzthor und zum Hasenpfuhl, der Hausgenossen Mordbande harret im Rechholz. Säumet nicht, es sind ihrer achtzehnhundert."

„Sendet Botschaft in die Zunftstuben!" rief der Eytelfritz. „Meister und Gesellen, alle in Waffen zum Hasenpfuhl!"

Die Schänkstube zum Psittich ward leer, nur der ohnmächtige Reiter lehnte darinnen und der Vogel sprang wie besessen auf seiner Stange umher. Da öffnete sich leise die Thür der Stube und zwei dunkle Gestalten traten ein. In den Hof zum Mandelbaum war die Kunde gedrungen von einem verunglückten Reiter. Da hatte die Martha sich aufgemacht mit Binden und Salben; sie trat herein in die dunkelnde Schänkstube und sah den zusammengebrochenen Jüngling, und Richmundis Ebelin legte seinen Kopf sanft in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0239-5

ihren Schooß, mit ihren Thränen wusch sie seine bleiche Stirn, und des Mütters Tochter kniete daneben und betete inbrünstig um des Geliebten Leben.

„Mechtild!“ flüsterte unruhig der Fieberglühende; er schlug die Augen auf; da sank sein Blick tief, tief in ein Augenpaar, das er nie gesehen, das aber auf ihn blickte, wie nur Ein Wesen blicken kann, da ward es ihm wohl und leicht, er schmiegte sich in den warmen Arm, der ihn umfangen hielt. „O heilige Mutter!“ flüsterte er und schlief ein sanft wie ein Wiegenkind. Der Reiter hatte seinen Ritt gethan, der Warner hatte zur rechten Zeit noch gewarnt.

V.

Unterm Schutze der Nacht, des Nebels und des Waldes ritten die Herren von der Landstraße auf die Stadt heran, auf den Hasenpfuhl zu, da wo diese am schwächsten befestigt war. Und einzeln, die Waffen unter dem Mantel tragend, schritten die Hausgenossen heimlich durch die dunklen Gassen dem Salzthore zu. Aber was war das? — dunkle Gestalten steigen vor ihnen auf. „Gieb die Losung“, hieß es. „Blut Gottes!“ das war das Losungswort der Hausgenossen, „heil'ge Dreifaltigkeit“ das der Zünfte. Immer mehr der Verräther, die unter der Losung Blut Gottes sich fanden, wurden in die Gewölbe des Salzthurmes eingeschlossen, immer mehr der Streiter, die unter dem Rufe heil'ge Dreifaltigkeit fechten wollten, fanden sich auf den Mauern. „Blut Gottes!“ stürmten aus dem Rechholz jetzt Schaaren hervor, deren Rüstzeug matt durch die Nacht blinkte, jetzt roth erglühte von dem lodernden Scheine in Brand gesteckter Fischerhütten. Schreien und Wehklagen scholl von den Hütten herauf, und immer entsetzlicher das Schlachtgebrüll der Raubritter, die ihre rothe Brandfahne von Hütte zu Hütte flattern ließen.

Von der feurigen Gluth erhellt wurden ihre Reihen den in tiefem Dunkel harrenden Zünften auf der Mauer beleuchtet, ihrem wüthenden Geschrei antwortete kein Laut, in tiefer Stille ließ der Eytelfritz die Ausfallspforte öffnen und beim Scheine der in Brand gesteckten Hütten entspann sich ein mörderischer Kampf. Die Bürger kämpften wie die Helden, aber Morgenstern und Partisane zu führen war nicht ihres Handwerkes; fast drohten sie, der Macht ihrer Gegner erliegend, wieder hinter die Wälle ihrer Stadt zurückgedrängt zu werden. Der Eytelfritz kämpfte wie ein Löwe, seine Stimme brachte die Weichenden zum Stehen, belebte die Muthloseren mit neuem

Muthe. Aber gegen ihn drang der heftigste Anprall der Ritter, immer dünner sah er das Fähnlein um sich werden, immer mehr der Leichen häuften sich neben ihm, immer schwächer ward der Ruf „heil'ge Dreifaltigkeit", immer wüthender der Widerstand der Feinde, die so unvermuthet sich angegriffen gesehen. Da in der Stunde der höchsten Gefahr klang es den Räubern im Rücken: „Heil'ge Dreifaltigkeit!" Die Sackträger, die Fischer, die Hasenpfuhler waren es, die gering geachteten Zünfte, aber jetzt hochwillkommene Streiter. Nicht nach den Regeln waren sie bewaffnet, aber in ihren kräftigen Fäusten ward das nächste beste zur Waffe. Ihnen Allen voran schritt der Mütter vom Mauththurm, der Vater Mechtild's; seine lange Gestalt schien im trügerischen Feuerschein noch länger, fast riesenhaft; sein langes weißes Haar wehte um das eingefallene Gesicht, ein eisern Crucifix hatte er ergriffen und damit that er den ersten Streich auf einen Ritterhelm.

„Sanct Severin!" schrieen die entsetzten Räuber, denn sie meinten nicht anders, als der Heilige, dessen beginnenden Tag sie mit ihrem Mordanschlag geschändet, käme selbst der bedrängten Stadt zu Hülfe. Wo der alte Mütter in der braunen Kutte, mit dem gespenstig wehenden greisen Haar und dem Eisenkreuze in der Hand seine lange Gestalt zeigte, da schlug Schrecken und Aberglauben die Ritter zu Boden und derbe Fäuste und zünftlerische Stoßwaffen thaten das Uebrige.

Als der Octobermorgen grau aufdämmerte über die Stadt, da fand er von dem nächtigen Kampfe nur mehr die noch glimmenden und rauchenden Brandstätten, zwischen ihnen todt oder wund dahingestreckt Freund und Feind. Die wenigen der überlebenden Ritter waren von tödtlicher Angst gehetzt in's Rechholz geflüchtet, von dort in unaufhaltsamer schimpflicher Flucht nach ihren Burgen, manch' Einer, der stolz ausgeritten, nun wie ein gemeiner Knecht zu Fuß. Hunderte von ledigen Ritterpferden fingen die Bürger, und als sie ihre Leichen zählten, da waren es der Zünftigen um die Hälfte weniger, als der Ritter, die erschlagen waren. Ueber eine Trümmerstätte hatte man einen Haufen Kleider von Erschlagenen gebreitet, darauf ruhte schwer verwundet der Held dieser Nacht, der Eytelfritz. Er fühlte, daß mit dem unaufhaltsam rinnenden Blutstrom sein Leben entströmte, aber er wußte, daß seine Aufgabe erst zur Hälfte vollendet war; ganz wollte er sie vollendet sehen, dann wollte er sich die Todesruhe gönnen; bis das aber geschehen sein würde, jetzt noch hielt sein starker, fester Wille selbst den Tod zurück „Tragt mich auf den Retscher", befahl er, „und rufet dahin alle Zunftmeister, alle Räthe: führet die

gefangenen Hausgenossen hin und entbietet Jene, die nicht Theil genommen an der verrätherischen That."

Auf den Retscher trug man den todtwunden Mann, in des Münzmeisters Sammetsessel betteten sie ihn, und vor ihn traten zähneknirschend die überwundenen Patricier. Ihm hatten sie den schmachvollen Tod am Galgen zugedacht, wenn sie triumphiren würden; was hatten sie nun von ihm sich zu gewärtigen?

Aber der Eytelfritz war ein edler Sieger und persönliche Rache kannte er nicht, am wenigsten in dieser Stunde. Ihm ging das gemeine Wohl über Alles. Nicht einen Racheact wollte er vollziehen, nicht die Geschlechter, deren Namen und Thaten ruhmvoll mit der Geschichte der Stadt verbunden waren, vernichten, in ihren Reihen fanden sich fähige, wenn auch verblendete Köpfe; sie wollte er gewinnen für die neu wiederhergestellte Ordnung der Stadt. Er hatte nicht nothwendig, den Hausgenossen das Verbrecherische ihrer That vorzuhalten, sie empfanden den Verrath schimpflich genug am Licht des Tages. Die Glocken, die zu einem Te Deum läuteten, die Rettung der Stadt aus Feindes Hand feiernd, sie gellten ihnen schwerere Anklagen in's Ohr als all' eine jener Verwünschungen, die sie von ihrem Wege vom Salzthurme bis zum Retscher von der aufgeregten Menge gehört.

Der Münzmeister hatte keinen thätigen Antheil an den letzten Verhandlungen genommen; der unerwartete Besuch der von ihm so schwer gekränkten Schwester, ihre Worte und das Schwerwiegende der beabsichtigten That hatten ihn mächtig erschüttert, der ringende Seelenkampf hatte ihn auf's Krankenlager geworfen, aber mit Willenskraft die Krankheit abschüttelnd, machte er sich bei der Wendung der Dinge auf zum Retscher. Er fühlte, daß die neue Wendung der Dinge die gerechte sei und daß er sich ihr unterwerfen müsse, einerlei, wie Uebeles sie für ihn nachziehen möge.

So trat er, ein gebrochener Mann, dem siegreichen, aber sterbenden Feinde im Retscher gegenüber; er hörte, wie der Eytelfritz zu den Patriciern sagte: „Nicht um niederzureißen, haben wir gekämpft, um aufzubauen, was lückenhaft geworden war, um die Freiheit der Stadt, der wir Alle Bürger sind. Haben ihre ältesten Söhne auch gegen die Mutter gesündigt, sie verzeiht, wenn um so williger und ernster sie ihren Gesetzen sich unterwerfen. Wer mit rechtem Willen Kaiser Heinrich's Satzung halten will, unser Kleinod von anno 1111, der recke die rechte Hand empor und rufe mit mir: „Vivat Urbs Nemetum!" — „Es lebe die Stadt der Nemeter!" klang es durch den Saal; Münzer,

Hausgenossen und Zünfte beschworen die alte Verfassung und die neue, nach welcher es fortan nur Bürger ohne Adelsunterschied geben solle. Sie beschworen die erste Zunft der Hausgenossen.

Aber auch viele Hände blieben gesenkt, viele Lippen schlossen sich zornbebend übereinander und stimmten nicht ein in den Ruf, der die neue Ordnung und die alte Stadt begrüßte; über diese sprach der neue Rath ewige Verbannung und Einziehung ihrer im Stadtbann gelegenen Güter aus, nur ihre fahrende Habe sollten sie ungekränkt mit fortnehmen dürfen. Ihrer fünfundzwanzig edlen Geschlechtes verließen auf diesen Spruch des Rathes der Sechse auf Nimmerwiedersehen mit ihren Familien die Stadt; im Getümmel der Nacht war Goltschall Schaff schon vorher entwichen.

Müde von der Anstrengung, zu Tode erschöpft vom Bluten und Brennen seiner Wunden war der Eytelfritz in den Sessel zurückgesunken; das Wohl der Allgemeinheit, das Wohl der Stadt schien gesichert, aber noch konnte die Seele nicht fliehen aus dem müden Leibe, es hielten sie noch so theure Bande zurück, noch so bittere, jammervolle Fragen, die sich nicht auf die Lippen des Sterbenden wagen durften, weil ein Schwur sie band. Und dort drüben lehnte Der, der seines Schwurs Bewahrer war, bleich und finster der Münzmeister; er ahnte den Kampf in der Seele des Sterbenden, die Qualen dieses edlen Herzens, das bald ausgerungen haben sollte, von der schweren Pein des Lebens gedrückt; sein Wort hätte den Bann lösen können, aber mitleidlos stand er dem Feinde gegenüber, vor dessen Größe er sich doch unwillkürlich beugen mußte.

Doch in dem Augenblick, als die Todesschatten schon sein Auge umfloren wollten, öffnete sich die Thür, und wie auf der Straße, so im Rathssaale wichen Adel und Rath ehrerbietig zurück vor der Martha vom Hofe zum Mandelbaum. Als wäre die Beguinenhaube ein Diadem, so stolz und königlich schritt sie darunter; ihre Linke ruhte auf der Schulter eines Jünglings, der seinen Arm um ihren Leib geschlungen hatte, und wie sie so nebeneinander herschritten, Frau und Jüngling von fast gleicher Höhe, da schien es Jedem, als sei beider schönes Antlitz aus einer Form geprägt, nur mit dem Unterschiede, der das blühende Jünglingsalter von dem Ernste der Matrone unterschied. Doch heute schien ein Strahl der Jugendlichkeit von dem Jüngling auf sie übergegangen zu sein; etwas wie eine verklärte Jugendfreude lag in den dunklen Augen der Frau, die sich mit vorgestreckter Rechte dem Sterbenden näherte, der ihr entgegenblickte mit einem Ausdruck der Verzückung, als sei eine himmlische Vision ihm erschienen. Doch plötzlich machte diese verklärte

Freude dem jammervollsten Schmerzensausdruck Raum und in Tönen, daraus alle Qual seines Herzens sprach, rief er dem Münzmeister zu: „Mannhard, Mannhard, löse mich meines Schwures, den Du mir abgerungen in einer entsetzlichen Stunde!“

Erschüttert wandte der Patricier sich zur Seite, aber noch war sein Widerstand nicht ganz gebrochen, noch wollte das Wort der Versöhnung, das in seinem Herzen aufgelebt, nicht über die Lippen treten.

Da trat die Beguine vor, immer umschlungen von dem Arme des Jünglings, immer das schöne große Auge voll Jugendgluth auf den sterbenden Mann gerichtet. „Eytelfritz!“ rief sie, „nicht in seiner Gewalt liegt die Lösung; der Schwur war ein ungerechter, Gott und der Tod sie haben ihn gelöst. Harter Bruder“, wandte sie sich zu dem Münzmeister „im Leben hast Du uns getrennt, im Tode reißest Du Richmundis Ebelin nicht von ihrem Gatten.“

„Die Martha, sein Weib?“ ging es flüsternd durch die Versammelten.

„Ja, mein Weib, mein Weib, die Geliebte meiner Jugend!“ rief der Eytelfritz mit der letzten Kraft, „Du hast Dich zu mir bekannt noch in der letzten Stunde, so ist alles Weh meines Lebens gesühnt, ich sterbe in Deinen Armen! Mannhard, tritt auf als Zeuge jenes Bundes, den zu verheimlichen ich Dir einst schwören mußte, um mein Kind zu erlangen.“

„So ist es“, sprach der Münzmeister, „ich handelte in arger Verblendung, der Herr erbarme sich meiner, und Ihr, an denen ich so schwer gesündigt, vergebt mir!“

Brechenden Blickes reichte der Eytelfritz dem versöhnten Feinde die Hand, und Richmundis, in deren Armen der wiedergefundene Gatte ruhte, sprach: „Mannhard, Du hast es übel mit uns gemacht in vermessenem Stolze, jetzt thue das Gute, daß Du an uns nimmer thun kannst, an unserm Sohne; nimm öffentlich von ihm den Makel der unehelichen Geburt und setze den Sohn in Richmundis Ebelin's Rechte ein. Ich fühl' es, daß meine Zeit bald um sei, mit meines Lebens höchstem Wunsch werd' ich auch meines Lebens Endziel finden.“

„Er sei mein Erbe!“ rief der Münzmeister erschüttert, „er pflanze den Namen der Ebelin vorm Münster fort.“

„Mit nichten, Herr Ohm!“ rief der Lutram, „meines Vaters Namen will ich tragen, den Namen Dessen, von dem eine innere Stimme mir schon seit Frühem sagte, er sei mir mehr als ein Pfleger; den Namen Dieses, vor dessen brechendem Heldenleib ich kniee und schwöre, ihm folgen zu wollen wandellos auf der Bahn, die er vor mir betreten, seiner Stadt ein rechter Bürger.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0244-9

Bei dem Klang der Stimme des geliebten Sohnes öffnete der Eytelfritz noch einmal die matten Augen und auf kurze Zeit kam ihm die entschwindende Lebenskraft zurück: „Pflanze den Namen der Ebelin fort", sprach er, „mir liegt das adelige Gelüsten fern, daß ich meinen Namen der Nachwelt erhalten wollte; sei meines Sinnes Fortpflanzer, mein Sohn. Um deswillen aber, daß ich meinen Sohn Deinem Hause überlasse, Mannhard, mußt Du es gewähren, daß er nach meinem Sinne sein Weib wähle. Der verachtete Mütter hat heut' Nacht gekämpft als der besten Einer. Tritt vor, Mechtildis, lege Deine Hand in die Hand Deines Geliebten, das Zöllnerkind dem Sohne der Patricierin!"

Und bebenden Schrittes aus dem Dunkel, darein sie sich bescheiden gezogen, kam die schöne Mechtild, flammenden Blickes erwartete sie der treue Geliebte, die erkaltende Hand des Eytelfritz fügte die ihren ineinander: „Fortan nur Bürger und Bürger!" flüsterte er, „Dein Ritt hat Deiner Stadt Freiheit erworben und Dir Dein Glück, mein Sohn!"

„In Leben und Tod in Liebe vereint!" sprach Richmundis, indem sie sich über den Sterbenden beugte, der seinen letzten Athemzug an ihrer Brust verhauchte.

* * *

Die Macht des Adels war erfolgreich gebrochen und nie mehr erhob sie sich in der alten Stadt. Lutram, der seines Ohms stolzen Geschlechternamen trug, ging seines Vaters Wege. Jahrhunderte lang noch feierte ein jährlich Hochamt im Dome am St. Severinstage diesen Ritt um die Freiheit. Herrn Gottschalk Schaff zu der Ecke aber erging es, wie einst der Eytelfritz an der Domschüssel ihm verkündete. Als der Tag kam, da er über seine Verbrechen Rechenschaft ablegen sollte, fand sich kein Asyl diese zu bergen; als ein gemeiner Dieb hätte er den Strang verdient, aber als ein adeliger Dieb ward ihm auf dem Markte zu Speyer der Kopf vor die Füße gelegt. Seine Burgen Neuhofen und Affalterloch, die Raubnester im Rechwald, wurden zerstört und geschleift. Zum Andenken an ihren Führer aber erbauten die Städter an der Stelle, wo er zum Tode verwundet worden war, einen festen Thurm, den Eytelfritzen-Thurm, den erst Melac's Mordbrennerschaaren in Brand und Trümmer legten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0245-5

Die Walfingen.

Mit Illustration von Baur.

I.

Ein Reiter kam den Feldweg hergeritten, da, wo der alte Röhrbrunnen steht; an der Hainbuchenhecke bog er in die Landstraße ein. Es war ein feiner Herr, schlank und gut gewachsen, von untadeliger Haltung. Der spitz gedrehte blonde Schnurrbart gab ihm einen etwas militärischen Zuschnitt, die bequeme Eleganz seiner Kleidung ließ den Cavalier erkennen. Das Pferd ging im Schritt, es schien etwas ermüdet zu sein, vielleicht von einem scharfen Ritt; oder, und das war das Wahrscheinlichere, die Ermüdung rührte von länger her, von alten Strapazen; denn das Roß war keines von den jüngsten, wenn auch sonst noch ein braves Thier.

Der Reiter schien eben auch keine Eile zu haben; er hieb mit der Reitgerte nach den wildwachsenden Schößlingen der Gartenhecke, welche, wie es schien, seit langem die Scheere des Gärtners nicht mehr empfunden hatte, und lustig nach allen Seiten hin ihrem Trieb genügte. Dazu summte er halb zwischen den Zähnen den Marsch einer französischen Oper. Man hätte denken sollen, es sei dem Herrn äußerst behaglich zu Muthe, so durch die Maienwelt zu reiten, welche rings um ihn blühte und duftete, im Rücken eine in blendendem Purpur und Orange funkelnde Abendsonne, vor sich reiche Matten und Felder, einen sanften Höhenzug mit sprossendem Laubholz, alles angeglänzt von rosigem Schimmer, und dazu der Ruf des Kukuks und der Wachtel. Man hätte es wirklich gedacht, wenn nicht der Herr mit einer ärgerlichen Bewegung einem besonders hochstrebenden Schosse einen so nachdrücklichen Hieb versetzt hätte, daß die zarten grünen Blättchen weithin flogen, und der Reiter, den Marsch unterbrechend, vor sich gemurmelt hätte: „Ein verdammt langweilig Leben! Der Kukuk soll's holen!“

Da rief es vom Walde her „Kukuk“, fast wie verbindlich für das so eben gemachte Geschenk. Der Reiter lachte, es klang ihm gar komisch. „Ja, ruf' Du nur, Du hast jetzt ein lustig Leben, Kamerad! 's wird Dir auch noch anders kommen!“ rief er. Da flog mit schnarrendem Ton ein Vogel aus dem niedrigen Gebüsch zu seiner Rechten schnurstracks, wie ein von der Sehne geschnellter Bolz, dem Reiter dicht am Gesichte vorbei. „Gemach! gemach!“ rief er und setzte wie unmuthig hinzu: „Das Gezeug hat's gut!“

So bog er um die Ecke am Brunnen. War's auf dem Feldwege an der Hainbuchenhecke hin so still und ruhig gewesen, so war es auf der Straße um so lebendiger.

Kaum hundert Schritte vor dem Nahenden hielt ein mit vier schweren Gäulen bespannter Güterwagen. Er war mit allerlei Hausrath und Kisten bepackt gewesen, von welchen eine bunte Menge theils auf der Straße stand und lag, theils im Schuppen schon untergebracht war, welcher innerhalb der Hainbuchenhecke seine schmucklose, weißgetünchte Mauer hinzog. Einige stämmige Männer waren mit Abladen und Unterbringen der mannichfachen Stücke emsig beschäftigt.

Der Reiter hielt. „Sind die Leute schon angekommen?“ fragte er einen der Männer, welcher grüßend vor ihm die Mütze lüftete. — Der Mann verneinte. „Wir erwarten sie erst morgen früh“, sagte er.

Der Reiter betrachtete die umhergestellten, sorgsam eingehüllten Möbel; er schien es wirklich nicht sehr eilig zu haben. Der Mann, welchen er angeredet hatte, mochte das ebenfalls denken, und mochte dieses Zaudern für eine Aufforderung zur Conversation halten. Deshalb lehnte er sich auch ganz behaglich über den in Packtuch eingebundenen Stuhl, welchen er eben vom Wagen genommen hatte, und sagte, mit dem Daumen rücklings in die offene Gartenthür deutend: „Das war ein vernünftiger Gedanke, Herr Baron, das alte Ding da zu verpachten. Es war Ihnen doch zu nichts nütze, und so ein unbewohntes Haus ist wie ein umgehauener Baum, es verfault. Der Miethzins ist Ihnen wie gefunden.“

Dem Baron schoß das Blut dunkelroth zu Gesicht. „Ich habe Sie nicht nach Ihrer Meinung gefragt“, sprach er barsch und riß das Pferd herum, daß die vier Wagengäule, welche mit gesenkten Köpfen in tiefen Betrachtungen verloren dagestanden hatten, erschreckt auffuhren, so daß die schellenbesetzten Kummete rasselten und klirrten und der Mann auf dem Wagen von dem raschen, stoßweißen Anziehen aus dem Gleichgewicht gekommen wäre, wenn er

sich nicht rechtzeitig an einem Pfeilerschränkchen von Mahagony gehalten hätte, welches noch als letztes Stück auf dem Wagen stand. „Gemach, gemach!“ rief er, wie vorhin der Reiter, als ihm der Vogel die Wange streifte. Da standen auch die Gäule wieder still mit gesenkten Köpfen, welche sie nur dann unter der musikalischen Mitwirkung ihrer schellenrasselnden Kummete bewegten, wenn die Mücken gar zu unverschämt wurden.

Dem Pferde des Barons wurde es länge nicht so gut. Dieser stieß ihm die Sporen in die Weichen, daß das gepeinigte Thier im schnellsten Galopp die Straße hinjagte und wirbelnde Staubwolken hinter ihm aufflogen. „Freches Gesindel!“ zischte der Reiter; die arglosen Bemerkungen des Mannes, welcher noch etwas recht Verbindliches und Höfliches gesagt zu haben meinte, waren ihm zu Kopfe gestiegen.

Die zwei, der Mann am Stuhl und der auf dem Wagen sahen dem Fortsprengenden nach. „Was will denn der Narr?“ sagte der erste, nachdem er seines sprachlosen Erstaunens Herr geworden, „der wird auch noch einmal lernen, ehrlichen Leuten eine honette Antwort zu geben, und wird's noch einmal probiren müssen, ob er nicht auch auf zwei Beinen fort kann, statt mit sechsen.“

Der Mann auf dem Wagen fragte? „Hast Du ihm denn einen Affront angethan, Andres, weil er so auffuhr?“ — „Ich?“ sagte der Andres. „Ei, ich hab' ihm ja ein Compliment darüber gemacht, daß er das alte Haus da hinten vermiethet hat. Der kann aber, scheint's, nichts Gescheidtes ertragen.“

„Ist's denn ein rechter Baron?“ fragte der andere. — „Ha, freilich ist's einer, aber bald ein Baron von Habenichts!“ rief Andres, welcher sich jetzt in Aufregung und Zorn hineinredete. „Da ist mir so ein Mann wie der Herr Kraft zehnmal lieber; das ist einer von der rechten Art, der wird schon Leben in die Fabrik bringen, Du wirst's sehen.“

„Wenn er nur brav Geld hineinbringt!“ sprach der andere, indem er vom Wagen sprang und das Schränkchen herabhob, welches ihm kurz vorher einen so guten Dienst geleistet hatte. Sein Gefährte zuckte die Achseln. „Gut wär's freilich“, sprach er, „aber ich habe gehört, der Herr Kraft habe schwere Verluste gehabt; nun, wir wollen sehen, wie es kommt.“

„'S ist curios“, hob nach einer Weile der andere wieder an, „was hierum wenig Geld steckt. Das muß früher doch ganz anders gewesen sein, wenn man all' die Herrenhäuser und Schlösser ansieht.“

„Du Narr!“ rief der Andere, „es ist noch Geld genug im Lande, wenn auch Du und ich wenig im Sack haben. — Was meinst, was das für einen Haufen

gäb', wenn man der Bauern ihre schimmeligen Kronenthaler all' zusammenlegen könnte? Es ist eben nun nicht mehr in Einer Hand wie früher. Mein Vater seliger hat oft erzählt, wie sich die Gemeinden aufgebessert haben, seit die Frohn aufgehoben ist und so manche Abgabe abgelöst. Freilich, dem Baron, der da hingeritten ist, und noch manch Anderem hat's weh gethan, aber uns dafür um so besser."

Während dieses Gesprächs waren allmälig die noch übrigen Kisten und Geräthschaften in den Schuppen gebracht worden. — Der Mann, welcher von dem andern Andres genannt wurde und eine Art von Aufseheramt zu bekleiden schien, drehte die Schlüssel zu Schuppen und Gartenthür mit großer Sorgfalt um, rüttelte an den Thüren, um sich von ihrem festen Verschluß zu überzeugen, und steckte dann die Schlüssel in die Tasche seiner breitstreifigen Weste, über welcher er, trotz des schwülen Abends, der Vorsicht halber, daß die Schlüssel nicht verloren gingen, das Kamisol fest zuknöpfte.

„So", sagte er, nachdem er nochmals über die Hecke geblickt hatte, ob nichts außen stehen geblieben. „So, jetzt will ich hoffen, daß nichts passirt, bis ich die Schlüssel richtig abgeliefert habe. Ich denk', morgen früh soll der Herr Director einziehen."

„Du, ich möcht' für viel Geld nicht in dem Haus wohnen", sagte der Arbeiter, welcher auf dem Wagen gestanden hatte, indem er seinen blauen Kittel überwarf. — „Warum? es ist doch ein nettes Haus", fragte der Fuhrmann von seinen Gäulen her. — „Warum? es gehen Gespenster darin", war die Antwort. Der Fuhrmann blickte scheu rückwärts, ob nicht allenfalls ein verfrühtes Gespenst über den Gartenhag luge.

„Schwatz kein dummes Zeug, das Du selbst nicht glaubst!" rief der Andres. — „Weiß Gott!" erwiederte der Andere, es haben's schon reputirliche Leute gesehen, an denen nicht zu zweifeln ist, so der Bürgermeister von Walfingen, als er voriges Jahr vom Maimarkt in M. zurückkam." — „Er wird den Neuen gespürt haben", spottete der Andres.

Aber sein Gefährte ließ sich nicht irre machen. „Der Bürgermeister will's mit einem Eid erhärten, daß er eine weiße Gestalt am Gartenzaun gesehen habe; die habe sich vor- und zurückgebogen und ihr Lailach sei über den Hag gewallt wie ein Schleier. Dazu schien es ihm, als ob sie ihm winke mit der dürren Hand, aus welcher lange Perlenschnüre und funkelnde Brillantenketten herausquollen."

„Geh!" rief der unerschütterliche Andres. „Es wird Wäsche aufgehängt

gewesen sein zwischen den Bäumen, und irgend ein armselig Johanniswürmchen hat der Bürgermeister in seinem Taumel für eine Brillantenkette gehalten."

Das machte den Fuhrmann aufmerksam. „Ei, liegt ein Schatz da vergraben?" fragte er. — „Ach was!" rief der Andres ärgerlich. „Da drinne hat einmal eine alte Dame gelebt, die soll unmenschlich viel Schmuck besessen haben, Perlen und Demantschnüre, Ringe und Armbänder. Nachts sei sie gewöhnlich aufgestanden und habe sich mit dem Schmucke behängt und sei so, die funkelnden Ketten um den faltigen braunen Hals und die dürren Arme gehängt, von einem Spiegel zum andern gegangen. Das soll so grausig gewesen sein, daß keine Kammerjungfer bei ihr bleiben wollte. Wie sie nun starb, und die Erben nach dem Schmucke suchten, da fand sich nichts, und nun meinen die Leute, die alte Person habe ihren Schmuck vergraben und steige allnächtlich aus ihrem Grabe, um sich wie zu Lebzeiten zu putzen und zu behängen. Es ist Leutegeschwätz! Mich dauert das alte Fräulein noch im Grabe; sie hat bei ihren Lebzeiten Manchem Gutes gethan, der sich jetzt vor ihrem Geiste segnet."

Der Fuhrmann schüttelte den Kopf. „Es giebt curiose Sachen in der Welt", sprach er. „Ich meines Theils bin froh, daß ich kein Gelehrter bin und hab's zu untersuchen. — Hat's nicht gedonnert alleweil? oder was war's? — „Wir wollen machen, daß wir in's Trockene kommen", sprach der Andres, sich umwendend. „Es giebt ein schweres Wetter."

Die Männer setzten sich auf den leeren Wagen, der Fuhrmann hob knallend die Peitsche, die Pferde zogen an, hell rasselten und klirrten Schellen und Bleche an den Kummeten, polternd flog der schwere Wagen über die Straße, und ringsum ward's still und leer.

Aber am Himmel wurde es jetzt lebendig; grelle Blitze schossen durch die mächtigen, dunklen, übereinandergehäuften Wolkenmassen, dröhnend warf der Widerhall der Berge die brüllende Stimme des Donners zurück. Durch die Wipfel der Bäume fuhr sausend der Sturm und rauschte klatschend der Regen. Mit einem Mal war die stille, schimmernde Maienwelt in Dunkel und Graus gehüllt. Das Becken des Brunnens floß über, an der Hainbuchenhecke hin strömten Bäche lehmgefärbten Wassers, die Bäume wanden sich stöhnend im Sturme und unter der Last des auf sie herabstürzenden Wassers. Tiefe Dunkelheit herrschte ringsum und nur der Blitz erhellte secundenlang den weißgetünchten Schuppen und den verschnörkelten Giebel des kleinen Hauses zwischen den beiden hohen, vom Sturm gepeitschten Pappeln. — So senkte sich die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0250-2

Nacht und der stürzende Regen herab auf das Schieferdach des alten, einsamen Hauses, auf seine guten und bösen Geister.

II.

Der Gewitternacht folgte ein regnerischer, grauer Tag, Nebelwolken hingen an den Bergen und zahllose Bächlein strömten aus den Felsrinnen und zwischen den Weinbergen herab. Die Landstraße war kothig und schlüpfrig und nur müh- und langsam kam die altmodische Kutsche den ansteigenden Weg herauf gekrochen. Andres hatte sich vor die Gartenthür postirt; er war im besten Sonntagsstaate, die Schlüssel hielt er in der Hand, es war ihm wohl, daß mit ihnen er auch seiner Verantwortlichkeit enthoben würde, und er sehnte sich darnach, sie in die rechten Hände abliefern zu können.

Der Regen hatte nachgelassen, aber der bleierne Himmel gab noch immer keine Hoffnung, daß er mit einem Sonnenstrahle die Ankommenden in der neuen Heimat begrüßen wollte. Jetzt kam die Kutsche heran, sie hielt, Andres öffnete dienstbeflissen den Schlag.

„Alles in Ordnung?" fragte eine wohlklingende Männerstimme. — „Ja wohl, Alles, Herr Director;" antwortete Andres. — „Nun denn in Gottes Namen!" rief der Director Angeredete und bot selbst aus dem Wagen steigend einer Frau die Hand zum Aussteigen.

„So, Andres, da wären wir!" sprach er und nahm die Schlüssel aus der Hand seines Untergebenen. „Dem Andres muß ich noch meinen besondern Dank sagen für seine Aufsicht und Hut", sprach die junge Dame, indem sie sich lächelnd zu dem Manne wandte. — „Ist gern geschehen, Frau Kraft", antwortete der Andres und half nun seinerseits dem Kutscher den Wagen seines sonstigen Inhalts von Schachteln und Reisesäcken entleeren. Der treubewahrte Schlüssel knarrte in der Gartenthür, und Gotthard Kraft, seine Frau am Arme führend, trat ein.

„Dies soll nun unsere Heimat sein, Helene", sprach er ernst. „Gebe Gott, daß es eine ruhigere und sicherere sei, als die war, in welche ich Dich zuerst geführt!"

„Gott geb' es!" seufzte die junge Frau und ließ ihre Blicke über den Raum schweifen, welcher zwischen ihr und dem Hause lag.

Es war kein besonders heiterer Anblick, welcher dem jungen Weibe ward, und wohl geeignet, das Gemüth Derjenigen herabzustimmen, welche zum ersten-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0251-8

mal den Ort betraten, mit der Gewißheit, hier wohl lange Jahre ein abgeschlossenes Leben zu führen.

Vor ihnen in einer Entfernung von etwas über hundert Schritten lag das Haus. Es bestand nur aus einem Geschoß, auf welches ein hohes holländisches Mansardendach aufgesetzt war. Der Giebel, welcher auf der Breitseite das Dach unterbrach, war ein verschnörkeltes, plumpes Stück Arbeit aus der Zeit des Puders und der Perrücken, ein echtes Zopfproduct. Fratzenhafte Figuren grinsten von den Fenstergewänden im Giebel herab, untermischt mit allerhand fabelhaftem Blumen- und Muschelwerk, ein phantastisch wirrer Knäuel. Da und dort waren diese Zierrathen losgebrochen und nicht mehr ersetzt worden; einige Schwalbennester hatten die Stelle des Losgebröckelten ersetzt und bildeten mit dem feinen Moose, welches wie ein grünlicher Schimmer über dem ganzen Hause lag, den organischen Schmuck des sonst schmucklosen Hauses. Die Freitreppe war dicht mit Moos überzogen und ihr schweres, elegant gearbeitetes Eisengeländer mit Rost. Alle Läden waren fest geschlossen, nur der eine im Giebel hing gefährlich herab. Sturm oder Hagel hatte die Fensterscheiben zertrümmert und der Besitzer hatte es in statu quo gelassen und damit der Luft den Freipaß gegeben in dem sonst fest verschlossenen Hause.

Trug nun das Haus schon die Spuren der Vernachlässigung, so noch mehr der Garten. Wohl standen mehrere mächtige Obstbäume in voller Blüthe umher, aber auch sie bedurften gar sehr der nachhelfenden Hand. Ein Nebengang neigte sich, arg mitgenommen, zur Erde, wie gerade der Wind von Ost oder West ihm die Lasten gebogen hatte. Von Blumenflor war gar wenig zu sehen; außer ein paar verwilderten Rosenstöcken und einem mächtigen, prachtvollen Busche Syringen bestand die ganze Flora in den wenigen perennirenden Pflanzen, welche in unverkümmerter Fülle und Schönheit die allgemeine Verwilderung überdauert hatten, in ein paar Narcissen und dunkelrothen Päonien. Zu beiden Seiten der Freitreppe standen in geborstenen, moosbedeckten Kübeln ein paar Orangebäumchen. Mancher rauhe Winter war über diese zarten Kinder des Südens hingezogen, hatte sie erstarrt bis in's Mark, und so streckten sie nur noch die dürren, abgestorbenen Zweige in die graue feuchte Luft.

Zwischen den armen todten Bäumchen, gerade vor der Treppe, befand sich das Bassin eines ehemaligen Springbrunnens. Ein unglücklicher Triton, dessen verstümmeltes Antlitz kaum die menschliche Form mehr erkennen ließ, hielt noch immer die hornförmige Muschel vor dem Munde, welcher schon so lange kein Wasserstrahl mehr entquoll. Dafür hatten die beiden Pappeln,

welche gleich zwei Thürmen neben dem Hause empor stiegen, das Bassin mit den welken Blättern geschiedener Herbste gefüllt. Und über dem Allem hing der graue, trübe Himmel, tiefe Lachen Regenwassers füllten die ausgetretenen, verwaschenen Wege. Es war ein trostloses Bild der Verkommenheit.

Der Mann bemerkte den trüben Eindruck, den dieser Anblick auf die junge Frau hervorbrachte; er sah ihre festgeschlossenen, bebenden Lippen, den feuchten Schimmer in ihrem Auge.

„Du weißt, Liebe", begann er, indem er sie gegen die Treppe führte, „Du weißt, wie sehr ich Dich warnte, sogleich mit mir hierher zu kommen, ehe ich das Ganze ein wenig herrichten lassen; Du bestandest darauf, die Einrichtungen selbst treffen zu wollen. Ich gab Dir nach, aber nicht ohne Besorgniß, daß der erste Eindruck Dir ein übler sein würde. Uebrigens sieht sich das Ganze beim Sonnenlichte weit besser an."

Die junge Frau holte tief Athem. „Es hat mich allerdings überrascht", sprach sie, „aber der erste Eindruck ist nun überwunden, und ich will jetzt sorgen und schaffen, daß dieses verlassene Wesen uns bald eine liebe Heimstätte sein soll. Hätte uns freilich ein Sonnengruß in der neuen Heimat empfangen, es wäre mir lieber gewesen. Ich habe aber in der schweren Zeit gelernt, was von Vorbedeutungen, gut oder böse, zu halten sei. Wir wollen unsern Sonnenschein selbst in's Haus tragen."

Gotthard ergriff die Hand seiner Gattin; schweigend schritten sie die feuchte, moosige Treppe hinan, Spuren ihres Trittes in dem niedergetretenen Sammet des Mooses zurücklassend. Sie standen vor der verschlossenen Thür. Leidenschaftlich umschlang der Mann seine Frau. „Gott mit uns! Gott mit uns!" rief er. „Du hast schon Schweres mit mir getragen, theures Weib, aber die Sonne wird wieder scheinen. Segen mit Dir, wenn Du über diese Schwelle trittst! Segen mit Dir und mir!"

Die Frau sah ihn an mit liebevollem, innigem Blick. „Amen!" sprach sie. Die Thür knarrte in ihren Angeln, Gotthard und Helene traten in die Flur des Hauses.

Es war ein schönes Paar, er in der vollen blühenden Manneskraft, breit von Brust und Stirn, eine stämmige, markige Gestalt. Offenheit und Geist blickten aus den hellen Augen, und von Entschlossenheit und Kraft, von Ausdauer und selbstständigem Wesen sprach der feingeschnittene Mund und das kräftige Kinn. Und neben ihm stand seine Gefährtin, hoch von Wuchs und weich in den Formen, ein Weib, schön wie der Tag und hell wie ein Tropfen Thau.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0253-9

Und doch hatten diese Beiden schon schwere Tage mit einander durchgekämpft, Nächte voll Angst und ringender Sorge mit einander durchwacht; manchen Schweißtropfen hatte der Mann mit bebender Hand von der Stirn gewischt, manche heißblutende Wunde hatte die Frau verhehlt und eine heitere Stirn, ein sorgloses Lächeln der Welt gezeigt. Aber der Kampf des Lebens stählt die Kraft in jungen Jahren und der elastische Jugendmuth läßt das Ringen um die Existenz mit verdoppelter Kraft wieder aufnehmen, wo das höhere Alter ermattet zusammen sinkt.

Gotthard Kraft war der Sohn eines vermögenden Mannes. Die freie Bildung seines Hauses gestattete ihm, nach Neigung seinen Beruf zu wählen, obschon des Vaters Wunsch den Kaufmannsstand befürwortete. So kam es, daß neben dem erwählten Hüttenfach Gotthards kaufmännische Bildung ihn befähigte, jeder Unternehmung ein fähiger Vorstand zu sein. So gründete er, getragen von stolzen Hoffnungen, ein eigenes Geschäft, welches günstigen Fortgang zu versprechen schien, und führte an den neugebauten Herd aus dem stattlichen Bürgerhause seine junge Erwählte.

Aber nur kurze Zeit beschienen die Flammen des häuslichen Herdes das ungetrübte Glück des jungen Paares. Bald kamen trübe Tage. Das Sinken der Zölle, eine gefährliche Handelskrisis, welche zahllose Fallimente mit sich führte, hatten auf den Fortgang von Gotthards Geschäft den nachtheiligsten Einfluß. Immer schwerer ward es, durch dieses Chaos von sich drängenden Hemmnissen das wankende Schiff hindurch zu laviren. Bald war es nicht mehr möglich und Gotthard ergriff die sich ihm bietende Gelegenheit, durch einen Verkauf, wenn auch nicht sein eigenes geopfertes Vermögen, so doch die Ansprüche seiner Geschäftsfreunde zu retten.

Freilich hatte Helene in dieser Zeit des Kampfes und der mühevollen Anstrengung um die Erhaltung des Geschäftes mancher gewohnten Bequemlichkeit entbehren, Manches, was ihr von früher Jugend an als Nothwendigkeit erschienen war, nun als Luxus verbannen müssen. Aber mit frischer Kraft, mit wunderbarer Geschmeidigkeit hatte sie sich den engen Verhältnissen gefügt und anbequemt.

Freudig begrüßten daher Beide die Aussicht, welche sich Gotthard in der selbstständigen Leitung einer Fabrikanlage bot, die seinen Kenntnissen und Fähigkeiten in jeder Art entsprach. Kaum einen Büchsenschuß von dem Hause entfernt, in welches Gotthard und Helene soeben eingetreten waren, lag die Fabrik. Eine schlechte Verwaltung hatte das Geschäft ziemlich herunter ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0254-5

tracht, und die staatliche Obervormundschaft hatte nun beschlossen, einem tüchtigen, erfahrenen Manne die Leitung selbstständig anzuvertrauen, und so die Fabrik als Pupillengut für Rechnung des Minderjährigen weiter führen zu lassen. Zu diesem Posten nun war Gotthard berufen.

Die Fabrik war zwar weitläufig genug angelegt, es fehlte aber völlig an einer nur einigermaßen zweckdienlichen Wohnung. Was sich von Wohngebäuden vorfand, waren nur die ziemlich dürftigen Wohnstätten der Arbeiter und Meister, und das einzige sonst noch vorhandene Wohnhaus war man genöthigt gewesen als Magazin für die Menge des vorräthigen Drahtes zu benützen, für den einen neuen Absatzweg zu finden eine der Hauptaufgaben Gotthard's war. So war das verlassene Gartenhaus eine willkommene Aushülfe in dieser Wohnungscalamität geworden, denn das weiterhin gelegene Dorf bot eben so wenig Wahl.

„Guten Muth, liebes Weib!" sprach Gotthard, indem Beide von der kurzen Wanderung durch die mit Stuccatur verzierten Zimmer, in welchen eine dumpfige, lange eingeschlossene Luft brütete, wieder auf die Treppe zurückgekehrt waren. „Guten Muth, Weib! Wir werden Arbeit genug finden, Du und ich, aber Kraft und Licht sollen das Ihre thun. Auf dem Drahtzuge ist ein wahrer Augiasstall auszuräumen; es ist da eine Verwilderung und Unordnung eingerissen, welche nur durch den häufigen Wechsel der leitenden Kräfte zu erklären ist. Seit Jahren hat jedes einheitliche Handeln aufgehört; was der Vorgänger mühsam gebaut, riß der Nachfolger leichtsinnig wieder ein. So entstand unter den Arbeitern ein eigenmächtiges, rechthaberisches Gebahren, verbunden mit einem System der Wohldienerei, die dem Neuankommenden auf Unkosten des Geschiedenen zu schmeicheln sucht, was mir noch Mühe genug verursachen wird."

Die Frau lehnte sich an das Eisengeländer, sie blickte hinab in das mit feuchten Blättern gefüllte, zerstörte Bassin. Das peinliche Gefühl des ersten Eindrucks lastete noch beklemmend auf ihr — „Wir wollen hoffen, daß es gelingt", sprach sie gedrückt — „Wir wollen — wollen!" entgegnete ihr Gatte mit Nachdruck und bot ihr die Hand. „Helene", fuhr er fort, „sei mein starkes Weib, das Weib, das Du gewesen bist diese drei dornenvollen Jahre her. Wir beginnen auf's Neue unsere Laufbahn. So laß denn Deinen Muth nicht sinken, laß Dich von solchen Aeußerlichkeiten nicht mehr berühren, als eben nöthig ist." — „Du hast recht", erwiederte die Frau, sich aus ihrer gebeugten Stellung aufrichtend, „Du hast Recht, der gute Wille vermag viel."

Und als ob der Himmel selbst sie kräftigen wollte in ihrem Entschlusse, als

ob er eine verbürgende Botschaft kommenden Glücks senden wollte, so zerriß plötzlich ein heller Sonnenstrahl das graue Gewölk. Um die Häupter des Ehepaars schwamm der helle Glanz; er fiel auf ihre verbundenen Hände, und licht schimmerte der Trauring an der Hand der Frau. „Gott mit uns!“ rief sie fast jubelnd. Ein kräftiger Händedruck, ein Kuß des Mannes dankte ihr den neu auflebenden Muth. „Ich will Dir den Andres senden“, sprach er, „er ist ein zuverlässiger Mann und Du kannst über ihn verfügen, so lange Du seiner bedarfst.“

Mit diesen Worten stieg Gotthard die Stufen der Treppe hinab und schritt durch den Garten. Helene blickte ihm nach. Sie stand oben an der Treppe, mit der Linken stützte sie sich auf das Geländer und die Rechte hielt sie schirmend vor die Augen, denn der trübe graue Garten hatte wie mit einem Zauberschlage sich verwandelt. Breiter und breiter war der Spalt des Gewölkes geworden, aus welchem die glänzende Lichtfluth herab sank auf die Millionen Tropfen, welche an Halm und Strauch, an Blüthen und Blättern hingen. Der verstümmelte Triton schien auf einem Lager von funkelnden Silberplättchen zu liegen, statt auf braunem, verschrumpftem Laube, so glänzten all' die regenfeuchten, der Sonne zugewendeten Seiten der Blätter. Selbst das feuchte Moos, welches Ornamentstücke und Treppe umwoben, trug bei zum Schmucke der Scene. Das Alles that ein einziger Sonnenblick.

III.

Die Ordnung kehrte allmälig wieder ein, auf der Fabrik zwar nicht so schnell als in dem Giebelhause an der Landstraße. Helene hatte ihren kleinen Knaben mit seiner Wärterin von der nächsten Poststation abgeholt. Sie hatte das Kind über die Zeit ihres Umzugs bei ihren Eltern wohlgeborgen gewußt und das mühsame Ordnen und Schaffen im vernachlässigten Hause ließ in ihr das Heimweh kaum aufkommen. Aber jetzt, nachdem sie das wochenlang entbehrte Kind wieder in den Armen hielt. als der Knabe von ihrem Schooße hinzappelte nach den phantastischen Gypszierrathen der Wände und Decke, an welchen der helle Sonnenschein gaukelnd vorüber glitt, jetzt kam ein gewisses Gefühl des Behaglichen und Heimischen über sie. Gotthard hatte ihr schon in den ersten Tagen den Besuch ihres Vermiethers, des Freiherrn von Walfingen angekündigt, Helene sich jedoch denselben bis auf gelegenere Zeit verbeten. Heute nun hatte der Baron Gotthard wieder gebeten, sich seiner Frau

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0256-6

vorstellen zu dürfen. So saß denn die Frau, die Herren erwartend, am offenen Fenster und blickte mit innigem Behagen nach dem Kinde, welches, in einem kleinen Korbwagen ruhend, seine weichen, runden Glieder in der milden Junisonne dehnte, welche durch das Gezweig des wieder aufgerichteten Rebenganges herabfloß.

Da kam ihr Mann und mit ihm der Baron. Helene hatte ihn schon früher aus der Ferne gesehen und damals ihrem Manne bemerkt, der Baron würde eine bessere Staffage für die Promenade einer Residenz bilden, als hier in dem von Eisenbahnen und großen Verkehrsstraßen abgelegenen Erdwinkel. Sie stand auf, um die Männer, welche die Treppe herauf kamen, bei ihrem Eintritt zu begrüßen. Die gesellschaftlichen Formen waren ihr nicht fremd geworden in den Jahren des Kampfes und der Zurückgezogenheit; denn sie besaß jene unnachahmliche Frauengabe, sich rasch und sicher in die Stimmung und den Ton ihrer jeweiligen Umgebung zu finden, welche durch keine Kunst oder Uebung so anziehend wird als durch ihre eigenste Ursprünglichkeit.

Mit einer Verbeugung trat der Baron über die Schwelle des Zimmers; ein rascher Blick seiner lebhaften Augen flog über die schöne Frau und ihre Umgebung. „In der That, Madame", sprach er mit einer nochmaligen Verbeugung, „ich komme wie ein fahrender Ritter, der Zauberin zu huldigen, welche diese Wunder und Wandlungen hervorgebracht."

„Und sich dazu des plebejischen Besens und Federwisches, statt des goldenen Zauberstabes bedient hat", entgegnete Helene heiter.

„Wirklich, ich erwartete es verändert zu finden," rief der Baron, indem sein prüfender Blick nochmals flüchtig über die geschmackvolle einfache Möblirung des Zimmers glitt. „Ich war darauf vorbereitet, es verändert zu finden, doch nicht so. Wie gesagt, Sie haben Wunder gewirkt. Ich gestehe, daß ich es für ein äußerst gewagtes Unternehmen Ihres Herrn Gemahls hielt, eine Dame, eine Großstädterin, in dieses verwitterte, zerbröckelnde Haus zu führen."

„Sie sprechen von Ihrem Besitze mit anerkennenswerther, aber übertriebener Offenheit, Herr Baron: es ist nicht so schlimm."

„Es mag sein", erwiederte er. „Aber ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß, wenn Sie hier ein Jahr, sei es auch in einem Marmorpalast, gelebt hätten, Sie sich nach einer Miethwohnung vier Treppen hoch in Ihrer Stadt ebenso sehnen werden wie ich. Es ist hier ein Leben zum Verzweifeln, nicht um wahnsinnig, nein, um blödsinnig, um lahm an Geist und Körper zu werden. Das Volk ist roh und stupid, die paar Honoratioren, welche auf einem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0257-2

Umkreis von fünf Stunden dünn genug gesäet sind, sind in einem Grade lächerlich, daß Kotzebue's Kleinstädter nur eine schwache, matte Nachahmung davon sind. Es ist ganz entsetzlich."

Helene lächelte innerlich über den aufgeregten Mann. „Ich bin genügsam", antwortete sie. „Und dann fand ich noch immer, daß der Gebende nur selten auch nicht ein Empfangender sein wird. Natürlich kostet es Mühe, aber jeder Mensch, jeder Kreis, scheine er auch noch so verknöchert und versteinert, bietet dem ernsthaft Suchenden immer die Stelle, wo sich eine lebendige Ader öffnet."

„Dann gratulire ich Ihnen, Madame, wenn Sie auch den Mosesstab führen, welcher dem tauben Gestein einen frischen Springquell entlockt", erwiederte der Baron mit leisem Spott.

„Mein Gemüth", sprach Helene ernst, „begnügt sich auf dem dürren Wege auch mit ein paar Tropfen und verschmäht sie nicht, weil nicht der volle Strom dem Dürstenden entgegenrauscht; es labt in der Dürre, es sind doch Tropfen des Stroms."

Der Baron hatte, während sie sprach, die Wirkung des Sonnenlichtes auf seinen Lackstiefeln zum Gegenstande seiner Beobachtung gemacht. Jetzt blickte er auf, er sah in das schöne, ernste Angesicht der Frau, über welches das zitternde Licht hinlief und ihre lichtbraunen Haare, ihre helle Stirn wie mit einer goldenen Glorie umwob. Er antwortete nicht, sein Auge blieb wie trunken an ihren Zügen hängen. „Das Weib ist reizend schön!" dachte er. Helene empfand unwillkürlich und peinlich diesen Blick, der an ihrer Gestalt hing, das Blut schoß ihr zu Gesicht und ein unbehagliches Gefühl überschlich sie.

„Sie denken schön, gnädige Frau, aber ausführbar?" unterbrach der Baron die Pause des Gespräches. — Da trat Gotthard wieder ein; er hatte sich, nachdem er den Baron seiner Frau vorgestellt, hinwegbegeben, um nach dem Kinde zu sehen. Jetzt kam er mit dem Knaben auf dem Arme, der zappelnd nach der Mutter verlangte.

Gotthard übergab ihr das Kind. „Jetzt habe ich Ihnen meine ganze Familie vorgestellt, Baron", sprach er scherzend, indem er dem Kleinen durch die seidenen, krausen Löckchen mit liebkosendem Finger strich.

„Und eine beneidenswerthe", sagte der Baron mit einer flüchtigen Verbeugung „Wissen Sie, lieber Director, daß ich Ihre Frau Gemahlin ernstlich bedauerte, an diesen abgelegenen Ort ohne jede Geselligkeit gebannt zu sein, ja fast Sie selbst; aber jetzt streiche ich Sie wenigstens aus der Liste meines Bedauerns."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0258-7

„Um es vollkommen und ungeschmälert meiner Frau zukommen zu lassen?“ rief Gotthard gutlaunig.

„Nicht mehr als billig“, antwortete der Baron. „Ihre Thätigkeit auf der Fabrik nimmt Sie so vollkommen an- und aufregend in Anspruch, daß das stille Behagen Ihrer Häuslichkeit in seiner Ruhe und Abgeschlossenheit Ihnen genügenden Ersatz für manches — ich sage nicht alles — Vermißte bietet — Aber Ihre Frau? Immer und immer auf den engen Kreis dieses Hauses beschränkt, ohne die gewohnten Abwechslungen, welche die städtischen Vergnügungen bieten, im besten Falle auf die Kaffee- und Strickstrumpfunterhaltung von ein paar gewiß ehrenwerthen, aber immerhin beschränkten und langweiligen alten Weibern angewiesen zu sein — scheint Ihnen das nicht bedauernswerth?“

„Ich bin Ihnen zwar sehr verbunden, Herr Baron, für Ihr gütiges Bedauern“, rief Helene lebhaft, „aber ich muß es dankend ablehnen. So gut wie meinen Mann schützt mich die Arbeit vor Langeweile und Vereinsamung während seiner Abwesenheit. Und dann die Vergnügungen der Stadt sind mir nicht so sehr Bedürfniß geworden, daß eine anmuthige Umgebung, eine reiche Natur mir nicht mehr als genügenden Ersatz dafür böten.“

„Ah! das hält nicht so lange an, als man glaubt!“ sagte der Baron. „Es bleibt sich das Alles immer so gleich und man wird am Ende auch der reizvollsten Umgebung satt, wenn sie unverändert bleibt.“

„Allerdings“, sprach Gotthard mit leisem Anflug von Spott; „allerdings, wenn man die Gedanken an Versetzstücke, Coulissenverschiebungen, Versenk- und Steigapparate von der Oper mitbringt.“

Der Baron biß sich auf die Lippen, ein leises Roth flog über die Stirn des leicht und rasch erregbaren Mannes. „Ihr Spott ist gegen den Cavalier der Residenz gerichtet, aber er trifft nicht den Walfingen, dessen Haus schon seit Jahrhunderten herrschend in diesem Landestheile steht, und dessen Söhne den Werth dieses Landes wohl kennen.“

Gotthard antwortete mit einem Lächeln, das der Baron nicht bemerkte, da die Erwähnung seines „herrschenden Hauses“ ihn genöthigt hatte, den Kopf etwas mehr als gewöhnlich in den Nacken zu werfen. Der Fabrikant war im vollen Sinne Das, was man einen humanen Menschen nennt; er wußte Menschen und Menschliches zu schätzen und zu schonen. Wohl empfand er die Lächerlichkeit dieses Pochens auf eine Herrschaft, welche längst zum Schattenbilde geworden war, aber andererseits erfüllte es ihn mit Wehmuth, den Sohn eines gesunkenen Hauses zu sehen, der aus verblichenen Standarten und Tro-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0259-6

phäen sich einen prahlenden Baldachin zusammenstellte und lieber Sturm und Unwetter durch die Risse desselben auf sich herabströmen ließ, als daß er mit Aufgebung desselben den sichern Schutz eines gemeinen Daches suchte.

„Armer Bursche, sie haben Dir Dein Wappen eingeimpft, wie den Anderen die Kuhblattern", dachte Gotthard, „und das hat sich Dir im Blute zertheilt und schafft und treibt — noblesse oblige — und Dir bleibt die schwere Verpflichtung auferlegt, mit beiden Händen Dein wankendes Krönlein fest zu halten, während der Boden unter Deinen Füßen weicht."

Helene sah das vieldeutige Lächeln ihres Gatten, sie fürchtete eine unbehagliche Wendung des Gesprächs, und mit weiblichem Tacte griff sie die sich lockernden Fäden der Unterhaltung auf und leitete sie in eine Allen gleich bequeme Bahn.

„Sie werden mir erlauben, meinen Besuch zu wiederholen?" fragte der Baron verbindlich beim Abschied. — „Wir wollen gute Nachbarschaft halten", antwortete Helene freundlich.

„Wenigstens etwas", dachte der Baron auf dem Heimritt; „wenigstens doch Leute, die mich nicht gerade zwingen, zum Trappisten zu werden. Da ist doch etwas Welt, und die Frau ist merkwürdig schön, wenn gleich sie die Arbeit wie eine Verschanzung nach echt spießbürgerlicher Weise um alle Wünsche und Illusionen zieht, damit ja Keiner über das Bollwerk von Kinderwiegen, Stricknadeln und Kochlöffeln hinüberluge. Wenn aber einmal eine kleine Bresche sich bietet, dann drängt die ganze Schaar der so wohlanständig abgewehrten Wünsche hinein, und das bürgerliche Weib —"

„Zum Teufel, was ist das?" rief er, seine Meditationen unterbrechend und den Zügel des scheuenden Pferdes kürzer greifend, das mit einem jähen Satze zur Seite springend, fast seinen Reiter in den Straßengraben geworfen hätte „Was ist das? was treibt Sie hier?" fuhr er barsch die seltsame Gestalt an, welche vom Brunnen, neben welchem sie gekauert hatte, sich erhob.

Unter dem muschelförmig gestalteten Brunnenbecken, dasselbe tragend, lag ein mit allem traditionellen Graus ausgestatteter Drache, der mit aufgerissenem Rachen sich zurückbäumend nach dem über ihm sprudelnden Wasserstrahl zu schnappen schien. Auf dem zusammengerollten Schweife dieses Steinungethüms hatte das Weib gesessen, das sich jetzt erhoben und lang und dürr neben dem Edelmann stand. Es war ein faltiges, braunes Gesicht mit scharfen, fast geierartigen Zügen und unheimlich flackernden Augen, das ihm entgegenstarrte und den jungen Mann wie unter einem Bann zum Stillstehen zwang.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0260-8

Völlig ergrautes Haar, dessen struppige Fülle ein breiter Messingkamm zusammenhielt, stach eigenthümlich ab gegen das grellrothe Kattuntuch, welches das Weib wie eine Binde um die Stirn gebunden und dessen lange Zipfel ihr im Nacken flatterten. Ihr abgetragenes und zerrissenes Kleid war von städtischem Schnitt und Stoff, aber nach der Mode längst vergangener Jahre Ein Hund, ebenso schäbig und dürr als seine Herrin, lag ihr zur Seite.

„Auf falscher Fährte!" schrie sie den Reiter an. „Auf falscher Fährte, Schatz! — Halsbrechend, halsbrechend!" Sie stieß das in abgebrochenen Sätzen hervor und richtete dabei auf den Baron ihre schwarzen, unheimlich glühenden Augen voll tödtlichen Hasses; ihr Lachen klang so höhnisch, daß der Edelmann zornig die Reitpeitsche erhob, um die ihm näher Tretende abzutreiben.

„Verwünschte Hexe!" knirschte er. „Was verlegst Du mir immer den Weg? Fort! oder ich reite Dich zusammen!" — Geschickt entwand sich ihm das Weib, knurrend und geifernd erhob sich ihr räudiger Hund, wie zum Sprung bereit.

„Laß ihn gehen, Phylax, laß ihn gehen!" krähte das Weib. „Laß ihn gehen! Es ist der schöne Franz, der schöne Franz von Walfingen! 's wird nicht mehr lange dauern, da liegt Walfingen auf dem Mist! Der schöne Franz weiß die Peitsche zu führen. Walfingen kann's gut gegen sein eigen Fleisch und Blut!"

Sie griff mit ihrer dürren braunen Hand nach dem Zügel des Pferdes; ein Faustschlag des Barons stieß die Halbwahnsinnige zurück. Eilend ritt er davon und hörte nicht ohne Grausen noch immer hinter sich das gelle Geschrei, des Weibes: „Schöner Franz! schöner Franz Walfingen auf den Mist!" und dazu das heisere wüthende Gebell des Hundes.

Da trat der Andres, von der Fabrik kommend, an die Thür der Hecke; er blieb verwundert stehen. „Ich thät' mich schämen, Beutlerin, so einen Scandal zu machen auf der offenen Straße", sprach er, mißbilligend den Kopf schüttelnd. „Geh' Sie heim und leg' Sie sich in's Bett; Sie hat heute wieder einmal ihren unrechten Tag."

Das Weib strich die wirr sie umflatternden Haare zurück und band ihr Kopftuch fester. „Der jagt auf falscher Fährte!" schrie sie und schüttelte ihre braune Knochenhand nach dem dahinsprengenden und verschwindenden Reiter.

„Hör' Sie, das geht Sie nichts an; Sie ist nicht aufgestellt, dem dort das Wild vor den Schuß zu treiben und andere Fährten zu weisen. Sei Sie froh,

wenn Sie Ihres Wegs gehen kann, und molestire Sie die Leute nicht." So sprach der wackere Andres, indem er in den Garten trat, aus welchem ihm Gotthard entgegen kam. — Das Weib schrie hinter ihm her: „Er muß mich doch sehen, wenn ich mich ihm in den Weg stelle! Ich steh' Walfingen im Weg, sie können mich nicht beiseite schieben!"

„Was ist's, Andres?" fragte Gotthard. Der Lärm auf der Straße hatte ihn herausgelockt.

„Nichts, Herr Director", antwortete Andres; „nichts als ein altes halbnärrisches Kräuterweib, das dem Baron Walfingen gar oft den Weg verlegt mit ihrem Gekläffe. Ich glaub', sie hat noch ein Hühnchen zu rupfen mit des Barons Großvater oder Urgroßvater. 's muß schon lange her sein, denn das Weibsbild ist steinalt."

„Warum zieht der Baron nicht nach der Residenz, welche er so schmerzlich zu vermissen scheint?" fragte am Abende dieses Tages Helene ihren Gatten.

„Mein Gott, liebes Kind", erwiederte Gotthard, „wenn dem Vogel die Flügel beschnitten sind, bleibt er auf dem Neste. Der Mann ist zu beklagen", fügte er hinzu. „Das alte Nest schwankt auf einem gar morschen und laubloſen Ast. Der schwächste Windhauch wird hinreichen, um den abgestorbenen vollends zu brechen, und dann, auf sich selbst und die eigene Kraft angewiesen, wird der mit Traditionen und Illusionen aufgezogene junge Mann es vermögen, sich mit eigenen Mitteln wieder aufzuraffen, wie der Bürger, der Arbeiter es vermag, der von Anbeginn seiner Laufbahn sich nur zu Dem berechtigt dünkt, was eigene Arbeit, Mühe und Talent ihm erringen? Ich weiß es nicht. Aber das sage ich Dir, Weib, glückselig der Mensch, der im Elternhause schon die Schollen kennen gelernt hat, über welche der Pflug des Segens mühsam dahin zieht: glückselig gegen Den, welcher seine Lebensbahn nur auf Teppichen und Parketten zu finden meint, und dann, wenn ihn das Schicksal an den Acker weist, den er bebauen soll um sein täglich Brod, klagend und hülflos zusammenbricht, weil er unüberwindliche Berge sieht, wo der Andere nur Schollen findet."

„Dann wird wohl nachbarlich der Arbeitgewohnte dem Neuling die Hand reichen zum ersten Schritt?" sprach Helene, heiter das Gleichniß ihres Gatten ergänzend.

Gotthard zuckte die Achseln. „Der Griff der schwieligen Hand, selbst wenn sie rettet, scheint der zarten, geschonten doch immer zu derb."

IV.

Immer näher kam der Hochsommer heran, immer länger wurden diese prächtigen Tage voll Sonnenschein und Lichtglanz, immer wonniger diese Abende mit ihrer erquickenden Kühle, die balsamisch aus den Wäldern und von den gemähten Wiesen herströmte. An einem dieser Abende war es, daß Gotthard und Helene sich Arm in Arm auf der Landstraße ergingen. Der Tag war heiß gewesen, um so erquickender war jetzt Dämmer und Frische.

„Wie lieblich, wie schön!“ rief die Frau und hielt den Arm und Schritt des Gatten an. Gotthard stand still, er sog mit Wonne den Duft des frischgemähten Heues und der Lindenblüthe ein, er ließ mit jenem behaglichen Ruhen der Seele am Feierabend die wechselnden Bilder und Menschengruppen auf der Landstraße an sich vorübergleiten. Lange Schatten warfen die Mäher und Mäherinnen vor sich her, wie sie so mit Sensen und Rechen, Grasbündeln und Futterkörben von der Wiese kamen.

Da schwankte ein schwerbeladener Heuwagen hin, der langsam daneben wandelnde Knecht pfiff sein Leibstück auf einem Lindenblatt um die Wette mit Amsel und Grasmücke. Auf dem hohen, festeingeschnürten Heue wälzten sich ein paar Kinder, ihre jauchzenden Stimmen hallten durch das Thal wie die lustigste Musik, und dazu zirpten die Grillen, rauschten die Brunnen am Weg und klangen die Glocken der heimkehrenden Heerden. Ein Hausirer zog des Wegs, oder ein Handwerksbursch, der noch vor Abend das Dorf erreichen will. Schon tönte die Feierabendglocke über das Dorf und kündete der leichtaufwirbelnde Rauch aus den Schloten die Nachtessenszeit. Die Straße her kam noch ein verspäteter Trupp Mäher, voran die Dirnen, dann in einer breiten Reihe lustige Knechte, die Jacken über die Sensen gehängt und die Daumen unter die bunten Hosenträger gesteckt.

„Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein,
D'rin kehren alle Fuhrleut' ein u. s. w.“

Das Lied hatte eine angenehme Weise und klang gut durch den Abend. Dann begannen sie ein anderes Lied, eines von jenen schwermüthigen, weichen Liedern von Scheiden und Meiden. Die getragenen Klänge schwebten durch das Thal wie reine Geister, Amsel und Grasmücke verstummten, selbst der Brunnen schien leiser zu rauschen und zu lauschen, und nur die Grillen zirpten fort und fort, und die metallenen Töne der Glocke wurden dem Liede zur rhythmischen Begleitung.

Da unterbrach die weichen Melodien plötzlich ein gellendes, gemeines Lachen. Sänger und Sängerinnen verstummten und ein Bursche, die Soldatenmütze schräg in die Stirn geschoben, sang nach der Weise eines bekannten Gassenhauers:

„Hexenurschel, Kaffeemühl,
Reit' auf'm Besenstiel!
Kommt dein Schatz zum Schornstein rein,
Wird's ein schwarzer Teufel sein!
Hexenurschel! —"

„Hexenurschel!" kreischten die Mägde und sprangen mit hellem Gelächter, eine die andere vor sich hertreibend, die Chaussee hinab. Die Bursche blieben auf der Landstraße stehen und antworteten mit johlendem, wieherndem Lachen den Schimpfworten, welche ihnen die den Feldweg hergekommene Beutlerin in reichem Maße entgegen belferte.

Das Weib war in ihrem gewöhnlichen zigeunerhaften Aufzug, ein großes Bündel mit allerlei pharmaceutischen Kräutern trug sie unter dem Arm. Das war auch gegen die herkömmliche Sitte der Bäuerinnen, welche ihre Grasbündel auf dem Kopfe trugen und nicht so zusammengeknüpft am Arme hängen hatten, halb wie einen städtischen Strickbeutel. Die Beutlerin hatte eben in jedem Stück ihre besondere Weise, und die Besonderheit war von jeher ein Ding, das nur der Reiche sich gestatten darf, der Arme wird damit nur der Gegenstand des Hohnes und Spottes. Das gilt sonderlich vom Land und Landvolk, wo die Individualität sich nicht ungestraft in der Masse unterscheiden darf.

Der dürre Hund begleitete die Schimpfworte und Flüche der Alten mit seinem heisern Gebell, ohne Muth und Kraft zu haben gegen die ihm wohlbekannten Quälgeister seiner Herrin vorzuspringen.

Die Dirnen waren jetzt ebenfalls stehen geblieben, freilich in sicherer Entfernung vom „bösen Blick" der Alten; sie stimmten jedesmal mit ein in das rohe Gelächter, welches jedem Schimpfworte des immer gereizter werdenden Weibes antwortete.

„Nun, Urschel, hast Du Deinem Schatz einen Maien geholt?" fragte einer der Bursche. — „Dich soll der Schwefel vom Himmel fressen, Du meineidiger Dieb!" zeterte die Alte. — Der Bursche lachte, da rief plötzlich Einer hinter ihm: „Kegelkönig!" Der Bursche ward still und sah sich erschrocken um — „Mach, daß wir fortkommen!" riefen die Dirnen sich zu. „Lisbeth, mir graust's; das thut kein gut!"

Sie waren Alle still geworden auf das Wort, selbst der kläffende Hund. Die Beutlerin aber hatte es getroffen wie ein Peitschenhieb oder wie ein elek-

trischer Strahl. Sie war gegen die Bursche hergesprungen als hätte der Boden sie mit Federkraft emporgeschnellt, ihr Kräuterbündel fiel zu Boden, sie bückte sich nicht darnach, mit weit aufgerissenen Augen starrte sie den kecken Rufer an; es war der mit der Soldatenmütze.

Auf den Anderen lastete eine schwere, schwüle Stille; um so mehr war der beurlaubte Dragoner jetzt verpflichtet, seinen Heldenmuth und seine Aufklärung zu beweisen.

„Nun, was ist's?" fragte er vortretend. Die Ursel gab keine Antwort, langsam bückte sie sich zu dem Haufen spitzer Chausseesteine nieder, welche von den ihrem gelösten Bündel entglittenen, mühsam gesammelten Camillen, Schafgarben und Tausendguldenkraut überstreut waren. Langsam nahm sie einen Stein auf, sie wiegte ihn in der Hand, und ehe der Bursch sich's versah, traf ihn die scharfe Kante an die Stirn, daß das Blut ihm warm über das Gesicht strömte.

Mit einem wüsten Schimpfwort hob dieser die Sense und der blinkende Stahl würde auf das Weib niedergefallen sein, wenn nicht der eben hinzugetretene Gotthard den Arm des Wüthenden mit festem Griffe gepackt und wahrscheinlich ein Verbrechen verhindert hätte.

Helene war, von dem häßlichen Auftritt erschreckt, wieder in den Garten zurückgetreten; das ländliche liebliche Idyll hatte ihr seine gemeine Kehrseite gezeigt. Ein dumpfes Gefühl des Unheimlichen und Wüsten fröstelte sie an, sie empfand eigentlich zum ersten Male, daß sie in eine ihr bis jetzt fremde Welt und fremde Kreise getreten war; sie konnte es sich nicht klar machen, was sie eigentlich so bedrückte. War es die Sorge um den Gatten? Sie kannte Gotthard's energisches Auftreten und die Ueberlegenheit, welche ihm persönlicher Muth und Bildung gaben. Seine Gewohnheit des Umgangs mit der arbeitenden Classe, die Leichtigkeit, mit der er ihre Ausdrucksweise und Anschauung sich aneignete, ohne den Höhergestellten zu verleugnen, sicherte ihm auch in kritischen Momenten das imponirende Uebergewicht.

„Andres", rief die Frau dem auf die Straße eilenden Arbeiter zu, „sorgen Sie, daß die arme Frau in Sicherheit kommt. Um Gotteswillen! der wilde Kerl ringt mit meinem Mann!"

„Machen Sie sich keine Sorge, Frau Kraft!" sprach der Andres. „Mit dem Niklas wird der Herr Director schon fertig, der hat nur Courage im Wirthshaus und bei den Weiberr. — Beutlerin, was muß Sie sich auch immer dem Volk in den Weg stellen? Der Niklas ist jetzt wild wie ein Truthahn; vor dem kann Sie sich hüten."

Das Weib lachte grell auf und schüttelte ihre Hand drohend gegen den Burschen, der schimpfend und das Blut sich von der Stirn wischend den ihn in einiger Entfernung erwartenden Gefährten zuschritt.

Helene blickte über den Zaun nach ihrem Gatten; sie sah ihn ruhig Herrn von Walfingen entgegen schreiten, der lebhaft auf ihn zugeeilt war und nun mit ihm gegen das Haus kam. Beruhigt wandte sie sich gegen das Weib, welches erschöpft und vor Aufregung und Zorn wie im Fieberfroste sich schüttelnd dasaß.

„Ich bin eine arme Person — ich thue Niemand was zu leid — arm — arm — ich habe gar nichts!“ so keuchte sie in unterbrochenen Sätzen, während ihr scheues, irrendes Auge wie furchtsam und erschreckt von jedem kaum erfaßten Gegenstande zurückwich. „Gar nichts, ach! gar nichts!“ stöhnte sie, wieder in sich zusammenbrechend.

Helene ward erschüttert von dieser vor ihr kauernden Menschenruine, diesem hülflosen, irrsinnigen Gegenstande des rohen Spaßes und der brutalen Mißhandlung; aber um so mehr noch ward sie es, als auf ihr Anerbieten, ihr in's Haus und in die Küche zu folgen, die Alte aufstand, und wie mit gewaltsamer Anstrengung nach geordneten Worten in den verdüsterten Kammern ihres Gedächtnisses suchend, sich zu der jungen Frau wandte.

„Ich dank' Ihnen, ich möcht' Ihr Gesinde nicht erschrecken; das Volk ist so dumm hier herum und heut' ist Johannistag. — War das Ihr Mann, der für mich eintrat?“

Helene bejahte es.

„Daß er das für ein alt, verachtet Weibsbild gethan hat, das wird ihm Segen, ja Segen! — Nein, nein, Geld will ich heut' keins!“ fuhr sie fort, das gebotene Almosen zurückweisend. „Ich muß so schon dankbar genug sein.“

„Andres, Ihr begleitet wohl die arme Frau?“ sprach Helene zu dem wartenden Arbeiter.

„Gewiß, gewiß“, sprach dieser.

„Ich brauch' Niemand, ich brauch' Niemand; ich fürcht' Niemand und geh' Keinem aus dem Weg!“ rief die Alte heftig. „Wen ich hassen soll, das weiß ich, und wem ich danken kann, dem werd' ich's nicht vergessen. — Bist Du auch da?“ schrie sie plötzlich dem eben hinzutretenden Baron entgegen, und der wilde Irrsinn flackerte wieder in zuckenden Blitzen über das verwitterte Angesicht.

Der Edelmann trat einen Schritt zurück; Ekel und Mißmuth lag in seiner

Bewegung, im rasch vorüberstreifenden Blick, den er auf das Weib warf. — „Machen Sie sich wie Sanct Walpurgis zur Schützerin des Hexengesindels, verehrte Frau?" fragte er höhnisch.

Helene wandte sich nach dem alten Weibe um, das nicht nur der Mund des gemeinen Mannes zur Hexe stempelte; sie war verschwunden.

„Ich bitte Sie, um Gotteswillen, wie können Sie um solcher Vagabundin willen in solche Aufregung gerathen?" fuhr er fort, den traurigen Blick bemerkend, mit welchem Helene der Mißhandelten nachblickte.

„Erwarteten Sie", fragte sie, „daß wir an unserer Schwelle ein altes Weib den Mißhandlungen dieser Bursche preisgeben würden?"

„Sie nehmen es zu schwer", erwiederte der Baron lächelnd. „Wenn ich das Richteramt des Volkes je gutheißen würde, so wäre es in diesem Falle, und in der Hand eines jeden dieser Bursche ein tüchtiges Weidenreis, um diese Wegelagererin nach Gebühr zu stäupen, das wären mir die echten gelösten Fasces dieser hohen Justiz."

Helene ward unangenehm berührt von der fast grausamen Frivolität, mit welcher der Baron sprach. Unwillkürlich empfand sie den Trieb, auch in der niedrigsten und verkommensten ihres Geschlechtes dieses zu vertheidigen; aber das ernstere Wort schien ihr gegenüber dem Tone, welchen der Baron angeschlagen hatte, zu kostbar, und mit leichtem Spotte gab sie zurück: „Das zu ernst nehmen scheint auf Ihrer Seite zu sein, Herr Baron; denn Sie ereifern sich gegen die arme Bettlerin wie gegen einen gefürchteten und demnach nicht so ganz unbedeutenden Feind."

Der Baron biß sich in die Lippen, er war auf seinem eigenen Boden geschlagen, und zum ernsten Tone übergehend sprach er: „Aber wenn ich Sie vor dieser ebenfalls unheimlichen Person warne — —"

„So wird meine Frau sich nicht so leicht verhexen lassen", fiel der hinzugetretene Gotthard ihm munter in die Rede. „Ich habe wahrhaftig ein Stück Mittelalter da erlebt", fuhr er fort. „Einer der Bursche kam zurück und warnte mich mit dem gutmüthigsten, dummsten Gesicht von der Welt vor der Hexenursel: heut' sei Johannisnacht und da müsse sie dem Teufel eine Seele schaffen. Mein Eintreten für das arme Weibsbild scheint schon für die Einleitung zu solcher Seelenkaperei angesehen worden zu sein; denn der Bursch versicherte mich ganz ernsthaft Necken und Schlagen schade nichts, helfe man aber dem Teufel, so müsse man sich in Acht nehmen, daß er Einem nicht zum Dutzbruder werde. Ich gab dem Gesellen statt eines guten Rathes ein Trink-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0267-7

geld und fürchte nun, daß ich ihn statt meiner für heute Abend zu des Teufels Dutzbruder gemacht habe, denn der Wein ist wohlfeil hier zu Lande."

Der Baron lachte. „Ja, wir haben noch weit mehr Romantik in unseren Thälern als Sie in Ihren Städten, wirkliche, leibhaftige Romantik mit allem Spukapparat aus Klöstern und Ritterburgen."

„Und Wirthshäusern und Kegelbahnen", ergänzte Gotthard; „denn das Hauptschlagwort der heutigen Affaire war Kegelkönig."

„Ach!" sagte der Baron gedehnt und riß ungestüm an seinem blonden Schnurrbart.

„Was soll das Wort bedeuten? fragte der Fabrikant.

„Unsinn! Unsinn!" entgegnete der Baron heftig; „Ausgeburten einer lügenhaften Phantasie!"

Er hieb mit seiner Reitgerte in das Syringengebüsch zu seiner Seite, daß die Blätter stäubend umherflogen. Gotthard und Helene sahen sich betroffen an; dieses anscheinend so sinnlose Wort war dem Baron nicht unbekannt und es traf sichtbar auch ihn in unangenehmer Weise.

Eine unerquickliche Pause entstand; Helene suchte das Gespräch auf einen harmlosern Gegenstand überzuspielen, und auf den Röhrbrunnen zeigend sprach sie: „Da haben wir ein anderes, milderes Stück Romantik gerade in der Nähe und es ist noch dazu einer Ihrer Vorfahren, Herr Baron, der uns dieses freundliche Zeichen einer milden Gesinnung zurückgelassen."

„Ich habe den Brunnen noch nicht näher betrachtet", sprach Gotthard, auf die Straße zurücktretend und die in den Steinwürfel gehauene Inschrift beim schwindenden Tageslichte mühsam entziffernd.

MDVII.

„Da ich uff einer Walfart fand
Kein Troppen Wassers, nur eitel Sand,
Hab ich gelobt in der syrisch Sonnen,
Zu stiften daheim wohl sieben Bronnen.
Diesz Brünnlein alzo, waz hier stet,
Hab, ich geweiht Sct: Margaret,
Meiner Hausfrawen Patronin und heiligen Magd,
Die soll für uns bitten bei Tag und bei Nacht.
Im gleichen auch sei es geweihet Sct: Jürgen,
Der Teufel thuet und Drachen würgen."

† † †

Auf der andern Seite unter zwei aneinander gelehnten Wappenschilden standen, die Verse der Vorderseite erklärend, die Worte: „Ich Jürg Caspar meyns Geschlechts Ein Edler von Walfingen hab dieszen Brunn gestift von wegen großer Peyn, so ich gelitten hab Durstes halber in eyner syrisch Wüstenei, da ich mein Gelübd zu halten von wegen eynes Leibeserben an unsres Herrn Grab gewalfahrt bin. Und hat uns St. Margaret von Tarascon, so ein Gaskonier angeruffen hat, eyn Wasserbach fließen lassen, so uns vom Tod gerettet. Und hab ich zu deß gedenken eyn Brunn an die Straßen setzen lassen St. Grethen und St. Jürgen zu Ehren als meynen Patronen. Vor die sechs andern hab ich ein Stifftung gemacht den Patres Prämonstratensern in Dreifalten, vor meyn und meyner Hausfrawen Seelen und ewige Ruh. — Amen."

„Nun, das ist wirklich ein allerliebstes Stück Romantik!" rief Gotthard, von dem Fußgestelle des Brunnens herabspringend. „Der gute, fromme Herr scheint mehr orientalische Luft in sich eingesogen zu haben, als er selbst dachte: denn dieses Stiften der Brunnen ist eine der schönsten Sitten der arabischen Nomaden; da sind die lebendigen Brunnen, die im Sande springen, die Rufer in der Wüste, da ist der Boden heilig, wo über den Brunnen die Palme schattet und die Carawane sich letzt nach den heißen glühenden Tagen des Samum. Das sind wahre Tempelstätten des Dankes und Preises." — „Je nun", sagte der Baron lachend, „meinem Herrn Ahn ward es gerade nicht schwer, hier sein Gelübde zu halten, wo die Wasserbäche von allen Bergen herabrieseln. Das scheinen ihm seine Herren Seelsorger auch weislich vorgehalten und die mit seinem Gelübde angezapfte Goldquelle in ihr Kloster geleitet zu haben."

„Die Ruinen Dreifaltens sollen ja so prächtig und sehenswürdig sein, nicht wahr?" fragte Helene. — „Möglich", versetzte der Baron. „Ich verstehe nicht viel davon, und Dreifalten ist mir besonders unheimlich. — Wissen Sie warum? — weil meine Vordern dort begraben liegen."

„Baron! Baron! mit solchen frevelhaften Auslassungen könnten Sie ein adeliges Stift zu Krämpfen bringen, oder ein Ordenscapitel in Harnisch!" rief Gotthard; „denn Sie werden mich nicht so bald überzeugen, daß Sie ein so sentimental frommer Enkel sind, um all diesen verstäubten Rittern und Damen noch nachzuweinen."

„Ganz recht beurtheilt!" rief der Baron. „Der Realismus ließ diesen Idealismus nicht zu; wenn ich ja mich zu singen versucht gefühlt hätte: „O meine Ahnen, edle .mpen!" hätte ich gewiß nicht hinzugesetzt:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0269-2

„Gebt Eures Sinnes mir ein Theil!“ ich hätte vielmehr einfach meinen Theil mir gefordert von dem Vielen, was sie in ihren Stiftungen an das Kloster vergabt.“

Sein Ton klang bitter und scharf, als er hinzusetzte: „Die Reformation erst und dann die Franzosen haben das Kloster herrenlos gemacht, und seine Güter haben sich gelöst wie eine zersprengte Heerde, die dem Ersten Besten in die Hände fällt. Pfandbriefe und Darlehen, das war Alles schnödes, zermürbtes Pergament und kam unter den Hammer so gut wie die Güter, die er zertrümmerte. Ich darf keinen Hasen in dem Walde schießen, der von Gott und Rechtswegen doch mein gehört, noch einen Pfennig erheben von Gütern, an die mein Stallknecht mehr Recht hätte als ihre sogenannten Besitzer.“

„Der Teufel hol's!“ rief er mit krausgezogener Stirn und mit dem Fuße aufstampfend, ohne von der Anwesenheit einer Frau Notiz zu nehmen. Er riß einen blühenden Rosenzweig los und warf ihn über den Hag.

„Meine Rosen!“ rief Helene. — „Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie!“ rief der Baron, hastig mit der Hand über die Stirn fahrend. „Ich wurde heute peinlich daran erinnert, daß meine edlen Ahnen mich um mein Theil gebracht. — Bester Director, Sie müssen mir eine Stunde Gehör und guten Rath gönnen, deswegen kam ich her.“

Gotthard hatte die rasch sich steigernde Aufregung des Mannes wohl bemerkt, auch unter der Maske des scheinbar guten Humors. Die innere Bitterkeit war in Allem, was er sprach und that, aufgeblitzt wie das Wetterleuchten, das den warmen, dämmerigen Abend durchzuckte. Die Verbissenheit und die gehässige Verachtung, mit welcher der junge Mann von der Beutlerin gesprochen hatte, war ihm auffallend; er konnte sich das alte, halb irrsinnige Weib nicht in Bezug zu dem jungen Edelmann denken; aber noch mehr betroffen ward er durch die unumwundene Erklärung desselben, daß er seinen Rath, möglicherweise seine Hülfe begehre.

„Es handelt sich um Geschäfte und Sie müssen mir verzeihen, wenn ich so indiscret bin, Ihren Abend für mich in Anspruch zu nehmen“, hatte er gesagt und mit sichtbarem innerm Widerstreben hinzugefügt: „Ich bin in Bedrängniß, Sie sind ein erfahrener Mann, der selbst in Bedrängniß war. Ich vertraue mich Ihrem Edelsinn und“ — er sah sich um; Helene hatte schweigend den Garten verlassen — „Ihrer Discretion.“

„Rechnen Sie auf Beides“, antwortete der Fabrikant.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0270-3

V.

Dem Baron schien es äußerst peinlich zu sein, über seine Verhältnisse, deren Offenkundigkeit ihm doch bekannt genug sein mußte, sich auszulassen. Es wäre ihm noch schwerer gefallen, hätte er es gegen einen Standesgenossen thun müssen.

„Sind Ihnen die Verhältnisse der Herrschaft Walfingen bekannt?" fragte er. — „Nur obenhin." — „Die Güter sind Majorate, Fideicommisse." — Der Andere nickte.

„Ich muß weit ausholen, um Ihnen eine Einsicht zu geben." — „Setzen wir uns", sprach der Fabrikant, auf die Laube deutend.

Der Baron begann wieder:

„Unser Stand hat schwere Heimsuchungen erlitten. Mehrere Jahrhunderte haben daran gearbeitet, unsern Besitz und unsere Rechte zu erschüttern, Reformation, Bauernkrieg und all Das, was die Herren vom Schulstaub als nothwendige, reinigende und in ihren Folgen höchst ersprießliche Revolutionen bezeichnen. Das vergangene Jahrhundert that auch sein redlich Theil dazu, und die Franzosen, Gott verdamme sie!"

„Ja, die haben uns eine schlimmere Armee gesandt in ihren Moden und Sitten, als in ihren Soldaten!" rief Gotthard, ihn unterbrechend. „Die Waffe hat die Waffe vertrieben, aber das andere Gezücht führt noch immer seinen heimtückischen Kampf gegen uns fort. Es hat Bürgerrecht bei uns erworben und wird aus unserm eigenen Fleische immer wieder geboren. Wir können es nicht heimweisen an den Ort seiner Herkunft, wie loses Vagantenvolk, denn seine Herkunft ist vergessen worden über unserer guten und willigen Aufnahme."

Der Baron antwortete nicht darauf und fuhr fort: „Mein Großvater, der am Hofe zu Versailles gelebt hatte und noch die letzten Flitter vom Schlepprock der Pompadour hatte blitzen sehen, der wollte sich hier so ein Duodezversailles aufrichten, daher das hiesige Schloß und Park. Das erschöpfte schon die Kassen, dann nahm uns die Revolution unsere linksrheinischen Güter, und die Humanität und Aufklärung, welche von ihr wie eine Brandfackel herüber geschleudert wurde in geheiligten Besitz, nahm uns die Abgaben, die wir von den Bauern, die auf unseren Ländern saßen, zu fordern berechtigt waren. Die Parcellirung des Klostergutes Dreifalten, an welchem wir gegründeten Antheil

hatten, that nicht minder weh. — Que voulez-vous? Man wußte das Alles, man kannte seine Schäden, aber —"

„Noblesse oblige", sagte Gotthard, da der Andere stockte, aber es klang nicht spottend, eher traurig.

„Ja", antwortete der Baron, „und es liegt ein tiefer, großer Sinn in diesem so oft mißdeuteten, verfehmten Worte. Zu wie viel Großem und Edlem fühlte sich der Adel verpflichtet! Doch lassen wir das und revenons à nos moutons. — Die Bauwuth meines Großvaters, welcher er nicht nur an seinem Palais, sondern auch an Kirchen und Brücken Genüge that, hatte die Finanzen der bedeutenden Herrschaft in Unordnung gebracht, als mein Vater sie antrat.

„Mein Vater war ein eleganter Lebemann, ein Diplomat im hohen Styl. Die Zeit der Wiener und Karlsbader Congresse kostete viel Geld. Es wurden Hypotheken auf die Güter aufgenommen und gerade zur schlimmsten Zeit, als der Bodenwerth am niedrigsten stand. In den zwanziger Jahren sah man sich genöthigt, die nicht zu dem Fideicommiß gehörigen Güter zu verkaufen oder besser zu verschleudern, eines nach dem andern. Die Verpflichtungen wuchsen und — noblesse oblige, mein Herr — Walsingen mußte ihnen gerecht werden.

„Mein Vater lebte damals in Paris. Die Herzogin von Angoulême hatte sich den Bourbons attachirt. Man hielt den eleganten Wittwer für sehr reich, er war der Held der Salons, das Bijou der Damen, und sie kosteten ihm mehr Bijoux in einer Woche, als Walsingen in einem Vierteljahr abwarf. Es wurden immer neue Gelder aufgenommen, die Capitalien flossen nach Paris und die Zinsen dafür hatten die sich lichtenden Wälder der Herrschaft aufzubringen. Für die Verwaltung floß zwar immer noch genug aus der immer dürftiger rinnenden Einnahmequelle, daß sie mit Kind und Kegel auf unsere Kosten dick und fett wurde.

„Ich lebte hier, später mit einem Gouverneur auf Reisen. Der Sohn des Ambassadeurs von Walsingen durfte nicht reisen wie ein Bettelstudent. In Genua traf mich die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Er war in London, wohin er Karl X. nach der Julirevolution gefolgt, im Duell geblieben. Ich war damals achtzehn Jahre alt. Ich kam unter Vormundschaft, brauche ich Ihnen mehr zu sagen?"

Er brauchte allerdings nicht mehr zu sagen; es war nur einem Wunder fast gleich zu achten, daß die Herrschaft eine solche Wirthschaft überhaupt so lange ausgehalten hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0272-4

Gotthard blickte an der besternten und betitelten Reihe der Männer hinauf, welche das Gut ihrer Kinder verschleudert hatten für die Paläste, die sie unfertig, ohne Dach zurückgelassen, für die Malereien und Vergoldungen, womit sie ihre Prunksäle schmückten, für die Juwelen, die sie um den Nacken vornehmer Phrynen wanden, für die Perlen des Champagners, der in dem Glase tanzte, das ihrer trunkenen Hand in Scherben entglitt wie die Trümmer ihres väterlichen Erbes. Sie hatten Racepferde in die Rennbahn gejagt, aber der schnellste Renner war nicht im Stande, nur einen Theil des frühern Wohlstandes zu erjagen.

Es war die alte Geschichte eines heruntergekommenen Hauses; diese Geschichten haben eine erschreckende Familienähnlichkeit unter einander. Après moi le déluge, das tragen sie alle als Devise. Aber die Sündfluth kommt nicht angerauscht in stürzenden, stürmenden Wogen und endet das Ganze mit einem tragödienhaften, heroischen Schlußact; sie kommt allmälig, langsam; sachte unterhöhlt sie die Grundvesten des Baues, dringt ein in jede Ritze und sickert fort im zermürbenden, angefressenen Gestein, bis der morsche Bau in sich haltlos und machtlos zusammenbricht.

Das Alles ging vor dem Auge Gotthard's vorüber, wie er auf die verdunkelte Gestalt des Mannes blickte, der gebeugt neben ihm saß und in nervöser Hast das Geblätter der Laube abriß. — Was nun?

Der Baron saß schweigend da und warf die zusammengeballten Blätter, welche er abgerissen, auf den weißlich schimmernden Kiesweg vor der Laube. Es lag eine aufgeregte Hast in dieser Bewegung, als wolle er die Bürde von sich wegschleudern, welche ihn belastete. — Was nun? — Er war keinenfalls gekommen, um blos diese Geschichte zu erzählen. „Und?" — fragte Gotthard.

Der Baron fuhr auf. „Und natürlich, Sie werden nicht annehmen, daß ich, der ich in einer Umgebung von Ueppigkeit zu leben gewohnt war, in meinem zwanzigsten Jahre zum scharfen, genauen Rechner und Verwalter geworden sei. „Zwar" — er lachte bitter auf — „ich habe nur ein Sandkorn auf den Schuldenberg meiner Vordern gelegt; aber dieses Sandkorn fehlte just noch, um den Gipfel zu bilden. Ich wußte nicht, in welche Verbindlichkeiten ich mich eingelassen hatte — ich war zu jung — das Leben in der Residenz verführerisch. Erst heute ist mir ihre ganze entsetzliche Tragweite klar geworden."

Er war aufgesprungen, als er so weit gekommen war, und aus der Laube in den Garten hinausgetreten. Die Verirrungen seiner Vorgänger hatte er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0273-0

fließend, ruhig erzählen können, er hatte in kurzen Zügen ein klares Bild vor den Augen seines Zuhörers entrollt. Jetzt bei den eigenen Verirrungen brachte er nur stockende, andeutende Sätze hervor. Gotthard hatte die Fiebergluth seiner Hand brennend empfunden, als der junge Edelmann aufstehend die seine berührt hatte. Auch er stand auf; ruhig mit übereinander geschlagenen Armen blickte er auf den Erregten, der auf dem schmalen Gartenpfade mit hastigen Schritten auf und ab ging.

Das Wetterleuchten, welches zuerst nur in langen Pausen seinen fahlen Schein am südlichen Himmel hatte aufblitzen lassen, flammte jetzt, nur minutenlang unterbrochen, bald da, bald dort auf. Es war ein unheimliches Feuerwerk, das so lautlos durch die Nacht loderte, den Horizont mit einem zuckenden Feuergürtel umspannend. Ein kühler Windhauch strich, von den fernen Gewittern gesendet, durch den Garten. Die Pappeln neben dem Giebelhause neigten über demselben ihre Wipfel zusammen, als tauschten sie flüsternd Geheimnisse gegen einander. Aber aus den Fenstern des Hauses floß ein ruhiges, helles Licht in die Wetternacht hinaus und in den Garten, in dem die zwei Männer lautlos bei einander standen, der Eine in der Angst vor den Folgen seines Leichtsinns, Rath suchend und doch die Gefahr nicht nennend, welche ihn bedrohte, ein Ertrinkender, der zu ohnmächtig, mit den Wellen zu kämpfen, krampfhaft nach einem Halt umher sucht und immer nur das zerinnende Wasser faßt; der Andere, der, ein rüstiger Schwimmer, sich durch die brausenden Wogen hindurch gearbeitet hatte, welche sein und seiner Familie Existenz in ihrem mörderischen Schooße zu begraben drohten. Er, der sich des Kampfes und der Mühen noch wohl erinnerte, die es ihm, dem Geübten, gekostet, sich heraus zu reiten auf ein einigermaßen gefestetes Ufer, er sah mit Bedauern und rückblickender Wehmuth auf den Sinkenden vor ihm.

„Ich wollte Ihnen Details geben, ich bin aber heute zu aufgeregt, zu wenig Herr meiner selbst, um es zu können", begann der Edelmann auf's Neue, und sich plötzlich umwendend und dem Fabrikanten voll in's Gesicht sehend, legte er die Hand auf dessen verschränkte Arme. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt vom ersten Augenblick an, da ich Sie sah; ich wußte, daß Sie Das besitzen, was mir bis jetzt fehlt, was mich ergänzen könnte, Energie und Erfahrung. Sie kennen die Bedingungen, unter welchen mein Leben sich entfaltet und gestaltet hat, ich habe keinen Freund, keinen Rathgeber, welcher mir zur Seite stünde. Wollen Sie es mir sein? wollen Sie mir leihen, was mir fehlt?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0274-6

„Ich will's — und so weit meine Kraft reicht, soll sie die Ihre sein", antwortete Gotthard und ergriff mit festem Drucke die Hand des jungen Mannes.

Eine Weile standen sie so schweigend, dann griff der Baron nach seinem Hute, welcher an dem Gitter der Laube hing, und sagte: „Entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit, Sie so lange aufgehalten zu haben, bei Ihrer Frau."

„Wollen Sie nicht lieber bei mir eintreten und es selbst versuchen, ob sie die strenge Hausfrau versöhnen können?" fragte Gotthard, in den leichten Ton wieder einlenkend. — Der Baron schien unschlüssig, er wollte sich entfernen, da traf sein Auge das feste, ruhige Licht aus den Fenstern des Hauses. „Wenn Sie es gestatten, ja, so will ich mit eintreten", sprach er, „und ein freundliches Bild Ihres häuslichen Heerdes mit mir nehmen unter mein ödes Dach.

VI.

Helene hatte mit Spannung ihren Gatten erwartet. Sein langes Ausbleiben ängstigte sie, die ringsum drohenden Wetter des gewitterreichen Jahres versetzten sie in eine gespannte Gereiztheit. Nicht daß sie vor dem Ausbruche solchen Naturschauspiels voll Pracht und Erhabenheit gezittert hätte, ihrem für Großartiges und Gewaltiges empfänglichen Gemüth konnte das kein Gegenstand der Furcht sein. Sie war im Gegentheil eine mehr heroisch angelegte Natur, das Große, Ungewöhnliche fand in ihr einen stärkern Nachhall als das nur Anmuthige oder gar schwächlich Interessante. Sie bebte nicht zurück vor den kräftigen Kundgebungen einer gesunden Lebenskraft, und in schwierigen Verhältnissen, sofern sie nur klar vor ihr lagen, zeigte sie einen bewundernswürdigen Grad von Muth und Kraft.

Aber selbst die muthigsten Weiber sind von ihrem empfindlichen, leicht reizbaren Nervengeflecht weit abhängiger als die Männer. Ihre Phantasie ist leichter angeregt und braucht weit weniger Zündstoff, um zur verzehrenden Flamme zu werden. Vor der gefürchteten oder nur eingebildeten Gefahr ist ihr Schrecken weit lähmender und sie wissen der wirklichen im Allgemeinen eine freiere Stirn zu bieten, als dem Drohgespenste, das ihre eigene Einbildung gewoben. Kleinigkeiten erschrecken auch die Muthigste und Geistvollste viel mehr als im ähnlichen Falle den Mann, und Frauen, welche in Bürgerkrieg und Aufruhr muthig und freudig ausgeharrt im bedrohten Hause, welche mit festem Fuß über die Trümmer ihres irdischen Besitzes geschritten, sie

können in jeder Faser ihres Wesens erzittern, wenn der Postbote zur ungewohnten Stunde klopft, oder wenn eines der Ihren eine Viertelstunde über die gewohnte Zeit ausbleibt.

So war denn Helene wie von einer schweren Last erlöst, als sie im Gesicht des Eingetretenen keinen Grund zu Besorgnissen las. Der Thee ward endlich auf den schon lange bereit stehenden Tisch gebracht, und der Baron, nachdem er seine Störung nochmals entschuldigt, nahm Platz zwischen den beiden Gatten.

Franz von Walfingen war einer jener jungen Männer von Adel, welche von früh an im Elternhause, dann auf Reisen und am Hofe sich jenen Schliff erworben haben, welcher im Allgemeinen sehr freigebig als Bildung bezeichnet wird. Es fehlte ihm weder an Geist noch an Gemüth, aber Beides war nicht durchgebildet, nicht geübt worden. Es mußte aber ein gesunder Kern in ihm sein, daß er allen Ausschweifungen wilder Jugendjahre zum Trotz sich noch so viel erhalten hatte. Dem scharfblickenden Gotthard entging es nicht, daß das oft frivole Wesen des Mannes mehr eine Maske war, welche vorzunehmen er als Cavalier für ein Gebot des Anstandes hielt.

In gewissen Kreisen, Lebensaltern und Lagen pflegt man sich der Kundgebung reiner und edler Gefühle, welche sich im Herzen regen, mehr zu schämen, als der Auslassungen einer gemachten, aufgedrungenen Frivolität. Mancher Jüngling meint es seiner Stellung, seinem Geiste schuldig zu sein, Das mit höhnendem Spott zu beflecken, zu dem er seinem innersten Wesen nach lieber bewundernd aufschaute.

In solchen Kreisen bewegte sich Franz von Walfingen. Ihre Bekenntnisse und Maximen hatten schon manchen Stärkern als ihn allem wahrhaft Edlen zu entfremden gewußt. Ihn retteten vorläufig seine zerrütteten Verhältnisse vor dem gänzlichen Untersinken in diesem sumpfigen Boden. Der Schule des Lebens und der leitenden Hand eines tüchtigen Freundes, einer liebenden Frau mußte es vorbehalten bleiben, dem überwucherten Schößling Raum zu machen, daß er sich zum fruchttragenden, schattenspendenden Baum entfalten und gedeihen könne.

Umsonst bemühte sich Helene, das nur träge sich hinschleppende Gespräch in rechten Gang zu bringen, es wollte ihr nicht gelingen. So flog denn mancher Engel mit geräuschlosem Fittigschlag durch das Zimmer, wie das Volk so sinnig poetisch die oft so quälenden Pausen des Gesprächs bezeichnet. Dann hörte man draußen den Regen rauschen und klatschend an die Fenster-

scheiben anschlagen; die fernen Gewitter, welche um den Horizont gelodert, hatten sich endlich in mächtigen Regenströmen über das Thal ergossen.

Wieder war eine dieser Pausen eingetreten und der Faden des Gesprächs abgerissen. Helene hatte ihr Nähzeug aufgenommen, ihr Gatte blies den Rauch seiner Cigarre in schwebenden Ringen von sich, der Baron saß vorgebeugt am Tische und ließ seinen Theelöffel an der Tasse anklirren, als suche er den Tact zu einer langvergessenen Melodie in diesen leis angeschlagenen Tempis. Jeder Winkel des Zimmers war hell und behaglich, die Politur der Möbel und die Spiegel warfen das sanfte Licht der Lampe zurück, selbst die grotesken Stukkzierrathen der Decke, die altmodische breitstreifige Tapete, Alles schien wohnlich und heiter, und hinter dem halbvorgezogenen Umhang des Alcoven schlief der Säugling; seine ruhigen Athemzüge schwebten, nur dem Ohre der Mutter vernehmbar, leise durch den Frieden des Gemachs.

Da riß ein ungestümer Windstoß das Fenster auf, ein sturmgejagter Sprühregen rauschte in das Zimmer, weithin seine Tropfen verschleudernd.

Gotthard stand auf und schloß den Laden, der Baron fuhr auf aus seinem Brüten. „Ah, wie damals!“ rief er, und sich an Helene wendend fuhr er fort: „Glauben Sie an Gespenster, werthe Frau?“

„Ich?“ fragte diese erstaunt.

„Je nun, ich auch nicht. Gespenster — das Wort klingt gemein; es rappelt wie der Knochenmann um Mitternacht und duftet nach Spinnstubenöl und Kaffeesatz. Gespenster, nein, aber Revenants —“ der Baron wiederholte das letzte Wort seiner Rede wie träumerisch vor sich hin: „Revenants!“

„Um Gotteswillen, Herr von Walfingen, haben Sie es darauf abgesehen, uns das Grausen zu lehren, wie dem braven Karl im Märchen, daß Sie uns heute Abend mit alten Gelübden, Hexen und Klosterruinen, Spinnstuben, Gespenstern und Revenants regaliren?“ rief Gotthard lachend.

„Nein, ernsthaft, ist Ihnen noch nie Dergleichen begegnet?“ erwiederte der Baron; „noch nie, daß Ihre Gedanken urplötzlich und unwillkürlich in langvergessene Situationen sich zurückversetzen? und daß auch die äußeren Umgebungen, die Zufälligkeiten sich plötzlich wunderbar so gestalten, wie sie schon einmal waren, wie sie gerade zu unserer Erinnerung stimmen? Das nenne ich Revenants.“

„Könnten wir das nicht umkehren“, antwortete Gotthard, „und das plötzlich auftauchende Gedächtnißbild so erklären, daß es gerade durch die jenem schon einmal Erlebten ähnlichen Zustände hervorgerufen worden sei?“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0277-3

„Wohl möglich", erwiederte Walfingen, „aber nicht passend für meinen Fall. Als ich hier saß, kam mir plötzlich ein langvergessenes Bild meiner Knabenzeit wieder vor Augen, der Tod jener Anverwandten, welche dieses Haus bewohnte, und in demselben Augenblick, als es vor meinem innern Auge erschien, riß der Wind, gerade wie damals, als ich eintrat, dieses Fenster auf, und der Schrecken, welchen ich damals empfand, schien mit dem kalten Regen mich wieder anzuwehen."

„Das spricht für den damals schon sehr mangelhaften Verschluß der Fenster", sagte Gotthard lachend.

Der Edelmann war in einer eigenthümlichen, ihm sonst nicht eigenen, schwermüthig elegischen Stimmung. „Es ist mir kein Gegenstand des Scherzes", sprach er, „diese Erinnerung ist eine der schreckhaftesten meiner Jugend, vielleicht meines Lebens. — Sie haben von Ihrer Vorgängerin, dem Fräulein Chloe von Walfingen nie gehört?"

„Nur wenig." Helene wollte nicht sagen, daß alle Weiber, welche ihr Butter und Gemüse brachten, jedesmal scheu sich umblickend und sich bekreuzend ihr die hundertfach variirten Geschichten von der juwelengeschmückten alten Dame erzählten.

„Das wäre eine prächtige Romanfigur gewesen, diese alte Schäferin, diese außer Scene gesetzte erste Liebhaberin des kurfürstlichen Hof- und Spectakelstücks. Stellen Sie sich eine verwitterte kleine Gestalt vor, welche Alles vergessen hat, nur nicht die Erinnerung, daß sie einst schöner und jünger gewesen; ein Gesicht, das sie, um die Runzeln zu ebnen, mit Schminke füllt, und um der Schminke die täuschendste Naturwahrheit zu geben, blaue Adern darunter malt. Sie soll in ihrer Jugend einen wunderbaren Teint gehabt haben, damals, als sie den Huldigungen eines Prinzen eben kein noli me tangere entgegensetzte. — Kennen Sie das cosi fan tutte?" unterbrach der Baron sich selbst mit der Frage an Gotthard.

„Ich habe in den Kreisen, welche Sie mit „Alle" bezeichnen, keine Studien gemacht", erwiederte der Fabrikant ruhig. Helene hatte es überhört, sie war zu dem erwachten Kinde getreten, um es wieder einzuschläfern, und wie sie jetzt wieder zurücktrat in das helle Licht der Lampe und ihre Arbeit aufnehmend den schönen Kopf herabbeugte, ruhte das Auge ihres Gatten mit Entzücken auf dieser klaren, reinen Stirn seines Weibes, und mit dankbarem Gefühl erkannte er es, daß der Genius der Weiblichkeit ihm anders und edler erschienen war.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0278-8

„Das war Ihre Tante?“ fragte Helene. — „Nicht doch“, antwortete der Baron, „sie war die Tochter meines Urgroßonkels, eines wilden, leidenschaftlichen Nimrods, zu welchem dieses Pastellgemälde einer Tochter Gott weiß wie gepaßt haben mag. Schon ihr Name, Chloe, war ein Nachhall der langvergessenen Schäferzeit und Schäferstunden; ihre Kleidung war es noch mehr. Wie schon gesagt, pflegte sie mit weiß, roth und blau sich einen jugendlichen Teint anzumalen, und da ihre Augen mit der Zeit immer blöder wurden, so mußten die Farben immer lebhafter werden, um ihr sichtbar zu sein. Das gab denn die gräulichste Marmorirung, welche man sich denken kann; dazu die steife Frisur mit der bebänderten Haube, das lange, tiefausgeschnittene Mieder, die Filethandschuhe an den dürren Händen. Die ganze Person war eine Carricatur ihrer eigenen Jugend.

„So war sie denn schon bei ihren Lebzeiten ein Gegenstand der Sage geworden; allerhand Wunderbarlichkeiten dichtete man der sonst gutmüthigen alten Person an, und ich kann sagen, daß meine Familie nicht die letzte war, welche hier an Märchen glaubte. Man fabelte von großem Besitz, von kostbaren Juwelen der Schäferin; aber als sie todt war, löste sich Alles in Rauch und Schaum. Mein Vater glaubte kostbaren Schmuck hier zu finden; es war damals eine Sängerin bei der italienischen Oper, für welche dergleichen wohl passend gewesen wäre, aber —“

„Der Schmuck konnte entwendet worden sein“, schaltete Gotthard ein. — „Kaum glaublich“, erwiederte der Baron. „Ich erinnere mich noch ganz genau des Tages, an welchem die heulende Zofe der alten Dame in's Schloß gestürzt kam und den Tod ihrer Herrin meldete. Mein Vater, der sich zufälliger- und wunderbarerweise einmal hier befand, eilte sogleich hierher. Eine Erbschaft kam ihm gelegen, und ich folgte ihm aus verzeihlicher Neugier. — Die Dame Chloe war schon lange gichtbrüchig und contract gewesen, das hinderte sie aber nicht am Schönsein. Sie saß in ihrem Fauteuil noch immer graziös wie je, die Schminkrosen ihrer Wangen blühten immer lustiger und lebhafter, immer drehte sie in der filetbekleideten Hand das Perlmutterdöschen, von Zeit zu Zeit mit gespitzten Fingern sich seines Inhalts bedienend. Dem folgte jedesmal ein kokettes, verschämt thuendes Kichern, dann erzählte sie von den Tagen ihrer Jugend, von den Festen, den Schäferspielen und Hirschjagden. Ihre Erinnerungen waren kaleidoskopartig unter einander geschüttelt; Fürsten und Feldherren, Levers und Schlachten, das Alles ließ sie bunt durcheinander laufen, um endlich auf die eigene Schönheit und die eigenen Siege zu kommen.

„Mon cousin, man kann Alter und Tod besiegen", sagte sie einmal zu mir. Nun war der Tod aber doch Sieger geblieben.

„Hier in diesem Zimmer fand ihre Dienerin sie bewußtlos am Boden, ihr Krückstock lag einige Schritte davon und sie selbst in ihrem Blute, das aus einer Wunde an der Schläfe floß. Im Fallen war sie gegen die scharfe Ecke einer Kommode gestürzt. Wenige Augenblicke darauf war sie verschieden. Keine Spur einer Gewaltthat war irgendwo zu sehen, Alles war fest verschlossen gewesen, nur als wir eintraten, riß der Wind dieses Fenster auf und sausend, wie eben jetzt, flog der Regen uns entgegen. Das wirkte schon erschreckend genug auf eine ängstlich gespannte Knabenseele, es klang mir wie ein schneidendes Gelächter, wie Todtengeheul.

„Mein Vater schloß das Fenster und ich stand wie erstarrt vor dieser im Lehnstuhl zusammengebrochenen Leiche. Das von der Stirn rieselnde Blut hatte die Schminke theilweise abgelöst von der erstorbenen, lederfarbenen Haut — es war eine fürchterliche Maske! Und dazu den Ausdruck von Grauen und versteinertem Schreck in diesen verglasten Augen — es war entsetzlich!"

Der Baron schwieg. — „Wehe dem Leben, welchem der Tod nicht die Verklärung bringt!" sprach Gotthard ernst. — Helene athmete tief auf. „Dieses Bild erklärt mir die gespenstischen Sagen dieses Hauses", sprach sie. „Aber die guten Geister unseres Heerdes sollen alle diese trüben Nebelgeburten verscheuchen. Und sehen Sie, die Geisterstunde ist schon vorbei, das Ungewitter ist vorüber, und wenn ich nicht sehr irre, Herr Baron, so liegt im Osten schon ein blasser Streif — Morgenroth!"

VII.

Mißmuthig kam Gotthard nach Hause, der Einblick in die Verhältnisse des Barons beschäftigte ihn peinlicher, als er erwartet hatte.

Es handelte sich hier nicht um kaufmännisches Wesen, welches, wenn auch in der tiefsten Verwahrlosung oder dem gründlichsten Ruin, doch immer noch eine gewisse Ordnung und Uebersichtlichkeit bietet. Die Verhältnisse Walfingen's waren so grenzenlos zerfallen und zerstückt, daß es schon eine ganz namhafte Arbeit war, nur alle diese Verbindlichkeiten und Lasten kennen zu lernen, welche auf dem verschuldeten Anwesen hafteten. — Obschon der Baron seine Lage für nichts weniger als glänzend gehalten hatte, war er selbst doch am meisten erstaunt über die Zusammenstellung der Schuldenmasse, welche

Gotthard ihm darlegte. — Die Zerrüttung war zu tief und langdauernd gewesen, als daß an ein Wiederaufrichten je gedacht werden konnte.

Nicht nur war das Majoratsgut mit schweren Schulden überlastet, sondern der junge Baron hatte auch während der Zeit seines Residenzlebens den Ertrag seiner Ernten auf Jahre hinaus an einen nicht im besten Rufe stehenden jüdischen Händler verkauft. An und für sich war die dafür empfangene Summe beträchtlich gewesen, wenn auch weitaus nicht entsprechend weder den Bedürfnissen des jungen Herrn, noch den dafür verkauften Werthen. So mußten die schon erschöpften Waldungen das Uebrige decken. Es wurde auf des jungen Edelmanns Befehl wild und toll in den Wäldern geschlagen. Das gab Processe ohne Ende mit den Hypothekar- und Pfandgläubigern. Dazu gestaltete sich das Leben in der Residenz immer üppiger, und je lauter die Gerüchte von seinen schlechten Verhältnissen wurden, um so mehr suchte der Baron sie durch tolle Verschwendung todtzuschweigen. Es wurde ihm immer schwieriger, seinen Credit aufrecht zu erhalten, und doch fand er immer wieder offene Kassen, freilich zu hohen Wucherpreisen.

Seit einem halben Jahre nun war seine Stellung unhaltbar geworden und er hatte sich auf sein Gut zurückgezogen, fast geflüchtet vor seinen Gläubigern, immer noch die matte Hoffnung aufrecht haltend, mit dem Betrieb des Gutes sich halten zu können. Er war verlobt gewesen mit einer schönen, jungen Dame in der Residenz, er hatte sie wirklich lieb gehabt und sie hatte ihm in den zärtlichsten Billets wohl hundertmal dasselbe versichert. Aber als seine Verhältnisse, ihn selbst überraschend, schlechter und schlechter wurden, da fand Gräfin Mathilde, daß ihre Charaktere in Wahrheit nicht zusammenstimmten und sie sich weit stärker zu einem alten gichtkranken Viscount hingezogen fühlte, dessen Revenuen vollkommen zweifellos waren. „So sind sie Alle!" dachte der junge Mann, und die Wehmuth, mit der er dem Drange der Umstände gemäß von Mathilden's Seite zurücktrat, war Wermuth geworden, als sie, die gefeierte Lady Ranfield, über den Canal zog.

Gotthards Verstimmung bedrückte Helenen weniger, als es sonst der Fall gewesen wäre. Ihre einzige Schwester war zu Besuche gekommen und die Gegenwart der anmuthigen Louise, ihre frische Heiterkeit ließ die Verstimmung im häuslichen Kreise nicht aufkommen.

Gotthard war einer der Männer, welche kühn von sich sagen dürfen, daß sie immer Wort gehalten. Er hatte dem Baron seine Hülfe versprochen, er

hatte sie ihm nicht aufgedrängt, aber da sie gesucht wurde, so wollte er sie leisten mit seiner ganzen Manneskraft.

Der Baron war seitdem nicht wieder im kleinen Hause am Drachenbrunnen gewesen. Einerseits nahmen die Rechnungen und die Durchsicht alter Documente seine Zeit sehr in Anspruch, andererseits aber empfand er eine peinliche Scheu, eine mit seiner sonstigen Sicherheit contrastirende Verlegenheit, Helenen jetzt wieder gegenüber zu treten, wo seine Verhältnisse ihr klar geworden sein mußten.

Er war der Frau des Fabrikanten bei aller ausgesuchten Höflichkeit und Zuvorkommenheit doch immer mit dem Gefühl des gesellschaftlich Höhergestellten begegnet; er hatte sich in der Familie Gotthard's zwar äußerst bequem, aber doch mit den schmeichelnden Empfindungen eines incognito lebenden Prinzen zurechtgefunden.

So oft er von seinen Pferden, seinen Jagden, seiner Einrichtung gesprochen, und durchscheinen lassen, daß nur eine gewisse Bequemlichkeit ihn vom standesmäßigen Leben zurückhalte, hatte der schonende Tact der Frau dies Alles mit der äußersten Milde und Zartheit aufgenommen. Sie hatte der ländlichen Einfachheit das Wort geredet und sich den Anschein gegeben, als glaube sie nur an eine Laune, wo sie die unabweisliche Nothwendigkeit nur zu wohl kannte. Das hatte ihm den Glauben gegeben, Helene sehe ihn noch im vollen alten Glanze seines Stammes, und er drapirte sich vor ihr mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit in den verbleichten Wappenmantel, dessen Zerschlissenheit nicht zu sehen sie sich den Anschein gab. Das that ihm wohl, denn es war ihm nothwendig. Den Hof, die Gesellschaft hatte er entbehren müssen; diesen letzten Schimmer sich geraubt zu sehen, that ihm unendlich weh. Ueber die alte Kokette, die geschminkte Schäferin hatte er lachen können; er ahnte nicht, wie ähnlich in seiner Art er ihr war: sie meinte den verschwundenen Jugendreiz bannen zu können, er den Nimbus der Herrschaft. Nur in der äußersten Bedrängniß hatte er sich Gotthard vertraut, nur in der heftigsten Aufregung hatte er von seiner Besitzlosigkeit, wenn auch im Tone des Scherzes, zu Helenen reden können.

Mit knirschendem Unmuth hatten er und seine Standesgenossen es oft unter einander besprochen, daß der Adel an und für sich in ihrem plebejisch regierten Ländchen keine Leiter mehr zum Steigen in der Gesellschaft sei. — Sie hatten wohl Geschichte gelernt, das heißt Namen und Daten, aber die wahrste, nützlichste Lehre hatten sie nicht daraus gewonnen, daß jede Zeit andere Anforderungen macht und andere Nothwendigkeiten kennt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0282-0

Der Adel, der heerführende Adel war eine Nothwendigkeit gewesen in einer Zeit allgemeiner Verwilderung und auf tieferer Stufe der Cultur. In der Verworrenheit des frühen Mittelalters hatte er eine feste, organisch gegliederte Genossenschaft gebildet und in seine Reihen hatte sich das Bessere und Edlere geflüchtet. Kriegerisch und ritterlich, mäßig gebildet, entsprach er den Anforderungen seiner Zeit und gab ihr den Ausdruck. Die Zeit aber hatte diese edle Genossenschaft mit gewaltigem Flügelschlage überholt. Die neue Kriegsführung begehrte nicht mehr in der alten Weise den persönlichen Muth des Einzelnen, und die Wissenschaft hatte ihren riesenhaften Aufschwung genommen weit hinaus über die Stammbäume und die Burgen der Ritter.

Das Staatsleben war möglich geworden ohne sie. Die Begabteren erkannten dies und suchten den Anforderungen der Neuzeit, welche als Wahlspruch „Arbeit!“ auf ihren Schild geschrieben, gerecht zu werden; sie erkannten, daß das, was jetzt „edles Ritterthum“ heißt, die von ihnen geforderte Arbeit der vergangenen Jahrhunderte gewesen. Aber die große Mehrzahl zog sich grollend zurück von den Anforderungen der Zeit, welche nur die Rechte des Talents, in immer beschränkterm Maße die Rechte der Geburt erkannte. Man gab sich Mühe, die Zeit zu ignoriren, und man mußte es zum eigenen Schaden erfahren, daß keine Mühe übler angewendet sei, als diese.

Der Ambassadeur von Walfingen zwar hatte sich so ziemlich in die Zeit gefunden; das heißt, er begehrte von ihr nichts, als möglichst viele Genüsse. Das hatte sie ihm geboten, und es war ihm nie eingefallen, daß sie in Erz geschriebene Thaten von ihm begehre. Für die Zukunft seines Hauses zu sorgen, lag ebenfalls außer seinem Gesichtskreise. Wenn er überhaupt jemals an den Sohn einer kurzen gleichgiltigen Ehe dachte, so schüttelte er den Gedanken ebenso leicht ab, wie eine Prise Spaniol von seinem gefältelten Busenstreif. „Ah bah, Walfingen ist ein guter Name!“

Es war allerdings ein guter Name, aber ein Name mag noch so volltönend sein, für sich allein ist er eine knappe Erbschaft. Nur der Name war dem jungen Edelmann geblieben, und der Name war ihm ein Haupthinderniß geworden, sich in die Reihen der Arbeitenden zu stellen, abgesehen davon, daß seine Erziehung ihn nie darauf hingewiesen hatte. So stand er denn jetzt mit den Erinnerungen seines Hauses hülf- und rathlos da, und um sich durch eine Geldheirath zu retten, dazu war Franz von Walfingen zu stolz und zu jung.

„Da hast Du Dir noch eine tüchtige Bürde aufgeladen mit dem Ordnen dieser Angelegenheiten“, sprach Helene zu ihrem Manne, welcher zu ihr und

Louisen getreten war. „Ich müßte für Dich fürchten, wenn ich nicht wüßte, daß Arbeit Dein eigentliches Lebenselement ist, Deine Schultern eine tüchtige Last tragen und Deine Arme sie wegstauen können."

Gotthard blätterte in den Papieren, welche er in der Hand hielt. „Ich unternehme es", sprach er, „aber ich wünschte, ich hätte eine bessere Perspective vor mir, als sich mir zeigt; ich werde die Sache durchführen, so weit ich kann, aber ich fürchte —"

„Was fürchtest Du?" unterbrach ihn Louise lebhaft, den schönen dunklen Kopf rasch erhebend. „Fürchtest Du für den jungen Mann, der frei ist wie der Vogel in der Luft, fürchtest Du für ihn nur, weil er sein Vermögen verloren?"

„Nur sein Vermögen?" lächelte Gotthard. „Ist das so wenig, Du Braunauge?"

Die junge Schöne schüttelte die Fülle ihrer braunen Locken zurück. Mit frischem, hellem Blick antwortete sie: „Ja, sehr wenig. Damals, als Du um das Deine rangst, da hattest Du Weib und Kind und Du ließest Dich nicht beklagen und bedauern, Du hast gearbeitet. Kann der Baron das nicht?" Sie legte ihre Hände gefaltet über ihre Arbeit. „Er muß es können!" rief sie.

Gotthard lächelte. „Du meinst?"

„Du weißt nicht, welchen Gast Du unter Deinem Dache in Louisen hast", sagte Helene scherzend. „Eine reisige Kämpferin für das Recht und die Pflicht der Arbeit!"

„Wohl!" rief Gotthard und bot den Frauen die Hände. „Daß Du, mein Weib, es warst und bist, eine Reisige in den Reihen der Arbeit, das hab ich wohl erfahren in guten und in bösen Tagen. Und Du, Louise, halt' fest an Deinem Glauben, daß Mann oder Weib arbeiten soll und muß, daß nicht der vornehme, prahlerische Müßiggang, daß nur die Arbeit adelt. Das ist der Stoff, daraus Männer und Helden geboren werden. Nur ein arbeitendes Volk hat das Recht, ein herrschendes zu werden. Aus den Bauhütten und den Werkstätten gehen die Gedanken hervor, die die Welt bewegen, und von der Pflugschar sprühen die Funken, die als Leuchten durch ihr Jahrhundert flammen.

„Man redet und schreibt eben viel über den Beruf der Frauen, was sie thun sollen, um die Mütter, die Erzieherinnen der Nation zu werden, was sie thun können, um in überspannter Emancipation Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen. Die einfachste Lösung ist, und Eure Losung sei: Steht fest auf dem Platze, den die Vorsehung Euch angewiesen, Ihr deutschen Frauen!

Geht Euren Söhnen voran im freudigen Muthe der Arbeit und laßt die deutsche Hausfrau nicht untergehen in der Dame! Von allen Uebeln, die uns im Laufe der Zeiten überkommen, hat mich keines schmerzlicher berührt als diese vornehmthuerische Gespreiztheit der Frauen unseres Mittelstandes, weil keines tiefer einschneidet in das Leben der Familie und mithin in das Leben der Nation.

„Es ist unmöglich, daß eine Frau die Mutter eines bedeutenden Mannes werde, deren ganzes Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet ist, wie sie durch möglichste Entfaltung von Toilette und Nichtsthun vornehmer erscheinen möge als ihre Nachbarin, und der über dem Ideal der Dame das hohe Bild des salomonischen Weibes verloren gegangen. Das Recht der Arbeit — recht so, Louise! Wer leben will, arbeite!"

Louise griff nach einem wappenverzierten Album, das auf dem Tische lag. Der Baron hatte es Helenen gelegentlich gegeben, als Gastgeschenk, wie er sagte. Auf der ersten Seite befand sich in bunten Farben gemalt das Wappen der Walfingen. Die blauen Devisenbänder flatterten darüber statt der Federn aus der Krone des aufgeschlagenen Helmes.

„Meinen Feinden ein Trutz,
Mir selber eyn Schutz!"

las das Mädchen. „Zeig' ihm seine Devise, Schwager", sprach sie. „Und zeig ihm den Ort, wo seine Feinde sind. Freilich wird der Weg zu ihrer Bekämpfung abseits vom Turnierhofe liegen. Aber ist er seines Wahlspruches werth, so wird er sich selber ein Schutz werden, und will er's nicht, so wär' er Deiner Sorge nicht werth!"

Gotthard rief lachend: „Ich glaube sein bester Freund könnte dem Baron nichts Besseres wünschen als eine Streitgenossin wie Du."

Die Schöne beugte erröthend den braunen Lockenkopf wieder auf ihre Arbeit, und Helene rief lachend: „Nun, Du Tapfere, willst Du die Waffen strecken?" — „Ich führe sie jetzt auf anderm Gebiete", antwortete das Mädchen und hielt die Nadel empor.

VIII.

„Wie gesagt, ich sehe kein anderes Mittel, lieber Freund, es bleibt nichts Anderes übrig", sprach der Fabrikant ernst, indem er die Masse der beschriebenen Papiere von sich schob. „Sie müssen einen mannhaften Entschluß fassen." — „Das nennen Sie mannhaft?" rief der Angeredete. „Ich nenne es feig!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0285-7

Gotthard zuckte die Achseln. „Ich halte Ihrer Aufregung Vieles zugute, was ich sonst in seine gebührenden Schranken weisen würde", sprach er.

Der Baron ging mit flammendem Gesicht im Zimmer auf und ab. In der einen Ecke stand eine vollständige Rüstung, ein blanker Panzer, darauf gehängt ein Helm mit schwarz und blauen Federn, das Schild mit des Hauses Wahlspruch war daran gelehnt, ein paar mächtige Büffelhandschuhe, ein Schwert mit gewaltigem Korb und eine Lanze mit einem schlaff herabhängendem Fähnlein hingen daräber..

Der Baron schritt mit hastigen Schritten über den knackenden Fußboden, die Waffenstücke klirrten leise an einander und das Fähnlein machte im Luftzug eine mühsam flatternde Bewegung, seinen Staub auf die Rüstung schüttelnd.

Der junge Edelmann griff nach dem Schwerte, seine schmale Hand konnte den mächtigen Griff kaum umfassen, die andere Hand stützte er auf den Schild, über ihm wallten die Federn des Helmes und das Fähnlein der Lanze; die grauen Staubwölkchen sah er nicht, die aus den Federn stäubten, aus ihrer jahrelangen Ruhe von seinem heftigen Fußtritt aufgescheucht. Er stand da wie ein Sanct Georg.

„Begreifen Sie, was Sie mir zumuthen?" rief er. Der Fabrikant hatte gerade wieder eine Feder eingetaucht, vor ihm ein Papier mit einer langen Zahlenliste; auf des Barons Zuruf blickte er über Dinte und Feder hinweg nach dem jungen Ritter. Ein ironisches Lächeln flog über seine Züge, er spritzte die Feder aus und lehnte sich im Stuhle zurück. Sein kühler Blick sagte dem jungen Mann, daß diese heraldische und heroische Stellung ihm nicht imponire.

„Ich weiß immer, was ich sage und thue", sprach er. „Im Uebrigen ist es Ihre Angelegenheit, in der Sie sich selbst rathen mögen."

Der junge Mann lehnte das Schwert wieder in den Winkel, seine Hand ließ den Schild los und mit zusammengepreßten Händen trat er vor Gotthard. — „Und wußten Sie das wirklich in seiner ganzen Schwere, als Sie mir riethen, den Besitz meiner Ahnen zu verlassen?" fragte er.

„Ich wußte, daß es Ihnen nicht leicht werden würde; aber nicht Sie verlassen Ihr Erbe, es hat Sie bereits verlassen."

„Doch das, was zu erhalten ist, will ich erhalten, das gebietet mir Ehre und Pflicht!"

„Gewiß, gewiß", erwiederte der Fabrikant. „Sie sollen erhalten, was zu erhalten ist; wie ich es meine, habe ich Ihnen bereits gesagt, wie Sie es

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0286-3

meinen, muß ich noch erfahren." Die Stimme des Fabrikanten klang scharf, als er das „wie Sie es meinen", betonte.

„Nun", begann der Baron stockend, „neue Anleihen wären nicht unmöglich — und dann —". Gotthard lachte bitter. „Und dann?" wiederholte er. „Und was dann? Auf was glauben Sie überhaupt, daß eine Anleihe erfolgen soll, etwa auf Helm und Schild da in der Ecke?"

„Spotten Sie nicht!" rief der Edelmann. „Helfen Sie mir aus der grenzenlosen Verwirrung!"

„Da giebt es kein ander Mittel, als das: Aergert dich dein Auge, so reiß es aus!"

„Kein anderes!" wiederholte der Andere dumpf. „Sagen Sie es mir noch einmal, was Sie rathen, meine Gedanken sind schmerzhaft unter einander gewirrt, ich kann sie nicht lösen und sichten."

„Sie müssen bei den Kammern um Aufhebung Ihres Majorates einkommen", begann der Fabrikant. „Man wird nach dem jetzt herrschenden System Ihnen deshalb keine Schwierigkeiten machen, da man das Hemmende und Störende solcher bewegungslosen Gütermassen schon längst erkannt hat. Sie haben keine Agnaten?"

„Ich bin der letzte meines Stammes", antwortete der Baron, indem er das Gesicht in beide Hände sinken ließ.

„Das Gut ist zwar furchtbar ausgesogen", fuhr Gotthard fort; „doch wird nach den jetzigen Güterpreisen bei einem Verkaufe immer noch so viel erzielt werden, daß —"

„Daß was?" unterbrach ihn der Baron. „Daß ich ein Bauerngut pachten kann? Ich bin kein Landwirth. Oder daß ich mir eine Uniform und höchstens ein Lieutenantspatent dafür kaufen kann?" Er sprang wieder auf und lief mit hastigen Schritten und Geberden durch das Zimmer. „Oder was sonst? — was sonst?"

Er griff wieder nach dem Schwerte und stieß es in flammendem Zorne gegen den Boden. „Soll ich die rostige Klinge zur Kartoffelhacke machen? O Gott! o Gott!"

Er warf das Schwert von sich, daß die Scheiben klirrten; ein gellendes, widerliches Gelächter klang höhnend nach. „Schöner Franz! schöner Franz!"

Der Baron erblaßte. „Du Todtenunke!" stöhnte er. — Gotthard blickte durch's Fenster; die Beutlerin mit ihrem dürren Hunde stand davor, ihre hexenhafte Gestalt zu ihrer ganzen Länge aufgestreckt. Als sie den Mann er-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0287-8

blickte, sank sie wieder in sich zusammen. „Ich bin ein arm, arm Weibsbild!“ murmelte sie in sich hinein. Gotthard winkte ihr zu gehen und schloß das Fenster.

Der Baron war blaß und erschöpft, die hellen Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. „Das ist meines Hauses Gespenst!“ sprach er und dann wiederholte er, wie zu sich selbst redend, die qualvolle Frage: „Was dann?“

„Dann neues Leben, neuer Muth!“ rief Gotthard. „Ich will Ihnen eine Episode aus Yorik's empfindsamer Reise erzählen, oder sollte Ihnen die Erzählung vom bretonischen Edelmann bekannt sein?“

Der Baron verneinte, und Gotthard erzählte nun jenen anmuthigen, tief empfundenen Bericht des empfindsamen Reisenden, jene Erzählung vom bretonischen Edlen, der es mit dem Degen versucht, aber sich den Weg durch's Leben nicht hatte bahnen können; wie er den Ständen zu Rennes seinen Degen zur Bewahrung übergab, Handel trieb in Martinique und dann nach zwanzig erfolgreichen Jahren wieder kam, seinen Degen zu fordern, seinen Degen, der blank geblieben war während dieser Jahre des Schaffens und Wirkens im fremden Lande, blanker, als er wohl geblieben wäre in den Rüstkammern eines zerfallenden Hauses.

Der Baron hatte nur halb hingehört. „Sie schlagen mir den Handel vor?“ fragte er etwas höhnisch.

Gotthard zog die Stirn in Falten. „Das war meine Meinung nicht“, antwortete er; „wenigstens nicht speciell. Ich wollte Sie nur an die Wirksamkeit des Lebens verweisen und die Möglichkeit Ihnen vor Augen führen, daß Arbeit sich wohl mit dem Adel verträgt. Blicken Sie nach England. Die jüngeren Söhne gehen auf in der Masse des Volkes und der Arbeit, und nichtsdestoweniger sind sie wieder fähig, die Pairskrone zu tragen, wenn Tod und Erbschaft sie Ihnen zuweist. Sie fragen: was dann? die einzige Antwort darauf ist: Arbeit!“

Der Baron schritt noch immer unruhig im Zimmer auf und ab, er nahm bald Dies, bald Jenes zur Hand, um es wieder hinzulegen, sein ganzes Wesen war in fieberhafter Erregung. „Ich werde mich doch noch einmal an die höchste Stelle wenden“, sprach er mit mühsam erzwungener Ruhe. „Der Staat kann nicht wollen, daß seine ältesten Geschlechter, welche ihrer Zeit zu seiner Größe beigetragen, aufhören sollen zu existiren.“

Gotthard blickte auf, Staunen und Mitleid über diese sonderbaren Ansichten von den Pflichten des Staates malten sich in seinem Gesicht. Der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0288-4

Freiherr sah es. „Sie denken, der Staat habe sein Geld nöthig für Eisenbahnen und dergleichen?“ fragte er scharf.

„Allerdings“, antwortete der Fabrikant ruhig.

Dem Baron mochte es selbst einleuchten; er antwortete nur durch ein dumpfes Stöhnen, und die Hände vor das Gesicht geschlagen warf er sich in einen der tiefen Sessel, welche in der Fensterbrüstung standen.

Gotthard stand auf. „Werden Sie ruhig, lieber Freund“, sprach er ernst. „Ich bin weit entfernt, meinen Rath als den einzig richtigen hinstellen zu wollen. Suchen Sie weitern Rath und den bessern nehmen Sie an. Wir bleiben deshalb gute Freunde nach wie vor. Aber jetzt vor Allem werden Sie ruhig, und damit klarer.“

Der Baron saß noch immer in dem Lehnstuhl am Fenster; er hatte es nicht gehört, daß Gotthard weggegangen war. Er wollte denken, klar seine Lage überdenken, den etwaigen Hülfsquellen nachspüren und forschen. Es ging nicht, summend und schwirrend jagten die Gedanken durch sein Hirn, alles mögliche Alberne fiel ihm ein, er dachte an Personen, an Situationen, welche zu der seinen in gar keinem Zusammenhange standen; es war wie ein Fiebertraum.

„So kann es nicht fortgehen! Ich werde wahnsinnig!“ rief er und riß ungestüm das Fenster auf; er stützte den Kopf in die Hand und blickte trübe hinaus in die trübe ergrauende Landschaft.

Gelb, verwelkt war der Laubwald, der auf den Höhen sich hinzog, gelb und welk das Kraut der Rüben und Kartoffeln, die noch auf den Feldern standen. Es war kein erquicklicher Anblick, und der Rest, der vom ehemaligen Schloßgarten noch übrig war, wie herbstlich, wie verwildert!

Da und dort standen noch ehemals kunstgerecht geschnittene Vasen und Urnen von Taxus; die jungen Schosse hatten die einstige Gestalt in's Abenteuerliche verzerrt: wie Gespenster standen sie jetzt da im wild wuchernden Garten. Mit trüben Augen überblickte der junge Mann seinen Besitz. War es denn sein Besitz? war er es je gewesen? — Ein bleierner, schwerer Himmel hing über der Landschaft, bleiern und schwer lag es auf seiner Brust.

„Das giebt einen argen Sturmwind!“ sprach da plötzlich eine Stimme unter seinem Fenster. Der Baron fuhr auf. „Sturm? — Ah, Ihr seid's, Bernbacher?“ sprach er weiter. „Bringt Ihr was Neues?“

„Nicht eben viel Rares“, erwiederte der Mann. „Ich hab' gemeint, Sie sehen nach dem Himmel, Herr Baron. Da sieht's bös aus. Gott sei Dank, daß das Meiste zu Hause ist. Das giebt ein Sturmwetter, denken Sie an mich.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0289-3

Franz von Walfingen folgte mechanisch der ausgestreckten Hand des Bauern; sein Auge blieb an den fahlgelben Streifen im Nordwesten, von dem sich zackig die Wolkenwand schied, hängen. „Wohl möglich", sprach er gleichmüthig; „aber was führt Euch zu mir, Bernbacher?"

Der Bauer räusperte sich und sah sich unbehaglich um. „Es ist mir überkommen daß ich Ungelegenheiten davon hätte, wenn ich die Pachtung wieder aufnähme", sprach er.

Der Baron verstand ihn wohl. „Kommt morgen früh wieder zu mir, Bernbacher, heute bin ich zu müde.

„Es wird doch nicht sein!" sprach der Mann zögernd.

„Morgen, morgen!" rief der Baron.

Der Bernbacher ging kopfschüttelnd davon. Er hatte die dem Baron übrig gebliebenen Güter in Pacht, und hatte man ihm wissen lassen, daß andere Ansprüche da seien, daß nicht der Baron mehr über seine Güter verfügen könne. Eine gute Strecke vom Hause blieb er stehen; bald sah er nach dem kolossalen Bau, bald nach dem gezackten, schwefelgelben Streifen am Himmel. „Da sieht's bös aus!" sprach er vor sich hin, kaum selbst wissend, was er meinte.

„Sturm! Sturm!" rief Franz von Walfingen laut und preßte den schmerzenden Kopf in die Hände.

IX.

Walfingen war ein altes Geschlecht. Sie waren mit den hohenstaufischen Kaisern in Welschland gewesen und bei den Fahrten zum heiligen Kreuz. Sie hatten Schenkungen gemacht an Klöster und Stifter und dann, wie es damals adelig und ritterlich war, das Ausgelegte sich wieder geholt auf den Heerstraßen und von den zu Markt ziehenden Krämern — Nach dem Bauernkrieg hatten sie wie kleine Dynasten und Fürsten in der Landschaft geherrscht und gehaust.

Jedes Zeitalter hatte seine Spuren zurückgelassen am Wohnsitz der Walfingen. Da war erstlich der große Thurm, wie man ihn nannte; der mochte wohl die kreuzfahrenden Walfingen an sich haben vorbeiziehen sehen, ein rohes, plumpes Gebäu; das stündlich den Einsturz zu drohen schien. Der untere Theil war fest wie Felsen, aber der obere mit dem Zinnenwerk hing schlimm über, und um seines Hauses stolzestes Wahrzeichen nicht zu verlieren, hatte der Großvater des Barons mit starken Pfählen den überhängenden Theil

stützen lassen; über die Balken war seitdem auch schon mancher Regen gerauscht und mancher Winter gegangen, sie sahen aus, als wären sie verkohlt, so schwarz und rissig.

Das war der letzte Rest der alten Burg. Daneben stand das Herrenhaus aus der Zeit der Bauernkriege, schier anzusehen wie ein Gefängniß mit seinen kahlen, schmucklosen Mauern, mit den schmalen, vergitterten Fenstern in dem dicken Gemäuer, finster und mißtrauisch. Der einzige Zierrath war das Wappen über dem Portal mit seinen zähnefletschenden Löwen und vier gräuliche Drachen von Blech an den Ecken des hohen Schieferdachs. Man mußte gestehen, daß die Anmuth hier nicht Baumeisterin gewesen und der Aberglaube des Volks, welches in den finstern Bau eine Menge Spukgeschichten verlegte, wenigstens den Ort nicht unpassend gewählt hatte.

Den schroffsten Gegensatz zu diesem schwerfälligen Gebäu mit dem hohen Erdgeschoß und dem hohen Schieferdach bildete der Bau, der sich von der andern Seite an den großen Thurm schloß, seine Front dem Thaleingang statt dem Dorfe zuwendend. — Das Haus mit den blechernen Drachen und den Gitterfenstern hatte den Bedürfnissen und Ansprüchen der Enkel nicht mehr genügt; es war zu Dienstwohnungen und Fruchtspeichern benutzt worden, so lange noch ein zahlreiches Gesinde von den immer vollen Kammern sich nähren konnte, und daß sie immer voll seien, dafür sorgten schon Zehntvögte und Amtleute, nebenbei auch für ihre eigenen Speicher und Seckel, wie das Brauch war.

Es war damals ein lustiges Wohnen zu Walfingen und ein stolzes Wesen, als das neue Herrenhaus gebaut wurde neben dem großen Thurm. Ein Franzose hatte den Plan gezeichnet; es sollte „une maison seigneurale“ werden, groß und prächtig, mit Galerien und Prunksälen, mit Bildwerk und Säulenschmuck. Mächtig ward denn auch begonnen; das erste Geschoß wuchs fabelhaft geschwind aus dem Boden, das prächtige Portal mit den korinthischen Säulen und der herrlichen Freitreppe stand da wie durch Zauber hervorgerufen. Das sollte ein Bau werden wie in Tausend und einer Nacht. Aus Italien kamen die marmornen Säulenköpfe und Gesimse, die Stukkaturen und Wandgemälde, aus Frankreich die Möbel, die Tapeten und Goldleisten. Es sollte rasch gehen, so rasch als möglich. Aber auf einmal ging es langsamer, immer langsamer, nothdürftig ward das zweite Geschoß fertig, dann stand die Arbeit still. Sei es, daß der Baron die Lust am Bauen verloren hatte, oder ließen die Gelder nach, der Wunderbau ward nicht fertig. Man setzte ein schlechtes Dach darauf, zur Nothdurft, da man immer noch weiter zu bauen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0291-4

beabsichtigte; aber das einmal Unterbrochene ward nicht wieder aufgenommen, und so stand nach kaum einem Jahrhundert der unvollendete Prachtbau zum größten Theil ruinenhaft da.

Nur der kleinste Theil war bewohnbar und wohnlich. Der Vater des Barons hatte nicht Lust getragen, diese Räume zu bewohnen oder auszubauen, der bessere Theil der Möbel und Gemälde wanderte in sein Hôtel in der Residenz und ward mit diesem verkauft. So blieben dem jungen Edelmann nur wenige Zimmer in wohnlichem Zustande. Was von eleganterer Möblirung dagewesen, war, wie gesagt, entfernt worden und dem jungen Erben blieben zum Schmucke seines Hauswesens außer den nothwendigsten Geräthstücken nur noch die Ahnenbilder und Rüstungen zurück. Diese mittelalterlichen Trophäen waren nicht nach dem Geschmack des Gesandten gewesen; er hatte sich heimischer gefühlt in Boudoirs als in Rittersälen, und so war seinem Sohne wenigstens dieses übrig blieben.

Das war Walsingen. Sagen wir noch, daß es auf einer vorspringenden mäßigen Anhöhe lag, rings frei von Wald und Busch, so hat der Leser ein ungefähres Bild von diesem Hause, an welchem so viele Geschlechter und Zeitalter gebaut.

Der junge Freiherr hatte sich erschöpft auf das Bett geworfen, er hatte das Nachtessen abgelehnt, das seine erschrockene Haushälterin ihm mehrmals anbot, er begehrte Ruhe, nur Ruhe. So lag er, halb ausgekleidet, in der dämmerigen Stube. Bilder seiner Kindheit, seiner vereinsamten Kindheit seiner wilden Jünglingszeit zogen in buntem Wechsel an seiner Seele vorüber. — Er dachte an seine ehemalige Braut, und knirschend warf er sich auf die andere Seite; er dachte an die Bälle bei Hof, an Wettrennen und Theater, an seine alten Kameraden bei Wein und Spiel. Und wie es so geht, wenn man von Erinnerungen halb willenlos sich umgaukeln läßt, so tauchte unter den wechselnden Bildern ihm plötzlich ein schöner brauner Mädchenkopf mit klaren, leuchtenden Augen auf. Er hatte einmal mit diesem Mädchen getanzt auf einem Bürgerballe, mit ihr gesprochen und ein paar Wochen an sie gedacht. — „Aber, guter Gott, was sollen mir jetzt Gedanken an ein Mädchen — an Bälle?" — Er warf sich ungestüm auf dem Bette herum, die Luft im Zimmer war drückend schwül, sein ganzes Wesen war peinlich erregt; Unbehagen nach außen und innen.

Endlich besiegte die Natur die überreizten Nerven, er entschlief. Aber die wirren Bilder setzten im Traume ihr Spiel fort. Es war dem jungen Manne,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0292-0

als schwämme er wieder auf der See zwischen Marseille und Corsica Sie hatten damals einen Sturm gehabt, er hörte den Wind pfeifen durch das Takelwerk, die Masten ächzten und die See brüllte wie eine Horde wilder Thiere. Jetzt wieder war er bei einem Uebungslager. Das Rottenfeuer knatterte — nein, es war die Geburt des Erbprinzen, hundert und ein Kanonenschuß, Glockengeläute, Vivat hoch! — Nein, nein — die Erde thut sich auf, ein Pulverthurm fliegt in die Luft. Das war ein Knall!

Er fuhr auf? Was ist's? Liegt er noch in seiner dunklen Koje und schwimmt auf dem Mittelmeer durch die rasende Sturmnacht den Felsen von Corsica zu? — Was ist los? — Ein Gebrüll und Gerase draußen, als ginge es zum jüngsten Tag. Noch liegt ihm der Schlaf in den Gliedern und Gedanken; er kann sich nicht recht besinnen, ob er im Traum lebt oder in der Wirklichkeit.

Draußen aber saust der Herbststurm über das Land wie die wilde Jagd, durch die herbstlichen Wälder geht es pfeifend und knatternd, wie der Wald von Dunsinan stürmt er gegen das Schloß mit emporgeschleuderten Aesten und Zweigen, mit ganzen Wolken wirbelnden Laubes. Kreischend drehen die blechernen Drachen ihre verbogenen Leiber, Schieferstücke und Drachen stürzen rasselnd und klappernd in den Hof. Jetzt ist's still, einen Moment lang, nur die Ziegel hört man fallen und unten im Dorf einen nachpolternden Schornstein. Da — mit vollen Backen setzt der Sturm wieder ein, die schwarzen morschen Stützen des großen Thurmes biegen sich wie Rohr, noch einmal — — Das war ein Knall! Tausend Donner brüllen ihm nach, und ein wilder Wehschrei kreischt dazwischen, wie ein letzter Hülferuf. Das Herrenhaus wankt, ein Krachen läuft vom Dach zum Erdgeschoß — noch eines und wieder — dann poltern Steine. Jetzt wird's stiller, nur der Sand rieselt an den Wänden. Auch der Sturm hat sich erschöpft; es windet nur leise.

Der Edelmann war zu sich gekommen, und eine kalte Ruhe über ihn; er suchte nach Feuerzeug im Dunkel um ihn; da klopfte es an seine Thür; weinend und jammernd rief ihm die Haushälterin zu, ob er noch lebe?

Er öffnete: „Ruhig, Jungfer, wir werden noch mit dem Leben davon kommen. Der große Thurm, scheint's, ist eingestürzt?" — „Ja, barmherziger Gott! Ja, und wenn Euer Gnaden sich nicht schnell davon machen, so stürzt über Euer Gnaden auch das Dach zusammen!" Das Gebälk im Dache des Herrenhauses krachte bedenklich, und im Zimmer des Barons selbst war ein Theil der reichen Stuckarbeit herabgestürzt. Das sah er bei dem Scheine des Lichtes, das die Hausjungfer in zitternden Händen hielt. Jetzt kam auch sein

Reitknecht und noch einige Leute. „Herr Baron, kommen Sie um Gotteswillen schnell in das alte Haus herüber! Ein Theil des Thurmes hängt noch über und kann jeden Augenblick stürzen. Das ist eine Nacht!"

„Ist Niemand beschädigt worden?" fragte der Baron. „Es war mir, als ob ich einen Wehschrei hörte." — „Nicht, daß ich wüßte", antwortete der Knecht, der mit der Laterne voranging.

Der Baron trat hinaus in den Hof; der Sturm hatte fast aufgehört, aber noch jagten die Wolken pfeilschnell am Himmel hin, das Gewölk hatte der Sturmwind zerrissen und ein heller Vollmond beleuchtete jetzt seine Zerstörungen. Es hatten sich Leute aus dem Dorfe eingefunden, Männer und Weiber; in Gruppen standen sie umher, bald nach dem überhängenden Thurme, bald nach dem Edelmann blickend.

Die südliche Hälfte des Thurmes war eingestürzt, vornüber in den Schloßgarten, nur ein kleiner Theil hatte im Fallen das Herrenhaus gestreift und eine Ecke des Daches eingedrückt; die größere Gefahr stand noch bevor. Die Stützen lagen zerbrochen, von der Gewalt des Windes weithin in den Hof geschleudert, ein beträchtliches Stück Mauerwerk war vorgerutscht und hing jetzt schwankend und drohend über dem Herrenhause. Es mußte stürzen, der Schrei eines Kindes konnte hinreichen, diese schwankende Mauermasse zum Falle zu bringen. Die Leute im Hofe standen schweigend, sie wagten kaum zu athmen.

Franz von Walfingen stand mit untergeschlagenen Armen da, er sah die dräuende Masse über seinem Hause hängen, er sah sie wanken, stürzen — das Prachtpalais war zertrümmert.

„Das Siegel drauf!" lachte er. „Und jetzt ist's fertig!" sprach er dumpf vor sich hin. Er sah den Staub aufwirbeln vom gebrochenen Bau, wie eine Rauchsäule von einer Brandstätte. „Vorüber!" sprach er und bedeckte mit der Hand seine Augen. — Da legte eine Hand sich auf seinen Arm und Gotthard's volle Stimme tönte in sein verdüstertes Innere: „Zerbrach Dein Haus, bau' Dir ein neues, Freund!"

X.

Franz von Walfingen hatte recht gehört, als er nach dem Sturze des Thurmes einen Wehschrei zu vernehmen glaubte. Schwer verwundet hatte man die Beutlerin neben den Ruinen im Schloßgarten liegend gefunden. Nur mit Mühe war es Gotthard und dem Baron gelungen, sie vor den Mißhandlungen des Volkes zu schützen. Das sei die Hexe, schrie das Volk, die als Rabe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0294-1

dem Sturme vorgeflogen. Was habe sie sonst in der Nacht oben am Schlosse zu thun?

Man brachte das alte Weib, das aus einer tiefen Stirnwunde blutete, nach ihrer Hütte. Lange lag sie in tiefer Ohnmacht, dann begehrte sie, man solle Frau Kraft zu ihr rufen.

Merkwürdig genug schienen in der Nähe des Todes die verdüsterten Kammern ihres Verständnisses sich aufzuhellen und zu lichten. Sie sprach zusammenhängender und verständlicher, als man es sich je von ihr erinnerte. Sie dankte für die Hülfeleistungen Gotthard's, des Barons erwähnte sie nicht. Nur einmal rief sie in wildem Triumphe: „Und wenn sein Fall auch mein Tod ist, so hab' ich's doch erlebt!"

Helene, welche seit dem Abenteuer an der Landstraße die Alte fortwährend unterstützt hatte, zeigte sich auch jetzt bereit, zu gehen. Sie nahm alte Leinwand und Wein mit und trat in ihrer Schwester Louise Begleitung den Weg zur Hütte an.

Das Häuschen, in welchem die Verunglückte lebte, lag abseits vom Dorf am Berge. So elend und verkommen es auch aussah, wäre es doch ein Vorwurf für eine Landschaftsstudie gewesen, dieses verwitterte Lehmhäuschen mit dem moosigen Strohdach, das sich in den Bergspalt geduckt hatte, überragt von einer vorspringenden Felsplatte, welche, lustig überwuchert von Brombeer- und Ginsterbüschen, von Steinnelken und Epheu, ihre vom Herbst gebräunten Ranken auf das moderige Strohdach herabsenkte. Ein verwahrlostes, struppiges Gärtchen mit heruntergetretenem Zaun umgab von zwei Seiten die Hütte.

Als Helene und Louise durch das Dorf schritten, war das Gerücht, daß sie zur Hexenurschel gingen, ihnen voran schon von Haus zu Haus geflattert. Die Weiber öffneten die Fenster und sahen den Frauen kopfschüttelnd nach, die Kinder liefen mit ihnen, um die große Begebenheit mit Augen zu sehen, daß die „Stadtfrauen" wirklich zu der Hexenurschel hineingingen.

Wahrhaftig, sie thaten's. — Die Kinder blieben noch eine Weile auf der Straße stehen und starrten das Haus an, ein paar der Kühnsten drangen selbst bis in das Gärtchen vor und erschreckten den schönen, schwarzen Kater der Beutlerin, der auf einem sonnebeschienenen Bündel Reisig mit blinzelnden Augen der Ruhe gepflegt; mit einem Satze sprang das erschreckte Thier in die Höhe, als unter den Tritten der vorsichtig heranschleichenden Kinder das Reisig knackte und rauschte. Erst standen die Kinder wie versteinert, als plötz-

lich auf dem Reisig, fauchend und knurrend mit gebogenem Rücken die schwarze Katze stand, dann löste Angst und Schrecken sich in gellenden Schreien, und eines das andere vor sich hertreibend, liefen sie zu den wartenden Gefährten auf die Straße zurück.

Aus dem Schlote der Hütte stieg ein dünner Rauch, der langsam an der Felswand emporwirbelte; die erregte Phantasie der Dorfkinder auf der Straße sah da allerhand wilde, abenteuerliche Gestalten, Teufelchen und Drachen, und als jetzt gar eine Dohle mit krächzendem Schrei von der Felsplatte aufflog und die Rauchwirbel mit den schwarzen Flügeln zertheilend sich auf dem Rande des Strohdaches niederließ, da war das Maß des Grausens voll. Wie vom Winde weggeblasen stoben die Kinder dem Dorfe zu; sie hatten Zeichen und Wunder gesehen.

Helene und Louise waren durch die armselige Küche, in welcher eine alte, von der Gemeinde gesandte Weibsperson lärmend hantirte, in die niedrige Stube getreten; eine feuchte Moderluft wehte sie erstickend an. Das Haus war wie ein Schwalbennest an den Felsen geklebt, damit der Ersparniß halber dieser die Rückwand bilde. Wohl war diese Seite mit Bretern verschlagen, aber das beständig vom Felsen herabsickernde Wasser hatte sie zermürbt und aufgeschwellt wie Zunder. In allen Ecken lagen und hingen Bündel von Kräutern, ein Arm voll frischem Calmus lag auf dem Tische und am Fußende des Bettes hing ein zusammengeschlungenes Taschentuch voll der starkriechenden Wurzel des Baldrian. Der Geruch war betäubend. Helene lief gegen das Fenster und öffnete es. Dann zog sie den Bettvorhang zurück. Mit verbundenem Kopf, aber mit weit offenen Augen lag das Weib auf den blutgetränkten Kissen.

„Ich hab's gewußt, daß Sie kommen, aber wer ist noch dabei?" — „Es ist meine Schwester", antwortete Helene. „Wir wollen Euch Erleichterung verschaffen, Beutlerin, so weit es geht."

Die Alte schüttelte heftig den Kopf. „Nein, nein, ich will nichts, als allein mit Ihnen reden — ganz allein. Sie haben mir Gutes gethan, das hab' ich nicht vergessen, geben Sie mir Ihre Hand und setzen Sie sich hierher — so! — Schickt die dort hinaus, ich will Niemand mehr sehen aus dem Dorfe."

Die Pflegerin entfernte sich und Louise reichte der Kranken vom mitgebrachten Wein. „Das thut gut!" rief diese. „Hab' keinen mehr getrunken, seit ich mit den Oesterreichern in Italien war und Tyrol Damals, ja, das war ein lustig Leben im Marketenderzelt!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0296-3

Sie richtete sich auf dem Ellbogen auf. „Setzen Sie sich hierher, Frau, ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Laßt mich, ich muß!“ rief sie wild, als Helene dem wehren wollte und sie zur Ruhe ermahnte. „Die Ruhe kommt jetzt bald, die ewige, die dunkle Ruhe! Heut' Nacht, als mir der große Thurm auf die Glieder stürzte, als er mir den Fuß brach und das tiefe Loch da in die Stirn schlug, da ist's wieder klar geworden in meinem Hirn und ich hab' gejauchzt und frohlockt, daß ich das hab' erleben dürfen, daß das verfluchte Haus der Walfingen zusammenbricht wie ein irdener Scherben — und ich bin doch eine Tochter dieses Hauses! — Ich bin nicht wahnsinnig! Was sehen Sie mich mit so traurigen Augen an? Ich rede nicht im Fieber. Da war Einer von Walfingen, der hat eine Wallfahrt gemacht nach dem heiligen Land, auf daß Gott ihm einen Erben schenke, und wie unser Herrgott es nicht gethan hat, da sollt' ihm der Teufel helfen, und der hat ihm eine Höllenbrut gesandt, einen Drachen aus dem Schwefelpfuhl. Draußen am Drachenbrunnen liegt er, ich habe meinen Fuß auf seinen Leib gesetzt und da habe ich gespürt, wie der Stein zuckte. — Das ist der Franz von Walfingen!“

Schaudernd stand Louise auf und setzte sich an das offene Fenster. Helene aber rief: „Beutlerin, legt Euren Kopf wieder auf das Kissen! Ihr redet irre!“ — „Nein, ich rede nicht irre!“ rief das Weib. „Hört mich!“

Die Alte hob an: „Der, von dem ich sprach, das war der schöne junge Franz, dem die Edeljungfrauen nachliefen, wie die Buben dem Pfeifer. Damals hat hier ein freier Bauer gelebt, der Damian Beutler, der war Bürgermeister zu Walfingen und ein reicher, freier Mann auf seinem Besitz, und ein Weib hatte er, schön wie Milch und Blut. Die gefiel dem schönen Franz, und der meinte, jede Rose sei nur für seinen Hut und jeder Apfel müßt' ihm in die Hand fallen, er brauche sie nur darnach auszustrecken. Mit dem Geißelstecken wies ihm der Beutler den Weg aus seinem Garten. Das wurmte den Junker und er zerrte und riß an dem Mann, wo er nur konnte. Sein Vieh trieb er ihm von der Weide und sein Gesinde ließ er stäupen wegen Geringem.

„Damals war eine böse Zeit und der Adel plagte die Bauern mit Frohnen, daß es zum Himmel schrie. Da stand der Bauer auf in hellen Haufen am Neckar und Main, und der Bauer brach die Burgen und tagte in Heilbronn. Der Damian Beutler war auch dabei im hellen Haufen vom Odenwald. — Das war ein Sommer! da haben die Bauernsensen Menschengebein gemäht; das war ein Sommer, wie die Johannisfeuer von den Burgen loderten! Als aber der Adel mit Macht einsprengte und die Städte Fanggarne spannten, da

kam ein böser Winter darauf. Der wilde Truchseß schoß wie ein Höllenbrand durch das Land, und der schöne Franz war immer bei ihm.

„Da haben sie in einer Novembernacht den Damian Beutler eingebracht mit noch acht von den Rädelsführern. Da lacht der Walfingen und sagt: „Alle Neune! wie beim Kegelspiel! Habt ihr gekegelt die Zeit, sollt ihr auch aufsetzen!“ Und sie haben die Männer eingegraben bis an den Hals, nach Kegelordnung, und haben mit Kanonenkugeln darnach gekegelt, die Herren und der Truchseß — nach den lebendigen Köpfen mit eisernen Kugeln — und den Beutler hat der schöne Franz zum Kegelkönig gemacht. Ach!“

Das Weib schrie auf und preßte die Hand gegen die blutende Stirn, in welcher es hämmerte und schlug, als prallten die eisernen Kugeln dagegen. — Bleich und athemlos lehnte Helene in ihrem Stuhle, das Grausen einer wüsten Zeit, die wilden, blutigen Traditionen, welche davon im Volke noch lebten, fielen ihr gleich glühenden Tropfen in die Seele. Louise war aufgesprungen, es ward ihr zu graufig und eng im dumpfen Raume. „Um Gottes-willen, Helene!“ rief sie, „komm mit heraus in die Sonne!“ Helene wandte sich um, da aber griff die Alte nach ihrer Hand. „Bleibt da, Frau! bleibt da!“ Helene blieb.

„Ich bin bald fertig!“ begann die Alte wieder. „Kegelkönig haben sie mein Geschlecht geschimpft und thun's noch heute; Keiner weiß mehr warum, aber ich weiß es und hab's nicht vergessen. Wie der schöne Franz wieder heim kam, ging er zu des Beutlers Weib auf die Mühle. „Hab' ich mit dem Mann gekegelt, will ich auch tanzen mit der Frau!“ sagte er, aber die Frau riß sich los, und eh' sie aus dem Fenster in den Mühlbach sprang, verfluchte sie des Walfingen Geschlecht und den Letzten müsse sein eigen Haus erschlagen.

„Der Junker nahm des Beutlers Gut, da wurden seine Kinder Bettelleut'. Meine Mutter hat helfen Wild treiben, da die großen Jagden noch waren im Dreifaltener Forst. Da hat ein Herr von Walfingen sie gesehen, und wie sie über's Jahr mit einem Kind im Arm ihm wieder in den Weg trat, da hat er die Peitsche über ihr geschwungen. Geschah ihr Recht! was hat sie's vergessen, daß Walfingen ihr Fluch sei!

„Der Baron hatte noch eine Tochter: das war meine Schwester. Chloe hat sie geheißen und ist in Seide und Sammet bei Hof stolzirt, dieweil ich auf dem Marketenderkarren mit den fliehenden Heeren zog. Wissen Sie, was das ist, eine Flucht? Ich hab's gesehen — ich!“

„Beutlerin, denkt nicht an die erlebten Gräuel und blutigen Bilder“,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0298-4

sagte Helene. „Schließt milder und sanfter ab mit dem Leben! Ich will mit Euch beten! Zu was hilft es, all' das Schreckliche wieder hervorzuzerren aus dem jahrelangen Grabe? Laßt das Weh und Mühsal Eures Lebens hinter Euch und richtet Euer Auge vorwärts und aufwärts dahin, wo keine Thränen und keine rinnenden Blutstropfen mehr sind!"

Die Alte drehte sich ungeduldig auf ihren Kissen umher; der Verband an der Stirn hatte sich verschoben und das Blut rann in schmalen, dunklen Streifen über das faltige Gesicht. „Lassen Sie mich ausreden, ich bin noch nicht fertig", sprach sie mit heiserer Stimme und schob die Hand der Frau zurück, welche den Verband ordnen wollte. „Ich will nicht mehr leben, ich hab's satt, satt bis zum Ekel, aber ich will fertig sein.

„Die Chloe lebte schon lang da draußen in dem Hause am Drachenbrunnen, wo des schönen Franz Seele in den steinernen Lindwurm gebannt ist, da ich heim kam aus der Fremde mit müden, zerbrochenen Gliedern. Sie war meines Vaters Tochter und hatte viel Geld und Gut in kostbaren Juwelen, Da ging ich zu ihr und bat, daß sie sich meiner annehme als Schwester, denn ich war elend und krank, und arbeiten bei den Bauern im Feld, das hatt' ich nicht gelernt und konnt's nicht.

„Mit einem erbärmlichen Almosen wollt' sie mich abfinden; ich aber warf es ihr vor die Füße und schwur mir und der Seele des Damian Beutler, schwur es mir zu da draußen am Drachenbrunnen, daß ich es den Walsingen gedenken wollte in Haß und Schädigung, so viel ich könnte.

„Die Chloe behängte sich fast täglich mit ihren Juwelen und bewunderte sich selber im Spiegel, weil sonst Niemand es mehr that. Da sie aber mißtrauisch war und immer fürchtete, die Kostbarkeiten könnten ihr gestohlen werden. schickte sie jedesmal ihre Magd fort, und diese mußte hinter ihr Haus und Garten verschließen und verriegeln. — Das hab' ich gewußt, ich hab' aber auch gewußt, wie ich mich in's Haus schleichen konnte, und hab' mich versteckt gehalten in der Holzkammer eine Nacht und einen Tag lang, bis die Magd fortging und ich alle Riegel und Schlösser klirren hörte. Da bin ich leise an die Thür geschlichen und hab' durch den Spalt die Chloe gesehen, wie sie hustend und keuchend sich an eine Commode schleppte, wie sie an einem geheimen Fach schob und ein Kästchen heraus nahm, das sie stöhnend vor den Spiegeltisch schleppte. Ich sah, wie sie es aufmachte und eine gleißende, schimmernde Kette herausnahm, in beiden Händen gespannt hielt und sie eben um ihren Hals legen wollte; da stieß ich die Thür auf und stand vor ihr.

„Die Chloe ließ zitternd die Kette fallen und fragte mich, was ich wolle? — In der Holzkammer eine Nacht und einen Tag hatt' ich gekrümmt unter dem Holz gesessen und der Hunger und der Haß fraßen an mir wie die Wölfe. „Theilen will ich mit Dir, wie Schwestern sollen!" rief ich und sprang gegen sie vor; da warf sich die Alte mit dem Leibe über ihren Schmuck wie eine Gluckhenne über ihre Brut; mich aber hatte die Wuth gepackt, und ich riß sie auf und nahm das Kästchen und die Kette an mich und gab ihr einen Stoß, daß sie in den Sessel zurücktaumelte.

„Wie ich nun zum Fenster hinausspringen will auf die Treppe, sah ich, daß die Chloe sich aufgerafft hat und taumelnd mir nach will, und wie ich das Fenster wieder zuziehe, hör' ich sie einen Schrei ausstoßen, der mir durch Mark und Bein geht, und ich seh' sie vorüber fallen und mit der Stirn an den vergoldeten Fuß ihres Spiegeltisches schlagen. — Da lief ich durch den Garten wie ein Dieb, und beim Brunnen kroch ich durch den Zaun, und ohne daß mich ein Mensch gesehen, kam ich hierher. — Wie hat Seine Excellenz nach dem Juwelenschrein gesucht! ha! ha! — Aber nicht da, nicht da!"

Ein heftiger, pfeifender Husten unterbrach die Bekenntnisse des alten Weibes, aber immer wieder deutete sie auf ihren Strohsack und rief: „Nicht da! nicht da!"

Helene wußte sich kaum zu helfen; sie empfand ein Grausen vor dem wilden Weibe, das vor ihr lag, sie hätte sich fliehend vor diesen Gräueln verhüllen mögen, und doch fesselte wieder das Mitleid mit der hülflosen, verdüsterten Seele sie an das freundlose Sterbebett.

Die Beutlerin kam wieder zu sich: „Sie sollen es haben, Frau, Sie sollen all' das Geschmeid' haben, wenn Sie mir einen Schwur thun, daß kein Walfingen je einen Schimmer davon sieht. Sie sind gut gegen mich gewesen und sollen dafür in Gold und Karfunkel gehen!"

„Beutlerin, Ihr habt nicht mehr lange Zeit zur Reue und Umkehr!" rief Helene. „Aber Ihr habt noch Zeit!" — „Schwören Sie! schwören Sie!" keuchte das Weib mit angstverzerrten Zügen. „Kein Walfingen!" — „Nein Beutlerin! Ich werde mein Möglichstes thun, um das Gut, das Ihr sündigerweise an Euch genommen, wieder dem rechtmäßigen Besitzer zuzustellen." — „Nein! nein!" schrie das Weib und zerrte in blinder Wuth den Verband von der Stirn. „Wollt Ihr meine Rache zu Schanden machen?" — „Die Rache ist mein, spricht der Herr, und ich will vergelten!" rief Helene. „Was that

Euch der späte Enkel zu Leid? — „Er ist seines Hauses Kind, des Hauses, das das meine zertreten!“

Wieder unterbrach sie der Husten, das Blut rann aus der aufgerissenen Wunde, und erschöpft von dem langen Sprechen sank das Weib zurück. Der Todesengel rauschte über ihr mit dunklem Fittig. — Louise war wieder eingetreten, sie bemühte sich mit ihrer Schwester um die Sterbende. Der Husten ließ nach und immer schwächer ging der Athem.

„Beutlerin, könnt Ihr mich hören?“ fragte Helene. Die Alte nickte. Da ergriff die Frau die welken, blutbefleckten Hände des alten Weibes, und sie in den ihrigen zusammenfaltend begann sie mit lauter Stimme das Gebet des Herrn zu sprechen. Louise war an der Seite des Bettes niedergekniet. „Und vergieb uns unsere Schuld, so wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“ — „Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ murmelte das Weib nach und schloß die Augen.

XI.

„Mein Haus ist mir über dem Kopfe zusammengestürzt“, sprach Franz von Walfingen zu dem Fabrikanten. „Ich habe dieser letzten Mahnung noch bedurft, um frei zu werden, um mich loszumachen vom Alten, Versinkenden, um im neuen Boden den alten Stamm frisch wurzeln zu lassen. Muß ich die dürre Krone auch abwerfen, wie ein weiser Gärtner, so werden die niedrigeren Schossen um so lustiger grünen. Diese Nacht der Zerstörung hat mir einen Morgen des Werdens gebracht.“

Gotthard bot dem Baron die Hand. „Glück auf!“ rief er. — „Aber nun wollen wir Ernst machen“, sprach der Freiherr. „Ich sehne mich aus diesem Chaos der Bedrängnisse und erschlaffenden Thatlosigkeit hinaus in eine frische Thätigkeit. — Wie wäre es, wenn Sie mich einstweilen zu Ihrem Gehülfen in der Fabrik machten? — Das Maschinenwesen ist mir nicht so fremd, wie Sie wohl glauben; freilich kann ich mehr nur von Interesse als von Kenntnissen reden.“

„Wie gern ich es thäte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen“, antwortete der Andere. „Aber es haben sich eben jetzt eigenthümliche Umstände und Verhältnisse ergeben.“ — „Wie so?“ — „Sie wissen, die Fabrik ist Pupillengut. Nun soll nach einem Beschlusse der Obervormundschaft das Vermögen der Minderjährigen, um möglichen mißlichen Eventualitäten vorzubeugen, in Grundstücken angelegt und die Fabrik verkauft werden. Man ist mir nun von

Seiten der Vormünder wesentlich entgegengekommen und hat mir so billige Bedingungen geboten, daß ich nicht abgeneigt wäre, die Fabrik zu übernehmen, wenn meine Mittel und Kräfte dazu ausreichten. Denn im jetzigen beschränkten Maße möchte ich sie nicht fortführen, das ganze Wesen erfordert einen bedeutendern Umfang, um siegreich gegen die anderen Werke in Concurrenz zu treten. Mit einem mir ganz fremden Menschen aber mich zu verbinden, widerstrebt mir im höchsten Grade; ich habe darin zu widerwärtige Erfahrungen gemacht."

Der junge Edelmann hatte mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte zugehört; jetzt hob er es, und mit festem Auge in das Angesicht Gotthard's blickend, fragte er: „Würden Sie es wagen, sich mit einer festen Willens- und Arbeitskraft zu verbinden, selbst wenn diese Verbindung Ihnen nur geringe Geldmittel bieten könnte? Wollen Sie es mit mir unternehmen? — Antworten Sie noch nicht, Freund, überlegen und prüfen Sie, ob der mögliche Ueberschuß, welcher mir nach Verkauf des Majorats und der Befriedigung meiner Gläubiger bleibt, Ihnen genügen würde."

Gotthard erwiederte: „Wie groß oder wie klein das Capital auch sei, über welches Sie verfügen, Sie bieten mir jetzt das Größte, die volle Summe eines Mannes, eines Mannes, den die Widerwärtigkeiten den eigenen Werth haben erkennen lassen. Wir wollen unsere Kraft vereinigen, um uns den Weg durch's Leben zu bahnen. Ob sich hier uns schon die Pforte aufthun soll, das bedarf des Prüfens und der Ueberlegung." Er bot dem jungen Edelmanne nochmals die Hand: „Schlagen Sie ein, Freund! wir wollen es versuchen!"

Da rauschte neben den Männern das dürre Geblätter des Rebganges, ein flüchtiger Schritt huschte über den Kiesweg, die Ranken theilten sich vor einer schlanken, anmuthigen Gestalt, ein schönes, glühendes Antlitz blickte zu den Männern empor.

„Louise?" rief Gotthard. Der Baron trat einen Schritt zurück, wie erschrocken; seine Augen begegneten den glänzenden Augensternen vor ihm und sogen wie durstig ihr Leuchten ein. — Einen Augenblick, einen kurzen und doch so langen Augenblick hielten die Blicke sich fest wie in einander geschlungene Hände, dann senkte das Mädchen die Wimpern, ein tiefes brennendes Roth stieg vom gesenkten Nacken empor zu der geneigten Stirn, lief über die heißen Wangen und wetteiferte mit der frischen Röthe der Lippen, auf welchen das Wort erstorben war. Aber rasch sich wieder fassend, wandte sie sich gegen Gotthard.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0302-1



Die Walsingen.

Gottbard ergriff die dargebotene Hand u. s. w. (S. S. 283.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0303-7

„Warum so erregt, Louise?" fragte dieser. — „Helene sendet mich", entgegnete das Mädchen hastig. „Sie bedarf Deiner am Todtenbette der Beutlerin; wir haben eine schwere Stunde da gehabt. Ich bitte Dich, suche rasch Helenen auf, sie ist allein mit der Todten und hat Dir Merkwürdiges zu berichten."

„Also die Alte ist todt?" sagte Gotthard. „Nun dann, denke ich, kann ein Anderer als meine Frau die Leichenwache dort versehen. Ich werde bald wieder zurück sein, lieber Freund, wenn Sie sich bis dahin gedulden wollen."

Der junge Edelmann winkte ihm schweigend zu, während jener den Garten verließ, und dann gegen Louise sich wendend, die mit einer stummen Verbeugung sich entfernen wollte, fragte er: „Habe ich nicht das Glück, von Ihnen gekannt zu sein, mein Fräulein? Sie erinnern sich meiner nicht mehr?" — „O doch", erwiederte das Mädchen — „vom Neujahrsball in X. Ich erinnere mich dessen noch recht gut." Der junge Mann ergriff ihre niederhängende Hand, und einen leisen Kuß darauf pressend, sprach er: „Ich danke!"

Das Mädchen erröthete noch tiefer; ein leises Beben flog bei seiner Berührung durch ihren schlanken Leib, sie dachte an das welke Cotillonsträußchen, das bei ihren Bändern lag; das hatte der Baron ihr damals gegeben. Sie hatte seinen Namen, den man ihr genannt, sogleich wieder vergessen. Aber was that das? Er hatte ihr so wohl gefallen, als er sie zum Tanz aufgefordert, seine Unterhaltung war so belebt gewesen und sie hatte weit länger an ihn gedacht, als ihr Verstand gutheißen wollte. Ihre Freundinnen hatten sie damals und noch eine gute Weile nachher mit dem „fremden Prinzen" geneckt. — Sie sah den Saal mit den Hunderten von Lichtern, die sich vielfarbig in den schwankenden Glasbehängen der Kronleuchter brachen, wieder vor sich; sie hörte die rauschenden Tanzweisen und sah ihr eigenes Bild mit dem weißen Rosenkranze im Haar in den Spiegeln vorübergleiten; sie sah, wie er, dessen Blicke jetzt auf ihrem gesenkten Scheitel ruhten, zu ihr trat, wie er ihr das Sträußchen bot und sie es in den Gürtel steckte. Es war eine rothe Rose mit Vergißmeinnicht. Die Blumen waren welk geworden seitdem; sie meinte ihr Knittern und Rascheln zu hören, wie schon so oft, wenn ihre suchende Hand sie berührte, und es war ihr, als müsse der Baron es ihr ansehen, daß das Sträußchen, wenn auch welk und dürr, noch existirte; es war ihr, als ob tausend Stimmen um sie es ihm entgegen schrien: „Sie hat an Dich gedacht, die Närrin, in tausend Träumen bei Tag und bei Nacht!" Sie war verrathen in ihrer Schwäche, die muthige Louise. Das Klopfen ihres

Herzens, die brennende Röthe, die wispernden Stimmen, die vor ihrem Ohre sausten, machten sie schwindeln.

Da fühlte sie wieder ihre Hand erfaßt; der Baron zog dieselbe sanft unter seinen Arm. „Erlauben Sie, mein Fräulein!“ sagte er, „Sie sind so erhitzt, Sie könnten sich im feuchten Nebengange erkälten.“

Gott sei Dank, er hatte nichts gemerkt! Das junge Mädchen athmete wieder auf, und so schritten sie Arm in Arm dem Hause zu. Keines sprach, das Mädchen aus Furcht, sich zu verrathen, und der junge Mann, weil er das rechte Wort nicht finden konnte. Immer langsamer wurden die Schritte des schweigenden Paares, wie sie dem Giebelhause sich näherten. Die Sonne warf einen schrägen Strahl über den Weg und ließ seitab eine vom Herbste geschonte Rose roth schimmern wie ein durchleuchtetes Juwel. Sie blickten Beide auf die sonnebeschienene Blume, und wie Beider Augen darauf zusammentrafen, so begegneten sich Beider Gedanken.

Franz von Walsingen brach die Blume, und sie Louise bietend, sprach er: „Heute fehlt noch etwas zum Strauße, aber ich bitte, fügen Sie es in Gedanken hinzu: Vergißmeinnicht! — Vergißmeinnicht!“ wiederholte er und seine Stimme zitterte. „Vergißmeinnicht!“ Seine vorgebeugte Stirn berührte ihr Haar, sein Odem mischte sich mit dem ihrigen.

„Nie!“ wollte Louise denken, aber sie dachte es nicht blos, der Gedanke ward zum gesprochenen Worte. „Nie!“ Wie gern hätt sie das verrätherische Wort wieder zurückgerufen; es war unmöglich. Da flammte die Röthe der Schaam noch glühender über ihr Gesicht, das sie in den vorgehaltenen Händen verbarg.

„Nie! Louise, nie!“ rief der junge Mann, das Mädchen umschlingend. „Sag' das noch einmal, noch ein einziges Mal, Mädchen! Hast Du an mich gedacht in Liebe?“

Er nahm ihre Hände vom Gesicht. Scheu blickten die großen, thränenumflorten Augen zu ihm auf, aber der Blick, der dem seinen begegnete, ward fester und klarer. „Ja!“ rief sie und das Ja klang so freudig wie ein Lerchenton im Frühling, es klang so zuversichtlich wie ein heiliger Schwur und ein Gelöbniß.

Franz von Walsingen faßte ihre beiden Hände in die seinen. „Mädchen!“ rief er, „was ich Dir bieten kann, ist nicht Titel und Reichthum, aber es ist das volle, warme Herz eines geprüften Mannes! Ehe das Haus meines Geschlechts über mir zusammenbrach im Toben des Sturms, der dagegen raste,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0306-4

stieg Dein Bild mir auf wie die Verheißung zukünftigen Glücks. Ich habe an Louise Freiberg gedacht, aber nicht geahnt, daß ich sie hier treffen, finden sollte! Jetzt aber frage ich Dich, Mädchen: bin ich, der arme Franz von Walfingen, der mittellose Mann, der das Seine erwerben will im Kampf mit der Arbeit, bin ich Dir genug?"

„Genug!" erwiederte sie leise und wußte kaum, was sie sagte; er aber rief: „Sei stolz, Louise! Wir sind die ersten unseres Geschlechts, die Ahnen eines neu aufsteigenden Hauses!"

„Glück zu! Glück zu, Geschwister!" rief da Gotthard's Stimme, und Helene trat ihnen entgegen mit Augen, die so hell leuchteten wie die Diamantenschnüre in ihren Händen.

„Das ist der erste Stein zum neuen Hause!" rief sie, dem Edelmanne die Geschmeide bietend, „Sie finden heute ein Juwel um's andere!"

„Ja, mein Juwel!" rief Franz und schloß Louise in die Arme. „Jetzt habe ich nicht mehr nöthig, Ihren Mann um Ihren Besitz und sein Glück zu beneiden! Aber was wollen Sie mit diesem Schmuck?"

„Revenant!" erwiederte Helene lächelnd und erzählte die Geschichte von den gestohlenen und wiedergefundenen Juwelen.

„Alte Hexe!" rief der Baron. „Sie hatte, wie es scheint, doch einen guten Theil Walfingenblutes in den Adern; in ihrem Haß war Race. Sie war das Schreckbild meiner Kindheit, und ihre wilden Verwünschungen erregten mich selbst noch als Mann. Es war etwas Gewaltiges in diesem Weibe, in der wilden Art, wie sie jede ihr von uns gebotene Unterstützung abwies. Ihr Haß war so fanatisch und der Glaube an die Kraft dieses Hasses so groß, daß sie jedenfalls demselben das Unheil unseres Hauses zuschrieb. Doch sie ruhe in Frieden, das wilde, unglückselige Weib! Mir ist sie noch zur Wohlthäterin geworden, wenn auch wider ihren Willen. Diese Diamanten wären damals mit fortgeschwommen im wilden Strudel; jetzt sind sie mir zur rechten Zeit gekommen. — Freund Gotthard, wir wollen sie in Werkzeuge verwandeln und die Fabrik betreiben wir gemeinsam. Schlag ein, Bruder!"

Gotthard ergriff die dargebotene Hand, und auf die Juwelen deutend sprach er: „So sind die Wege und Wandlungen! Die Hinterlassenschaft des Leichtsinns und der Hoffarth — die Rachsucht mußte sie Dir bewahren bis zur rechten Stunde. So ward der böse Wille zur guten That!"

„Mir", sagte Helene, „mir klang der grausige Fluch erkältend in's Herz, der Fluch: über dem letzten Walfingen müsse sein Haus zusammenbrechen." —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0307-9

„Ueber dem letzten!“ rief Franz von Walfingen. — „Ist der Fluch nicht eingetroffen? Ueber das morsche Gebein des alten Weibes, des wilden Sprossen vom alten Stamm, über ihre alten Geschichten, über das Letzte von damals sind die Trümmer gestürzt. Ich bin nicht der Letzte, ich will der Erste meines Stammes sein! Und Du, Louise?“

„Dein will ich sein!“ rief das Mädchen.

„Meinen Feinden eyn Trutz,
Mir selber eyn Schutz!“

„Du nennst meines Hauses alten, guten Wahlspruch!“ sprach der junge Mann. „Wie aber soll der neue heißen?“

„Walfingen und Kraft!“ rief Gotthard. — „Wohl!“ rief der Andere, „Walfingen und Kraft! Wir werden die Kraft brauchen, mein Mädchen!“

„Und wir wollen sie brauchen!“ rief diese entgegen. „Der neue Wahlspruch soll gelten neben dem Alten.“

Helene stand auf der Freitreppe, sie blickte hinüber über den Garten, wie damals, als sie eingezogen im trüben Wetter mit trüben Gedanken und umwölkten Hoffnungen. Heute war es anders. Vom rothen Golde der untergehenden Sonne war der Garten überstrahlt, vor ihr stand ein glückliches Paar, der Knabe auf ihrem Arme streckte seine kleine Hand dem purpurnen Glanze entgegen, neben ihr stand ihr Gatte und aus dankbarem jubelvollem Herzen rief sie zum leuchtenden Himmel empor das Wort, das dieser gesprochen, als sie über dieses Hauses Schwelle getreten: „Gott mit uns!“

Glücklich.

Mit Illustration von Bautier.

I.

Ein Zaubergebilde steigt das Münster über der alten Stadt auf, ein steinernes Spitzengeflecht, eine wundersame Laube von Blätter- und Blumengewinden, von Kreuzen und Wimpergen. Strak und schlank wie eine Lanze streckt der durchgitterte Thurm sich empor, hoch, hoch hinauf in's Blaue. Um die Plattform des Münsters schwirren zahllose Dohlengeschlechter mit lärmendem Gekreisch und Flügelschlag, aber sie fliegen nicht so hoch, daß ihre Fittige an die Steinblumen rühren könnten, die da oben im Kranze dem Kreuze den Fuß umwinden. — Da oben ist's still, da schweigt das Leben. — Und doch ist Leben in der höchsten Höhe, da hängt im tiefen Blau ein schwebender Punkt, es ist ein mächtiger Weih, dessen Brust im Aether ruht und dessen Blick herab späht in das herrliche, ihm zinsbare Land. —

Das Kreuz auf dem Münster ist sein Schemel, wenn der Königsweih sich herabläßt auf die Wohnungen der Menschen, da dringt kein Gebraus und Gelärme des Marktes herauf, da ist's still. Der hängende Punkt bewegt sich, in gewaltigen Kreisen schwebt der Vogel herab, — da — da dröhnt es rasselnd durch den Münsterbau, ein gewaltiger Glockenschlag, noch einer und wieder einer durchschüttern den Thurm, die schlanken Säulchen und Blumenpfeiler erbeben unter den rollenden Tonwellen, die zitternd hinauflaufen bis zu dem schwankenden Kreuze und dem steinernen Kranze.

Schreiend und flügelschlagend schwirren die Dohlen ein paar Ellen weiter von der Plattform zurück, — der Weih hält ein im Niedersinken und höher, immer höher steigt der verschwindende Punkt in das abendliche Blau hinauf.

„O Gott! O Gott, wie schön, wie groß, wie heilig!"

Der Weih konnte Den sehen, der das hinaus rief über Stadt und Land in den Frühlingsabend hinein, der Weih konnte den jungen Mann stehen sehen

hoch oben an dem luftigen Geländer, aber er stieg höher und höher und der junge Mann war allein. — Durch die acht Schnecken führen luftig gewundene, fast nur handbreite Treppen, es ist, als ob eine Leiter da in's Blaue hineingestellt wäre, daß man hinaufsteigen könnte in die Luft, in den Himmel.

„In den Himmel? — Und hab' ich nicht ein Stück Himmel mir heute erworben durch diesen Blick hinauf und hinab?"

Der junge Mann beugte sich weit vor mit einem beseligten Blick, seine Hände ließen das Geländer los und seine Arme breiteten sich aus, als wolle er das Stück Himmel fassen und festhalten an seiner entzückten Brust. Und wie schön war das, was er sah! Zu seinen Füßen die vielgiebelige Stadt mit ihren Palästen und Kirchen, das Abendgeläute klang zu ihm herauf, er sah die Rauchwolken über den Dächern verwehen und er stand so hoch darüber und so ruhig und so frei. —

Und weiter hinaus die lachende Ebene mit Feld und Busch, mit den zahllosen Dörfern, die wie farbige Blumensträuße aus dem Maiengrün der Saaten lugen und dazu der Strom, glänzend und schimmernd, wie ein aufgerolltes Silberband auf einem bunten Teppich liegt. — Rechts und links heben die Gebirge ihre dunkelblauen Zacken vom bläßern Himmel ab, und südwärts im verschwimmenden Nebel zeichnet es sich wie die Hörner der Alpen.

Der junge Mann, der da oben stand, er hätte dies Bild in sich saugen mögen mit allen Sinnen, er preßte die Hände vor das Gesicht, als wolle er den Anblick schließen in seinen Augen, dann blickte er mit weit offenen Augen weiter hinaus und hinauf, ein Jubelton drang aus seiner Brust, hell wie ein Lerchenschlag.

„Du schöne Welt! Du vielschöne Welt, ich liebe dich und den besten Dienst will ich dir weihen, ich will dein Priester, ich will glücklich sein!"

Da ging es wieder schnarrend und rasselnd durch den luftigen Bau, die Glocke schlug die Stunde aus. Der junge Mann schrak zusammen. „Schon!" sprach er „Das war eine kurze Stunde!" Noch einen Blick warf er auf die schimmernde Landschaft, dann stieg er zur Plattform herab. Sein Führer saß auf der untersten Stufe der luftigen Treppe, die abgegriffene Soldatenmütze schräg auf dem Ohr, die blaue Blouse stark verwettert und verflickt, er hatte den Arm auf das heraufgezogene Knie gestemmt und rauchte seine Thonpfeife so behaglich, als sei die Thurmtreppe zu derartigen Unterhaltungen der geeignetste Ort.

Der junge Mann blieb einen Augenblick stehen, er wollte sich erst fassen, ehe er den Mann da unten anrief. — Der Mann wendete den Kopf: „Mach,

daß Du fort kommst!" rief er Jemandem zu, welcher dem über ihm Stehenden nicht sichtbar war. „S ist bald Zeit — aha, junger Herr!" wandte er sich an den Herabsteigenden, „hat's Ihnen gefallen da oben? 'n bissel luftig — jetzt wollen wir noch die Glocken und das Uhrwerk sehen, es will noch eine Gesellschaft mit."

Der junge Mann dankte und zahlte den Führer, welcher mit der inzwischen herbeigekommenen Gesellschaft in die Glockenstube stieg; der Mechanismus lockte ihn nicht, nachdem die erzenen Laute ihn erst so gewaltig erschüttert.

Er ging unter den Bogen hin, mit welchen der Thurmpfeil auf der Plattform ruht, er wollte noch einen Blick hinaussenden in das sonnengoldene Land, sein Auge streifte an der mit tausend eingehauenen Namen überdeckten Brustwehr hin, vermooste, verwitterte Namen, Namen, die vergessen waren und verklungen, Namen von Solchen, welchen das Entzücken und die Freude einst die Brust geschwellt wie ihm, und deren Träger laut oder leise es gesprochen hatten wie vorhin er: „Ich will glücklich sein!" Seine Hand strich über die Brustwehr, die Namen waren wie Furchen und Narben in den Stein gedrückt, sie boten seiner Hand Hemmnisse, Hügel und Abgründe, es war kein glattes Hingleiten über die moosige Rundung.

„Wie viel Glückliche waren wohl unter allen Denen?" fragte sich der junge Mann.

Ein Seufzer klang ihm als Antwort zurück. Er stand betreten still; war das die Antwort auf die nur gedachte Frage? — Der Seufzer klang wieder, tief und schmerzvoll, das war ein Seufzer aus einer menschlichen Brust — der junge Mann that einige Schritte vor, er bog um den gebündelten Eckpfeiler und stand Auge in Auge vor einer weiblichen Gestalt.

An der westlichen Seite des Thurmes, da, wo das Mädchen und der junge Mann zusammentrafen, steht das Steinbild eines Mönches. Es war nicht der Meißel eines italienischen Meisters, welcher dieses Bild schuf, kein silbern schimmernder Marmor ward dazu aus fremdländischer Erde gebrochen. Irgend einer der schlichten Werkgesellen und Steinmetzen, die vor so viel hundert Jahren in der Bauhütte schafften an dem Werke, das der Riesengedanke ihres Meisters erdacht, hatte in frommem Sinne das Bild gehauen, aus dem grobkörnigen, rothen Sandsteine des vaterländischen Gebirges.

Da steht es nun seit Jahrhunderten, das schlichte Bild, in keinem Reisehandbuch beschrieben, von keinem Kunstkenner gekannt. Eine magere Mönchsgestalt mit grober, härener Kutte, mit über der Brust gefalteten Armen steht

sie da, das leicht erhobene Haupt gegen die sinkende Sonne gewendet. Es ist kein ideales Angesicht, es ist ein einfacher Kopf, aber groß in der Hoheit der Ergebung, erhaben in dem Siege überwundener Schmerzen.

Die sinkende Sonne warf ihren vollen Gluthschein auf das schlichte Bild, auf den aufwärts gerichteten Kopf, es war, als ob rothes, lebendiges Blut durch das Steinbild rolle, als ob die Arme sich öffnen wollten und die Lippen zu Segen und Gebet.

Unter dem Steinbilde hatte das Mädchen gestanden, das Auge zu ihm empor gewendet, den Rücken der niedergehenden Sonne zugekehrt, so war ihr Gesicht im Schatten, während das Gesicht des ihr Entgegentretenden vom vollen, blendenden Lichte getroffen ward.

Das Mädchen hatte an der Brustwehr gelehnt, jetzt, wie der Fremde ihr entgegentrat, hob sie sich rasch auf aus der halb liegenden Stellung, eine prächtige, schlanke Gestalt, ein feiner Kopf auf stolzem Halse. — Das sah der junge Mann mit der Schnelligkeit des ersten Blickes, und er erfaßte einen andern Blick, der rasch und leuchtend zu ihm herüberflog. Mit der Schnelligkeit eines Gedankens begegneten sich die beiden Blicke, und ehe der junge Mann zu Gruß oder Wort sich fassen konnte, raffte das Mädchen Tuch und Körbchen, welches vor ihr auf der Steinbank gelegen, zusammen und bog rasch sich umwendend um den nächsten mit Steingerank umwundenen Pfeiler.

Ein junger Mann ist mit dreiundzwanzig Jahren nie so sehr in den Anblick der schönen Natur oder der Kunst versunken, daß die Gegenwart oder das Nahen eines schönen Mädchens ihn nicht all' diesem Schauen entreißen könnte, und der junge Mann auf der Plattform des Münsters, dessen dunkles Kraushaar der letzte Sonnenstrahl umgoldete, er war nicht nur dreiundzwanzig Jahre alt, sondern er war auch eine jener leicht erregbaren, rasch entzündeten, enthusiastischen Naturen, welche das Streifen eines Frauengewandes, der schnell vorübergleitende Blick eines schönen Auges zu allen möglichen Bildern, Vorstellungen und Gefahren fortreißt. Er hatte nur den flüchtigen Blick empfunden, nur die schöne, feine Form des Kopfes und Halses von dem rothgoldenen Hintergrunde sich abheben sehen, nur den elastisch kräftigen Wuchs, den sichern Gang bewundert in der kurzen Zeit, ehe der verzierte Pfeiler ihm die Gestalt verbarg, aber er hatte genug gesehen, um den brennenden Wunsch zu empfinden, auch das Gesicht der Unbekannten und wie ihm schien Unglücklichen zu sehen. — Denn warum hatte sie zweimal so tief und schmerzhaft geseufzt?



Glücklich

„Hast Du dem Daniel meinen Zettel auf den Münster gebracht?" (S. S. 198.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0313-2
DFG

Das Mädchen war über die Plattform gegen die Stiege hingeeilt, der junge Mann eilte ihr nach.

In dem Wächterhäuschen, das über dem Aufgang der Stiege gebaut ist, war es voll Tabaksdampf und Branntweindunst, abgegriffene Kartenblätter lagen auf dem Tische und an den Wänden hingen grell colorirte Lithographieen, Generale der Revolutionszeit vorstellend. Man hätte sich weit weg in eine geringe Schänke der Vorstadt denken können und man mußte sich darauf besinnen, daß man sich auf einem der erhabensten Dome der Christenheit befand.

Der junge Mann nahm sich nicht viel Zeit, seine Umgebung zu mustern, er eilte nach der Treppe; aber hastig, wie er war, übersah er den in seinem Wege stehenden Stuhl, er stieß daran und der Stuhl fiel um.

„Thut nichts, Musjö", sagte der am Tische sitzende Invalid. „Der Dreibein ist das schon gewohnt, aber da hinaus geht der Weg zum jüngsten Gericht, das ist's Allerschönste am Münster."

„Ich danke, ich danke, ein anderes Mal!" rief der junge Mann.

Der invalide Krieger zerrte an seinem grauen Schnurrbart. „So, und deswegen schmeißt mir der Musjö meine Möbel zusammen, weil er ein anderes Mal wiederkommt?"

Der junge Mann verstand den Wink, er warf ein Geldstück auf den Tisch und erreichte glücklich, unangefochten von dem jüngsten Gerichte, die Treppe. Aber eine kostbare Zeit war verloren, das Mädchen mußte nun einen bedeutenden Vorsprung haben.

Die Treppe, welche an der Seite des Langhauses zur Plattform hinaufführte, unterschied sich wesentlich von dem luftigen Stufengewinde im Thurmpfeil.

Eine ausgetretene, finstere Treppe schlang sich in kurzen, schwindelerregenden Windungen durch das gewaltige Mauerwerk. — Der Strick, welcher anstatt eines Geländers an der Mauer herablief, war feucht und vermodert wie diese, kein Lichtstrahl fiel hinein und von den sich Begegnenden mußte immer Einer sich fest an die Mauer drücken, um den Andern vorbeizulassen. Den Blick von der Plattform des Münsters in das gesegnete Land schweifen zu lassen versäumte selten ein Fremder, und so kam es, daß die dunkle Treppe selten leer ward von Auf- und Absteigenden.

Aergerlich über die immer wieder aufsteigenden Hindernisse, müde der dumpfen Kellerluft, sprang der junge Mann, an dem Seile sich festhaltend, immer drei, vier Stufen auf einmal überspringend, hinab.

Die dumpfe Luft, die kurzen Windungen der Treppe, seine hohe Erregung machten ihn plötzlich schwindeln. „Gott sei Dank!“ rief er, als durch ein kleines Bogenfenster Licht und Luft hinein fiel, „toller Narr, der ich bin, in solcher Hast, als gälte es mein Leben, einem Mädchen nachzujagen, welches mir am Ende nur ein ganz gewöhnliches Gesicht zeigt“, sprach er vor sich hin, seine glühende, schwindelnde Stirn an das fein gemeißelte Fensterge-lände lehnend. Steinernes Weinlaub und Epheu sah er daran aufklettern, und ein phantastischer Wasserspeier, halb Thier, halb Mensch mit auf den Rücken gebundenen Armen, schien das Fenster in die Hälfte zu theilen. Der junge Mann bog sich hinaus, er wollte diese groteske, gefesselte Gestalt näher betrachten, da fiel sein Auge auf ein goldstoffenes Häubchen, auf ein Paar blendend weißer Hemdärmel, das war die Gesuchte. Wenige Schuh unter ihm hing zwischen zwei ungeheuren Strebebogen eine kleine luftige Altane, in deren Blattwerk zahllose Schwalben und Dohlen nisteten. Gott weiß zu welchem Zwecke der alte Baumeister diesen schmalen, kleinen Söller da zwischen die Strebebogen des Langhauses geklemmt? Vielleicht um hohen Würden-trägern als Tribüne zu dienen bei festlichen Processionen oder bei Aufzügen der Genossenschaften um den Markt. Zu was sie auch je dienen gemocht, dem erfreuten jungen Mann schien sie einen freundlichen Dienst zu leisten. Da stand das Mädchen in der Tracht der ärmeren Bürgerstöchter ihrer Stadt, in dieser kleidsamen Tracht, um welche Prinzessinnen sie beneiden dürften. Das rothe, mit Gold- und Silberfäden gestickte Mieder umspannte reizend die jugendliche Büste, aus den weichen Falten des schwarzseidenen Halstuches, dessen befranste Zipfel über den Rücken herabhingen, hob sich die blendende Weiße dieses festen, stolzen Halses noch mehr hervor. — Das lichtbraune Haar des Mädchens war schlicht unter die goldstoffene Kappe gestrichen, und das breite schwarze Band, das sich um diese und die aufgesteckten Zöpfe im Nacken wand, bauschte sich über der Stirn zu einer gewaltig aufgesteiften Schleife.

Scharf zeichnete sich ihr Profil vom blaßblauen Himmel ab, diese gewölbte, vortretende Stirn, fast zu bedeutend für einen Frauenkopf, diese schlanke Nase, diese kurze Oberlippe und das feine Kinn, der junge Mann meinte, nie einen schönern Kopf gesehen zu haben, und dazu die warme Färbung der Haut, die Ruhe der Haltung und Umgebung — der Lauscher am Thurmfenster wagte kaum zu athmen, um dieses Bild nicht zu stören, diesen Frauenkopf in seiner reinen, herben Schönheit auf den von blassem Golde überhauchten Himmel gezeichnet wie ein uraltes Heiligenbild.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0316-9

Ein Schwarm Dohlen flog flatternd und kreischend vorbei, das Mädchen fuhr erschreckt zusammen und wandte sich wieder zum Gehen, unwillkürlich trat der junge Mann vom Fenster zurück, sie sollte ihn nicht sehen, und doch drängte es ihn vorwärts ihr nach. Er flog die Treppe hinab, er trat zu dem schmalen Thurmpförtchen heraus, in das Gewühl des Abendmarktes, bunte Kopftücher, goldstoffene Hauben mit Schwalbenschwanzschleifen, modische Hüte und Toquen schwirrten vor seinem Auge, das Gemenge französischer und deutscher Laute schlug sinnbetäubend an sein Ohr. Wo war die Eine? Der Jüngling spähte über das Gewirr der feilschenden Weiber und Mägde hinweg mit angestrengt suchendem Auge, das war sie, die königliche Gestalt, die dort um die Ecke bog. „Ihr nach, ihr nach!“ rief in ihm die entflammte Phantasie. „Ihr nach, der offenbarten, lebendiggewordenen Schönheit! Was ist alle die Schönheit dieses hundertfach gegliederten und durchbrochenen Baues gegen den Einklang dieses Kopfes, dieser Gestalt? Menschenwerk gegen ein Gottesgeschöpf!“

Quer drängte er sich durch die Reihen der Verkäuferinnen, er fühlte es, daß Krautköpfe ihm vor den Füßen kollerten, daß er kleine Berge von Rüben und Wurzelwerk auseinander trat, er hörte das belfernde Schreien und Schimpfen der Gemüseweiber hinter sich, sah, wie ein paar Mägde kreischend zur Seite traten, wie einer alten Dame im Schrecken der mit Aepfeln gefüllte Ridicül entfiel, hörte, wie ihr auf den Fuß getretener Pinscher ihm nachkläffte, aber nichts hielt ihn auf, keine noch so kräftige Verwünschung der Marktweiber, kein noch so bedeutungsvolles Kopfschütteln der alten Dame — „ihr nach, ihr nach!“

Er rannte um die Ecke, er sah das Mädchen in der Gasse vor sich gehen, ein Körbchen am Arme und ein weißes Tuch darüber geschlagen, er sah diesen schwebenden und doch so festen Gang, dieses elastische Sichwiegen in den Hüften, und immer wilder und heftiger rief es in ihm: „Ihr nach!“

Es begegneten ihm vielerlei Menschen in der Straße, Arbeiter, die von ihrem Tagewerk heimkehrten, Spaziergänger, Soldaten und niedere Beamte, ganze Reihen von Mädchen und Kindern; aber durch sie alle hindurch, über sie alle hinweg sah er nach der Vorschreitenden, die in der dunklen Menschenwelle bald untertauchte, bald wieder aufstieg, wie ein Stern, über welchen zerrissene Wolken hinziehen.

Er konnte nicht so rasch vorwärts kommen in der menschenerfüllten Gasse, deren Strömung gegen ihn trieb, er mußte ausweichen und sich winden, aber seinem exaltirten Blicke kam es vor, als schritte das Mädchen ungehindert und

gerade hindurch, als öffne sich vor ihr ehrfurchtsvoll die Menge, um erst, wenn sie vorbei war, wieder ineinander zu fluthen. Da und dort, besonders von niederen Bediensteten, ward er respectvoll gegrüßt, er mußte wieder danken. „Teufel, man ist entsetzlich höflich gegen einen Fremden in einer so großen Stadt, aber diese Höflichkeit kostet Zeit", murmelte der Eilende und bahnte sich unermüdet einen Weg durch die Menge.

Das Mädchen lenkte jetzt aus der großen Hauptstraße ab in stille Gäßchen. Da hingen die zahllosen Schilder der Handwerker, eins über dem andern bis unter den First der hohen, wetterschwarzen Giebelhäuser; ging man unter Tag da hindurch, da lärmte das Handwerk in den Gäßchen, klirrte und knirschte Meißel und Feile, da ächzte der Blasebalg, klang Säge und Hobel und fiel der Lederhammer des Meister Schusters dröhnend auf die harten Sohlen, aber jetzt war Feierabend und das Getöse des Werktags ruhte. Die fleißigen Bewohner der Gäßchen saßen vor den Häusern oder hinter den levkojengeschmückten Fenstern ihrer Häuser plaudernd und feiernd.

Sie hatten eine Geschichte, diese Gäßchen, eine lange, Jahrhunderte alte Geschichte, aber nur wenig kam d'rin vor von Musik und Tanz vom grauenden Morgen bis in die späte Nacht, um so mehr aber wußten sie zu erzählen von Mord und Brand, von Aufruhr und Pest und von vielen, vielen erstickten Seufzern und vergossenen Thränen. Sie hatten so viele Generationen gesehen, diese alten, rauchgeschwärzten Giebel, und sie hatten so manchen Knaben einem Mädchen nachlaufen sehen, als hinge sein Leben ab von einem Blick, sie wunderten sich nicht über den jungen Mann, der da unten über die ausgetretenen Steine dem Mädchen nachlief, das hatten die Alten lange vor ihm gethan, da die Steine noch eben waren und glatt. Und die Handwerksleute vor den Häusern wunderten sich ebensowenig darüber, denn sie gaben gar nicht Acht darauf. Durch die Gäßchen schritt das Mädchen, über einen weiten Platz und wieder durch andere Gassen, immer ohne sich umzusehen. Jetzt war die Stadt zu Ende, da thürmte der Wall sich auf und gähnte das weite Festungsthor: der junge Mann zauderte. Sollte er weiter? — „Ach was! Der Abend ist schön genug zu einem Spaziergang im Freien", beschwichtigte er sich. „Und was will ich mehr, als noch einmal die reinen Linien dieses schönen Gesichtes sehen?"

Das Mädchen schritt durch das dunkle Thor, über die Brücke, unter der ein reißendes Bergwasser floß, an der Thorwache vorbei. „Grüß Gott, Britel" (Abkürzung von Brigitte), rief der Thorwächter ihr zu, „hast's eilig?" Das

Mädchen nickte: „Wie immer, Vetter", und eilte vorbei; der alte Mann nahm sein Thonpfeifchen aus dem Munde und blickte ihr nach. „Gelt, das ist eine von den Schönen?" sagte er zu dem neben ihm stehenden wachehaltenden Soldaten, unbekümmert, ob der ihn auch verstehe. Der wachehaltende Sohn der Provence zerrte an seinem langen, schwarzen Schnurrbart und sah dem Mädchen nach: „Ah oui, oui!" — „Ja, oui", sagte der Alte, sich mit der Hand den Mund wischend, „da ist nichts oui, bei uns weiß man auch, was schön und brav ist."

Der junge Mann war auf der Brücke stehen geblieben, er blickte in das Getriebe des schäumenden Wassers, unschlüssig, ob er weiter gehen solle; er schämte sich fast dessen und doch trieb es ihn dem Mädchen nach. „Was ist weiter dabei, ein Blick und ich bin zufrieden!"

Vor der Stadt dehnte sich ein Gartenfeld aus, etwas tief in der sumpfigen Flußniederung gelegen und von mehrfachem, trägem Canalgewässer durchschnitten. Es lag noch innerhalb des Festungsrayons und konnte nöthigenfalls ganz unter Wasser gesetzt werden; das war aber schon lange nicht mehr geschehen, und die Gärten konnten sich eines vollen ungehinderten Wachsthumes eben so gut erfreuen, wie die Binsen und das Weidengestrüpp am Ufer der trägen Canäle. Dahin lenkte das Mädchen die Schritte und dahin folgte ihr der junge Mann.

Eine fortlaufende Reihe von Mauern, über welche der üppigste Baumwuchs herüberlugte, schied die Gärten vom Wasser, das nur einmal überbrückt war, gegen das offene Gitterhor zu, welches auf den breiten Gartenweg führte. Hier blieb das Mädchen stehen, sie schob das Halstuch zurecht und wandte sich um, der Stadt zu. Der junge Mann stand nur wenige Schritte von ihr und ihr Blick traf den seinen; einen Augenblick hielten die Blicke sich fest, aber dann flog es wie ein dunkler Schatten über das Gesicht des Mädchens, und mit einer hastigen Bewegung sich umwendend trat sie in das Gartenfeld.

Der junge Mann fühlte, wie eine brennende Röthe ihm gegen die Stirn stieg; hatte das Mädchen ihn erkannt? Und wenn sie ihn erkannt, so war der Blick keinenfalls einladend gewesen, ihr zu folgen; und doch — wie mit magischer Gewalt trieb es ihn vorwärts.

Das Mädchen war nicht mehr zu sehen, sie mußte in eine dieser vielen, schmalen Gartengassen eingebogen sein, über welchen Hollunder- und Jasminbüsche aus den gegenüber liegenden Gärten, sich zu einander neigend, tiefe, dunkle Laubgänge bildeten über den mosigen, wenig betretenen Wegen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0319-9

Einzelne Bürger mit ihren Frauen und Kindern kehrten jetzt aus den Gärten zurück, man durfte es nicht wagen, zu lange in den Abend hinein zu bleiben, der Fieber halber, die aus dem trüben stillen Gewässer aufstiegen, und wie böse Gespenster durch die üppige Pracht der Pflanzenwelt huschten.

Der junge Mann fürchtete diese Nacht- und Nebelgespenster nicht, ihn lockte das Bild des schönen, entschwundenen Mädchens und die um ihn sprossende und blühende Maienwelt hinein in die labyrintisch verschlungenen Wege zwischen den Gärten, in diesen dämmerigen Blütenabend voll Nachtigallgesang und Blumenduft.

Er wußte, daß vor dem Schlusse der Festungsthore ihm immer noch ein paar Stunden übrig blieben, und wo konnte er diese in der ihm sonst fremden Stadt besser zubringen, als hier, wo der Blüthenzauber des Mais in seiner anmuthvollsten Fülle sich entfaltete.

Er blickte über die Hecken und Zäune hinüber in diese sorgsam gepflegten Gärten mit den sauberen Wegen und Rabatten, den niedlichen Häuschen und überbuschten Lauben, und das Gefühl des Behagens, welches diese genügsame, freundliche Häuslichkeit im Freien dem Bürger und Familienvater geben mußte, muthete den erregten jungen Mann beruhigend an.

So schritt er sinnend und träumend immer weiter hinein, planlos durch die sich windenden Pfade; von den überhängenden Syringenbüschen streifte sein Hut die duftenden Blüten ab, Goldregen und Jasminzweige schlugen daran; er nahm den Hut ab und ließ die kühle Nachtluft durch sein Haar wehen. Es war fast urplötzlich dunkel geworden, die hellen Wolken, die er vom Münster aus am Horizont aufsteigen sah, zogen verdunkelnd über den dämmerigen Himmel, an dessen westlichstem Rande ein trüber, gelber Schein noch die Stelle bezeichnete, hinter welcher die Sonne versunken war.

II.

Während der junge Mann zwischen den Gartenwegen hinschritt in der wachsenden Dunkelheit, wurde es hell hinter einem von Reblaub überhängten Fenster und fiel der blasse Lichtschein auf das stille Wasser unter dem im Weidengebüsch fast versteckten Hause.

Es war kein breiter, glänzender Lichtstreif, der herausfiel, es war nur der röthliche, trübe Schein eines flackernden Unschlittlichtes, das, auf einen plumpen, eisernen Leuchter gesteckt, nothdürftig die nächste Umgebung erhellte und

die tiefen Schatten im Hintergrunde des großen Zimmers noch dunkler erscheinen ließ.

Das Zimmer erfüllte augenscheinlich den doppelten Zweck einer Wohn- und Schänkstube, wenn auch der dürftigsten und niedrigsten Gattung. Daß es eine Schänkstube sei, bewies der im Vordergrund stehende massive Tisch, auf welchem der eiserne Leuchter mit der daran geketteten Lichtscheere stand, bewiesen die drei Spiele abgegriffener Karten und die roh aus Buchsbaum geschnitzten Würfelbecher um denselben. Ein angezapftes Fäßchen mit kupfernem Schwenkkessel in der Ecke und eine Reihe von Krügen vervollständigte die Einrichtung der Stube, welche wenig von dem Einladenden und Behaglichen sonstiger Gaststuben bot.

Es sah trüb und gemein aus, nicht einmal die Krüge blinkten mit Zinndeckel und blauen Zierrathen geschmückt von der kahlen, geweißten Wand herab, es waren hölzerne Krüge, kleine, vom Kübler gefertigte Eichengebinde mit eisernen Reifen umspannt; der Besitzer dieses Hôtels mochte wohl schon mehrfach zu seinem Schaden erfahren haben, daß steinerne Krüge vorkommenden Falls eine weit weniger dauerhafte Waffe seien als hölzerne.

So schien diese Stube auf Gäste der geringsten Sorte eingerichtet und auch nur solche zu sehen. In dieser dürftigen Einrichtung, in dieser versteckten Winkelschänke den größten Schmutz, die tiefste Verwahrlosung zu vermuthen, wäre man berechtigt gewesen, um so mehr mußte die fast peinliche Sauberkeit und Ordnung, welche hier herrschte, auffallen. Die eisernen Reifen der Kannen waren fast polirt vom vielen Scheuern, der tannene, mit weißem Sand eingeriebene Tisch zeigte keine Spur vorhergegangener Gelage, und selbst die schmutzigen Kartenblätter lagen in steifer Symmetrie um den Leuchter herum.

Die Stube war leer bis auf wenige Insassen und still bis auf das Picken der Schwarzwälderuhr, bis auf das eintönige Surren eines Spinnrades aus der dämmerigen Ecke im Hintergrunde her, bis auf die schweren Tritte eines ruhelos hin und her wandelnden Mannes, unter denen die Dielen knackten und knarrten.

Endlich hielt der Mann im rastlosen Umhergehen inne und wandte sich zu der in der Dämmerung fast unkennbaren Spinnerin. „Und es bleibt dabei, Margreth, wie ich gesagt habe, was mir gut genug ist, muß auch meinem Kind gut genug sein, oder meinst Du, ich sollt' allein der geplagte Hund sein und sie die Prinzessin?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0321-6

Das Spinnrad stand still. Die Spinnerin hatte die Hände in den Schooß sinken lassen. „Gott verzeih Dir die Sünd', Niclas", sprach sie. „Lebt das Mädchen wie eine Prinzessin? Arbeitet und schafft sie nicht mehr als wir verantworten können?"

„Aber was?" warf der Mann heftig hin. „Was? Waschen und Bügeln? Was trägt die Schinderei vom Morgen bis in die Nacht ihr und mir ein? Was bringt sie auf?" Die Frau schwieg, sie wollte es nicht wiederholen, was sie so oft schon nutzlos dem Manne vorgestellt, wie der Verdienst der Tochter den zerrütteten Haushalt aufrecht erhielt, wie ihre fleißigen Hände das wankende Gebäude stützten.

„Und dann", fuhr der Mann auf, „ich will mein Kind nicht mehr länger als Wäscherin sehen." Die Frau seufzte. „Es ist ein ehrliches Gewerbe", sprach sie ruhig.

„Ehrlich! ehrlich!" schrie der Mann, auf den Tisch schlagend, „wie viel Batzen gilt die Ehrlichkeit? Weißt Du, was zu dem Sprichwort fehlt: ehrlich währt am längsten? — bis man's zu was bringt." Er lachte grell auf über seinen Witz und fügte dann hinzu: „Wie gesagt, 's Britel muß helfen dabei. Ich will den großen Kaufleuten nicht allen Verdienst in den Rachen jagen und mich mit dem Abfall begnügen, ich will mein eigen Geschäft wieder beginnen. Es giebt da allerhand Sachen, die man in einem Handkörbchen gut unterbringen kann, englische Stahlwaaren, Cambrickleinen, feine Wollgarne und dergleichen, Sachen, die ihren Käufer finden, die muß das Britel an den Mann bringen; dann soll sie mir unter der Hand in den Beamtenhäusern zu erfahren suchen, was mir nützlich und schädlich sein kann, sie geht ohne Gefahr in den Häusern aus und ein unter der Firma der Feinwäscherin. Teufel!" unterbrach er sich selbst, „daß mein Kind eine Wäscherin sein soll! Aber wartet nur, ihr hochmüthiges Gesindel, ich will's euch noch zeigen!" Er ballte die Faust gegen die Seite hin, wo die Stadt lag, sein fahles Gesicht quoll dunkelroth auf und die zuckenden Lippen schleuderten einen Fluch gegen die unsichtbaren Feinde.

Die Frau stand auf. „Niclas, Niclas, willst Du's nie glauben, daß der Weg abwärts, nicht aufwärts führt?" fragte sie, ihre Hand auf seinen Arm legend. „Wir wollen fortziehen von hier, bei Sparen und Arbeiten fand noch Jeder sein Brod." Der Mann schleuderte ihre Hand von sich. „Brod! Brod!" rief er bitter. „Ich will auch noch Braten dazu. Das ist für Dich gut, Du armseliges Geschöpf, Du wirst satt von Brod und Beten. Hätt' ich ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0322-2

energisches Weib gehabt, das mir zur Seite gestanden, als es galt, ich müßt' jetzt nicht Dreifunkenwirth sein."

Die Frau seufzte. „Bin ich nicht bei Dir gestanden und geblieben nach dem Gebote Gottes?" fragte sie traurig.

„Ja, mit Geflenn und Wort Gottes, aber nicht mit Thun und Denken, wie Du's heute noch thust", rief der Mann. „Es war mein erster dummer Streich, als ich Dich heirathete." Die Frau fuhr zusammen und preßte die Hand auf die schmerzende Brust, in welcher das so vielfach mißhandelte Herz unruhig klopfte und die müden, kranken Lungen, die so manch schweren Athemzug schon gethan, mühsam und stechend arbeiteten.

Die Tage ihrer schönen Jugend gingen plötzlich auf vor ihrem Auge, sie sah das stille, alte Schulhaus im heimischen Dorfe vor sich, den Garten mit dem Nußbaum, unter welchem der alte Schullehrer, ihr Vater, gesessen an dem Tage, als Derjenige, der jetzt ihr Mann war, vor ihn getreten war und um ihre Hand geworben hatte.

Sie sah den alten Vater vor sich, ihn, der schon so lange unter dem moosigen Hügel schlief, zwischen den bescheidenen Kreuzen und den Fliederbüschen, die man vom Nußbaum am Gartenhag sah. Sie sah sein langes, weißes Haar im Winde flattern, sah sein sorgenvolles Gesicht, wie er fragte: „Warum soll's Margreth in die Stadt?" — „Weil sie glücklich sein soll!" hatte stolz ihr Mann geantwortet, „weil ich sie glücklich machen will!" und sie hatte es mit bebendem Entzücken gehört und hatte das Glück vor sich liegen sehen wie einen offenen Garten. Der alte Mann aber hatte den Kopf gewiegt und gesagt: „Glück und Unglück steht in Gottes Hand, wir können nur unsere Pflicht thun, und wenn Ihr Eure Pflicht am Margreth thun wollt, will ich zufrieden sein."

Da hatte ihr Mann höhnisch die Lippen verzogen und sie selbst hatte gedacht, wie wenig ist die Pflicht! — — — Und jetzt — jetzt — da die Pflicht versäumt war, wie schien sie so riesengroß.

Da öffnete sich die Thür und mit einem brennenden Licht in der Hand trat das junge Mädchen ein, welchem der junge Mann vom Münster durch die Gassen gefolgt war.

Es schien, als ob nicht nur der Schein des zweiten Lichtes, als ob die ganze Erscheinung des Mädchens Licht und Klarheit in die dämmerige Stube, Licht in die verdüsterten Seelen bringe.

Mit ruhigem Gruße trat sie ein; die Augen der Frau erhoben sich zu ihr

mit einem plötzlichen Aufleuchten, Alles, Alles, was sie je besessen, was sie verloren, was sie hoffte und wünschte, vereinigte sich in diesem einen Kinde, in dieser Tochter, um deren Besitz sie mit dem Manne rang, ihren längst aufgegebenen Willen mühsam zusammenraffend, um seinem Willen ihn entgegenzusetzen. Sie hatte so wenig dem Kinde zu geben und zu hinterlassen, die arme, in Mühsal und Elend verkommene Mutter, das Eine wollte sie ihr erhalten, ihre Reinheit und die Unberührtheit von ihrer Umgebung, das hielt sie aufrecht, und darin war die sonst so Willenlose willensstark und muthig.

Auch der Mann wandte sich nach ihr um, aber es lag etwas Ungewisses, Scheues und doch Befehlerisches in seinem Wesen gegen dieses ruhig und sicher auftretende Mädchen. Die Scham Derjenigen gegenüber, welche ihre Pflicht so bis zum Aeußersten erfüllte, hatte sich in ihm zum Zorn verwandelt, gesteigert, weil der Zorn sich nicht zu äußern wagte, noch eingedenk der Quelle, der er entstammt.

Und dann sah er das schöne Mädchen mit wildem Ingrimm in dieser untergeordneten Lebensstellung, die sein Verschulden ihr anwies, um derenwillen er aber alles Andere, nur nicht sich selbst anklagte.

Er hatte es schon hundertmal wiederholt, daß in besseren Verhältnissen er seine Tochter mit Ueberfluß und Pracht umgeben wolle, aber einstweilen that er sein Möglichstes, um die üble Lage noch übler und unerträglicher zu machen.

„Hast Du dem Daniel meinen Zettel auf den Münster gebracht?“ fragte er barsch.

Das Mädchen nickte, ein trauriges Lächeln antwortete dem erschreckten Blicke der Frau. „Wie ist's Euch, Mutter?“ fragte sie besorgt.

„Gut, gut!“ antwortete eifrig die Frau, aber der pfeifende Husten, der sie unterbrach, strafte ihre Worte Lügen.

„Bleibt nicht auf“, bat das Mädchen, „legt Euch zu Bett.“

„Die Leute kommen noch heute Abend“, entgegnete die Frau gedrückt.

„Ich werde sie bedienen.“

„Nein, nein, Du sollst nicht“, widerredete eifrig die Frau, „Du wirst müde genug sein.“

„Müde —?“ wiederholte das Mädchen. „Seht den Korb Wäsche draußen an, dann könnt Ihr's bemessen, wie viel Zeit ich dazu habe.“

„Du könntest's besser haben“, warf der Mann ein.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0324-3

„Ich habe nicht geklagt", antwortete das Mädchen, indem sie die Festigkeit des auf zwei Böcken ruhenden Bügelbretes prüfte.

„Aber ich klage!" rief der Mann.

Das Mädchen antwortete nicht, sie kannte das Thema zu gut, zu dem dieser Ausruf die Einleitung war, um die Fortsetzung des Gesprächs zu wünschen. „Geht zu Bett, Mutter, mir zu Lieb'", bat sie, „ich begleite Euch hinauf, meine Bügelstähle sind doch noch nicht gut."

So verließ sie mit der hustenden Frau das Zimmer, in welchem der Mann allein zurückblieb, seinen unterbrochenen Gang wieder aufnehmend. Die zwei Lichter gaben jetzt Helle genug, um ihn deutlich zu sehen, wie er so auf- und abschritt.

Es war ein Mann wohl in der Mitte der Fünfziger, von mittlerm, hagerm Wuchse, welcher durch die vorgebeugte Haltung kleiner, als er wirklich war, erschien. Die spitzen, eingefallenen Gesichtszüge zeigten in ihrer zuckenden Beweglichkeit eine beständige innere Aufgeregtheit, welche eigenthümlich contrastirte mit dem harten, unbeweglichen Blick der unter den zusammengezogenen, buschigen Brauen liegenden Augen. Der Mann hatte beim nähern Betrachten etwas unsäglich Abstoßendes, aber auch nur beim nähern Betrachten, denn auf den oberflächlichen Beschauer konnten die nicht unschön geschnittenen Züge, das ehrbare Kleid und die anscheinend bescheidene Haltung selbst einen gewissen günstigen Eindruck hervorbringen.

Der Mann hatte bessere Tage und eine schönere Umgebung, als die der Schänke zu den Drei Funken gesehen. Das bewies seine Redeweise und besonders eine gewisse bürgerlich-wohlhäbige Art seiner Kleidung. Er war Kaufmann gewesen, und wenn auch der Name Nicolaus Riedberger nicht zu den ersten Handelsfirmen der Stadt zählte, wenn auch der Betrieb seines Geschäfts sich weder nach Centnern, noch nach Hunderttausenden, sondern nach Viertelpfunden und Scheidemünzen bemaß, so war es doch ein ehrbares und wohlgegründetes gewesen, das sein Vater ihm hinterlassen, und die schöne Schullehrerstochter vom Lande durfte mit vollem Recht den Eintritt in diesen wohlbestellten Krämerladen, der ihr eine gewisse Superiorität über die Frauen der umwohnenden Handwerker verschaffte, als eine Standeserhöhung begrüßen.

Der Nicolaus Riedberger aber, das einzige, verzogene Kind von zu Vermögen gekommenen Leuten aus der Hefe des Volkes, hatte als schlimmste Mitgift in's Leben eine unbändige Begehrlichkeit mitbekommen. Als Kind

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0325-9

war ihm jeder Wunsch gewährt worden, seine Eltern hatten nach Art solcher Leute ihr Vermögen weit überschätzt und mit Vorliebe in dem anwachsenden Knaben den Reichmannssohn erzogen.

Das schöne Schullehrerskind hatte seine Begehrlichkeit gereizt, es war kein anderer Weg gewesen, sie zu besitzen, als durch eine Heirath: aber als diese geschehen, als die erste Freude des erfüllten Wunsches vorbei, kam ihm diese That vor wie ein unbeschreiblicher Act der Großmuth, für welche die Frau ihm auf den Knieen nicht genug danken konnte.

Er hatte gerade dieses Maß von Erziehung genossen, welches, zu weit vom „Genug" entfernt und doch über die Gewöhnlichkeit erhaben, dem überschätzenden Dünkel die Wege bahnt.

Er wollte als reicher, als vornehmer Mann gelten, und sah beim Antreten des Geschäftes, daß er zwar ein nicht zu verachtendes Vermögen, aber lange keinen Reichthum geerbt.

Die Meinung, reich zu sein, schien ihm auch die Berechtigung dazu zu geben, und es kam ihm sehr unter seiner Würde vor, Schnupftabak und Käse lothweise zu verkaufen. Was er nicht war, das wollte er werden, aber er griff in den Mitteln zum Ziele fehl. Er wollte beim Schmuggelhandel verdienen; die großen Kaufleute verdienten dran und schlüpften wie der Aal bei der Untersuchung hindurch, der Krämer wurde geopfert. Die großen Summen, die er zahlen mußte, thaten weh, aber durch einen steten, treuen Betrieb seines Geschäftes sie wieder beizubringen, daran dachte er nicht.

Mißmuth und Langeweile trieben ihn in's Wirthshaus, und da lernte er, was er bis jetzt noch nicht betrieben, was seinem Wesen am meisten entsprach, das Hazardspiel.

Von Stufe zu Stufe ging es nun herab, der Dämon des Spiels fraß die letzte Blüthe des Glücks. — — In der Radbertsau lag ein vergessenes Wirthshaus, ein altes Gebäude mit drei Flämmchen über der Thür und einem Stern darüber, von einem längst vermoderten Steinhauer wahrscheinlich zu Ehren der drei Könige aus dem Morgenland in das Thürgesims gehauen. Das waren die Drei Funken; Ackersleute, Gartenarbeiter, Fischer und auch wohl die Soldaten von den Außenwerken pflegten vereinzelt hier einzusprechen; es war ein in Verfall gerathenes Anwesen ohne regelmäßigen Zugang, oft ausgeboten, oft die Besitzer wechselnd, immer mehr herabkommend, das endlich nach vielen bitteren Tagen Nicolaus Riedberger als Besitzer erstand. Seine Frau konnte nicht begreifen, warum, wenn er denn doch das Wirthsgewerbe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0326-5

treiben wollte, er sich nicht um die Pacht eines bessern Anwesens bemüht; sie sollte es nur zu bald erfahren, welchen Zwecken dieser vergessene und versteckte Winkel dienen sollte

Durch den Handel mit geschmuggelten Waaren war Riedberger selbstverständlich in Beziehungen zu Jenen getreten, welche diesen Handel vermittelten, zu der geringsten Classe der Bevölkerung der großen Grenzstadt. Diese Beziehungen waren leicht wieder angeknüpft worden in den gemeinen Spielhöhlen, welche er im Laufe der Jahre besuchte. Noch mehr als das Gewerbe und der gehoffte Gewinn reizte ihn die Herrschaft, welche er vermöge seiner umfassenderen Kenntnisse, seiner bessern Herkunft über dieses rohe und verwegene Volk ausüben konnte.

Mit der Gefahr und Aufregung, welche dieses heimliche Gewerbe hervorrief, wuchs die Lust an demselben und verlor Riedberger immer mehr die Fähigkeit zu einem geordneten Erwerb.

Seiner Spielsucht konnte er jetzt vollkommen Genüge leisten, und da er seit Langem nicht mehr heikel in der Wahl seiner Genossen war, so fand er in den Schiffsknechten, den entlassenen Züchtlingen und desertirten Soldaten vom jenseitigen Ufer, aus welchen sich hauptsächlich die Schmuggler recrutirten, immer willige Gesellschaft.

Eine ihm innewohnende gewisse Verschlagenheit hatte sich im Lauf der Zeit noch mehr ausgebildet, und so war jetzt der Schmuggel zu einer Organisation gediehen, welche allen Anstrengungen der Douane spottete.

Während aber jetzt Nicolaus Riedberger, seine Genossen erwartend, in dem Hause unter den Weiden auf- und abschritt, war der junge Mann, welcher seiner Tochter gefolgt, in den Gartenwegen immer weiter geschlendert. Die kühle Nachtluft that ihm unbeschreiblich wohl, der Gesang der Nachtigallen in den Gebüschen und dunklen Bosketten lockte ihn immer weiter hinein in diese labyrinthisch verschlungenen Pfade.

Rudolph Steiner war fremd in dieser Stadt, fremd in ihren Umgebungen. Erst seit zwei Tagen befand er sich hier, um in dem Hause eines der Handelsfreunde seines Vaters eine Stelle einzunehmen, ehe er als Compagnon in das ausgedehnte, festgegründete Haus seines Vaters eintreten sollte.

Eigene Neigung und Wunsch hatten ihn zur Kunst geführt, aber ein richtiger Tact ließ ihn noch früh genug erkennen, daß er als ausübender Künstler nur Mittelmäßiges leisten würde; so hatte er dem sehnsüchtigen Wunsche seines Vaters, welcher den Sohn gern als Nachfolger in dem von ihm gegrün-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0327-0

deten Geschäft gesehen hätte, nachgegeben und war zum Handelsstand übergetreten, ohne jedoch die glühende Begeisterung und Liebe für die Kunst und das Schöne damit in Kauf zu geben.

Langsam schritt Rudolph zwischen den Hecken und Mauern hin, das Bild des schönen Mädchens tauchte immer und immer wieder vor seinem Auge auf, so, wie er sie gesehen hatte auf dem Münster, die schlanke Gestalt sich scharf abzeichnend von dem Goldgrund des westlichen Himmels.

Endlich mahnte die immer wachsende Dunkelheit zum Heimweg, er sah über das Gartenfeld hin die Lichter in der dunklen Masse der Stadt sich entzünden, über welcher das Münster wie ein einsamer Riese die Wacht hielt.

Er hörte Trommelwirbel und Trompetenstöße, war das der Zapfenstreich? Dann war es höchste Zeit für ihn, zu gehen, um die Festung zu erreichen, ehe ihre Thore geschlossen würden. Er meinte sicher recht zu gehen, wenn er sich links wendete, von wo er gekommen zu sein glaubte, aber sei es, daß er zu früh oder falsch einbog in eine dieser Gartenstraßen, er kam immer tiefer hinein, statt hinaus.

Endlich nach langem, fruchtlosem Umhertappen kam er wieder auf den breiten Weg und an das Gitterthor, aber o weh! das Thor war verschlossen und so hoch, daß ein Darübersteigen unmöglich war.

„Da wäre ich ja gefangen wie die Maus in der Falle", sprach der junge Mann zu sich selbst, „aber dieses verzauberte, stille Gartenfeld muß doch irgend eine lebende Person in Gestalt eines Wächters oder dergleichen beherbergen, welche geneigt wäre, mich gegen einen soliden Händedruck hinaus zu lassen." So sprechend wandte Rudolph seinen Schritt zur entgegengesetzten Seite hin, um wo möglich irgend Jemanden aufzutreiben.

Allmälig wurden Hecken und Mauern niedriger, er kam augenscheinlich in den weniger eleganten Theil der Gärten, die Wege waren schlecht und ausgefahren, Steine und Haufen von ausgejätetem Unkraut lagen im Weg; stolpernd und seine Tollheit verwünschend schritt der junge Mann in der tiefen Dunkelheit drüber hin. Jetzt hörten Hecken und Zäune ganz auf, und Weiden- und Erlengebüsch säumte den Weg, mit einem Male hörte auch dieser auf, und unser Freund stand rathlos mitten im Gestrüpp, in der anbrechenden Nacht

Das Läuten einer Glocke tönte von der Stadt herüber; „das ist die Thorglocke!" rief er, unmuthig mit dem Fuße stampfend. „Was ist das?" rief er erschreckt, als sein Fuß plötzlich in weichen, nassen Boden sank, unwillkürlich

trat er zur Seite, da wich der Boden unter ihm und er sank bis fast an die Kniee in den Schlamm. Mühsam arbeitete er sich wieder daraus hervor, mühsam schaffte er sich weiter in dem Weidengestrüpp und Röhricht, er hatte jetzt jeden Weg verloren. Die Nacht war allmälig gesunken, die Thorglocke hatte verhallt, und Rudolph irrte noch immer zwischen den Weiden umher.

Endlich sah er einen schwachen Lichtschein vor sich, er hörte zur Seite das Rohr knacken und leise, gedämpfte Ruderschläge darnach. „Gott sei Dank! da waren doch Menschen."

Er kam jetzt auf eine lichte Stelle, er sah Wasser vor sich und einen blassen Lichtstreif darauf liegen, welcher aus den halbverhängten Fenstern eines einsamen Hauses fiel. Er war so naß und müde, so erschöpft, daß er mit wahrem Wonnegefühl nach diesem Hause hinsah, welches ihm doch wenigstens Schutz vor dem in rasender Schnelligkeit anbrausenden Gewitter bieten würde.

Einige Augenblicke stand er so da, überlegend, wo er den Eingang finden würde, oder ob er rufen solle. Er hatte es nicht Acht, daß das Boot, dessen gedämpfte Ruderschläge er gehört, jetzt geräuschlos unter dem Schutze der Weiden an das Ufer glitt, er sah den Mann nicht, der ausgestiegen, seine auf der Lichtung erkennbare Gestalt staunend betrachtete. Er hörte es nicht, wie der Mann sich zurückbiegend einem unsichtbaren Gefährten zuflüsterte: „Gieb Acht, Hannsdaniel, da ist's nicht sauber."

Er hörte nur den Ruf des Kiebitz vom Schilfe her, dem kein Gegenruf antwortete.

Jetzt glaubte er in einer dunklern, überbauten Stelle den Eingang gefunden zu haben und schritt rasch darauf zu; ehe er aber denselben noch erreicht, sprang der Mann hinter ihm mit einem gewaltigen Satze aus den Weiden auf ihn zu. Wie ein Schmiedehammer fiel seine breite Hand auf die Schulter des unter dem unerwarteten Griffe zusammenschreckenden jungen Mannes.

„He, was soll's? Was habt Ihr da 'rum zu lungern?" tönte eine heisere, mit Anstrengung gedämpft sprechende Stimme in sein Ohr.

Rudolph hatte sich von dem ersten Schrecken wieder gefaßt, die brutale Art der Anrede und des Schlags auf die Schulter empörte ihn. „Was habt Ihr darnach zu fragen, Kerl?" fragte er, die noch immer auf seiner Schulter ruhende Hand abschüttelnd.

„So! Kerl? — Kerl —", rief der Andere, den Flüsterton vergessend. „Ich will Ihm den Kerl zeigen", und wieder griff seine Hand drohend nach dem jungen Manne. Da öffnete sich plötzlich dicht neben den Beiden eine Thür,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0329-5

ein heller Lichtstrahl fiel heraus, der Dreifunkenwirth erschien mit einem hochgehaltenen Licht auf der Schwelle.

„Was ist's? Was soll's?" rief er hinab.

„Da hab' ich Einen", brüllte der Mann, dessen Aeußeres die Tracht eines geringen Schiffsknechtes zeigte.

„Einen? — einen Rausch!" sprach verächtlich der Wirth. — „Was giebt's, junger Mensch?"

Rudolph erzählte kurz, daß er fremd sei, sich beim Spazierengehen in dem Gartenfelde verirrt, und bat schließlich um Aufnahme für die nächsten Nachtstunden.

Ueber das Gesicht des Wirthes flog ein eigenthümlicher Zug von Hohn und Mißtrauen; er hatte sich in den letzten Jahren so wenig mit Wahrheit befaßt, daß er an deren Existenz überhaupt zweifelte.

„Ja, ja", sprach er, „verirrt — man kann sich in der Radbertsau schon verirren, 's ist zwar sonst keine Promenade, weder für Welsche noch für Deutsche, 's hat eben ein Jeder seinen aparten Gusto, und die Drei Funken sind nicht zugeschlossen."

Dem jungen Mann mißbehagte die Art des Sprechers fast noch mehr, als die brutale Weise des Schiffers, entschlossen aber, sich nicht imponiren zu lassen, sprach er: „Wenn Ihr ein Wirthshaus habt, in welches man eintreten kann, so werde ich wohl zur Bezahlung, aber nicht zur Beichte verpflichtet sein."

Der Wirth lachte. „Wir absolviren ohne Beichte", sprach er, „wir sind luth'risch und von hier."

Der Schiffsmann hatte während des Zwischenredens den jungen Mann, auf welchen der volle Schein des Lichtes fiel, brummend und mißtrauisch von der Seite betrachtet, jetzt gab er ihm mit seiner gewaltigen Hand einen Stoß, „Allons 'nauf, Spaziergänger, 's kommt 'n wüst Wetter!"

Rasch sprang der junge Mann die ausgetretenen, schlüpfrigen Stufen hinan, entschlossen, dieser anscheinend sehr rohen Gesellschaft gegenüber auf seiner Hut zu sein, hinter ihm stieg der Schiffsmann herauf.

„Da herein, junger Mann, da könnt Ihr ein gut Glas Bier haben", sprach der Wirth, die Thür der Schänkstube aufstoßend.

„He, Dreifunkener, ich hab' Euch was z' b'richten", sprach der Schiffer, den Wirth bei Seite winkend.

Der junge Mann trat in die Stube im Augenblick, da sich die gegenüber-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0330-6

liegende Thür öffnete, und da, mit im Luftzug flatternden Gewändern, zwei dampfende Bügeleisen tragend, das Mädchen hereintrat, um derenwillen er in das Gartenfeld gekommen war. Ueberrascht blieben Beide stehen, Auge in Auge, Beide hatten einander erkannt, der junge Mann mit dem rasch überspringenden Wesen, mit neu auflodernden Entzücken, welches ihn das eben empfundene Mißbehagen seiner Lage völlig vergessen ließ, das Mädchen nach dem ersten Staunen mit einer Regung der Kränkung, des Unwillens im Blick und der schnell aufsteigenden Röthe.

Der Jüngling sah den vorwurfsvollen Blick; das ernsthafte, zurückweisende Wesen des Mädchens imponirte ihm in dieser schlichten Kleidung mehr, als jede von Kunst und Etikette gelehrte Haltung der Dame im Hofkleide.

Auch er erröthete unwillkürlich, indem er das Bedürfniß empfand, sich von der anscheinenden Frivolität, dem Mädchen selbst in den Stunden der Nacht in's Haus gefolgt zu sein, zu rechtfertigen.

Mit ehrerbietigem Gruße trat er auf das Mädchen zu. „Ich verdanke dem Zufall das Glück, Sie wieder zu sehen, Mademoiselle, einem Zufall, der fast üble Folgen für mich hätte haben können . . ."

Das Mädchen unterbrach ihn lebhaft: „Dann . . .", sprach sie, aber sie konnte nur dies eine Wort sprechen, denn die Thür öffnete sich wieder, und gefolgt von dem Schiffsmann, trat der Wirth in's Zimmer.

Der Riedberger lachte leise vor sich hin. „Ich hab' mir's gleich gedacht", sprach er, zu dem hinter ihm Eintretenden sich wendend.

Das Mädchen wandte sich um, ein angstvoller, erschreckter Blick glitt von dem Gesichte ihres Vaters zu dem jungen Manne hinüber, der Jüngling lächelte ihr zu, er glaubte, es sei in diesem stummen Blick die Bitte enthalten, sie nicht zu kennen, und das gemeinsame, unschuldige Geheimniß that ihm unendlich wohl.

Der Wirth runzelte die Stirn, als er des Mädchens ansichtig ward. „Was soll der Bügeldampf in der Stube?" fragte er unwirsch. „Bügle draußen in der Küche, da hast Du's Feuer näher; wenn ich Dich brauche, werd' ich Dich rufen."

Ohne zu antworten, packte das Mädchen ihre Bügelgeräthe zusammen, aber sie zauderte so lange, bis der Riedberger heftig rief: „Warteſt Du, daß ich Dir helfen soll?"

„Ich danke", antwortete tonlos das Mädchen, indem sie die Küchenthür öffnete und zu dem jungen Manne sich wendend, sprach sie: „Wenn der Herr

etwas nöthig hat, ich bin in der Nähe"; die einfachen Worte begleitete aber ein so warnender Blick, daß der Fremde sich unwillkürlich umsah. „Schon recht, schon recht", rief der Wirth ungeduldig. „Mach nur, daß Du fortkommst."

Die Thür schloß sich hinter dem Mädchen, der Wirth versicherte sich noch, ob der Drücker eingeklinkt sei, dann drehte er sich händereibend und lachend herum: „So, da wären wir jetzt, Herr Verirrter, was ist jetzt gefällig?"

Lachen und Fragen klang höhnisch und frech, der Schiffsmann, dessen breiter Rücken die Eingangsthür versperrte, rief mit rauhem Lachen: „Ja, 's kann Einem allerhand passiren beim Spazierengehen!"

Rudolph ward zornig, aber er suchte sich zu bemeistern; „es scheint, ich bin nicht gern da gesehen, Leute, laßt mich wieder hinaus."

„Au contraire, au contraire!" rief der Wirth mit übertriebener Freundlichkeit, „wir haben so feine Gäste sehr gern bei uns — der Schifferhannes leist' dem Herrn einstweilen Gesellschaft, bis ich frisch Bier geholt hab'."

Der junge Mann setzte sich an den Tisch, die große Sauberkeit der Umgebung fiel ihm angenehm auf, ebenso wie das Bret mit wenigen Andachtsbüchern an der Wand. Das Benehmen der beiden Männer hatte ihm Sorge eingeflößt, aber er lachte innerlich darüber; der Gedanke an das schöne Mädchen, der Blick auf diese sorgfältig erhaltene Armuth, ließen ihn rasch ein günstigeres Urtheil fällen. Er sagte sich, daß wohl kaum ein Städter, und gewiß nie ein Fremder, diese geringe Wirthschaft besuchen würde und daß sein nächtlicher Besuch deshalb das Staunen und vielleicht auch das Mißtrauen von Wirth und Gästen herausfordern dürfte.

Rudolph war nicht nur eine optimistisch angelegte Natur, sondern das Leben und die Menschen waren ihm bis jetzt nur freundlich erschienen, man hatte ihm nie Uebelwollen entgegen getragen, das Mißtrauen war ihm unnöthig gewesen auf seiner Bahn, was Wunder also, wenn er an das Uebelwollen nicht glaubte und das Mißtrauen, wenn es sich je ihm aufdrängte, als einen unangenehmen Gefährten bald zur Seite schob. Dieses freundliche, sorglose Nehmen und sich Geben der Welt ist wohl die allgemeine Mitgift der Jugend, gewiß der Kindheit. Das Kind sorgenfreier Verhältnisse, dessen Leben glatt und anmuthig wie ein Wiesenbach verläuft, kann diese schönste Jugendgabe weit mit hinaus nehmen in's Leben. Das Kind der Armuth aber, das im engen, umschränkten Raume so oft und fühlbar an die scharfen Ecken und Kanten der Wirklichkeit anstößt, das von früh an die guten und bösen

Anstrengungen sieht, über die Fährlichkeiten des rauhen Pfades hinauszukommen, den nahgerückten Kampf um die Existenz, die nur ermöglicht ist, indem man dem Nebenstehenden den fußbreiten Boden streitig macht, es kann diesen Blumenstrauß der Empfindungen nicht lange erhalten, wenn in Hand und Seele sich die Spuren des Werkzeuges drücken. Rudolph hatte sich denn auch schnell in diese fremde Umgebung gefunden, ja, sie wurde ihm reizend durch den abenteuerlichen Schimmer, in welchem er sie sah.

Unterdessen war der Wirth wieder vor's Haus getreten, er sah nach den Weiden hinüber, aus welchen jetzt, aus seiner gebückten Stellung sich aufrichtend, ein Mann heraus trat.

„Nun?" fragte der Wirth.

„'S ist Niemand weiter da", antwortete der Mann.

„Der Schifferhannes will wissen, daß der junge Kerl da d'rin einer von den neuen Douaneofficieren sei — kennst Du ihn?"

„Laßt sehen", sprach der Mann.

Der Riedberger führte den Neuangekommenen sachte einen dunklen, engen Gang entlang, auf dessen Mauer sich ein kreisrundes Licht abzeichnete, das Lichtloch über einer mit Bretern verschlagenen Thür; „lug' nein", flüsterte der Riedberger. Durch die Oeffnung konnte man den jungen Mann sitzen sehen, mit aufgestemmten Armen, ruhig und lächelnd in das flackernde Licht blickend. Der Mann am Fenster warf einen Blick hinein.

„Bi Gott, das ist der jung' Satan, der uns so hetzt", sprach er.

„Irrst Dich nicht?" fragte der Wirth.

„Nein, nein", flüsterte eifrig der Andere, „ich hab' ihn heut' Mittag noch begegnet und hab's gehört, wie zwei gardes de douane zu einander sagten, schau, wo will jetzt der hin im Civil?"

Der Wirth zuckte die Achsel, „was jetzt thun?" fragte er.

„Was macht Ihr mit der Maus, wenn sie in die Falle geht?" versetzte der Andere.

Der Wirth gab keine Antwort, er nahm einen im Flur stehenden Krug und trat in die Stube.

Der junge Mann hatte unterdeß versucht mit dem Schiffer ein Gespräch anzuknüpfen, wie natürlich zuerst von dessen Beruf ausgehend, aber er hatte kein Eingehen gefunden, ja auf eine ihm sehr unverfänglich scheinende Frage schlug der Mann plötzlich mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie:

„Jeder treibt sein Metier nach seiner Pläsir, ich mein's, Er sein's — und 's kommt halt d'rauf an, wer's am längsten treibt —"

„Allerdings, allerdings", lächelte der junge Mann, sich umwendend, denn es schien ihm, als habe hinter ihm die Küchenthür geknarrt, und das Mädchen, um derenwillen er eigentlich in diese Gesellschaft gekommen, hätte er gern wieder gesehen.

Jetzt trat der Wirth mit seinem neuen Gaste ein.

„Lug, wie der den Rock zugeknöpft hat wie eine Uniform", flüsterte der dem Erstern zu.

Der Schifferhannes wandte sich um. „Der Herr möcht' allerlei wissen über unser Gewerb'", sprach er, „kann ihn vielleicht Einer berichten?"

Der Wirth runzelte die Stirn. „Wohl bekomm's!" sprach er, und goß dem jungen Manne ein.

Rudolph nippte nur an dem ihm ungewohnten Trinkgeschirr, aber der Schiffer leerte das Gebinde mit einem einzigen Zuge.

Draußen klatschte der Regen an die Scheiben, die Schiffsleute tranken schweigend, nur manchmal von der Seite den jungen Mann betrachtend. Der Wirth ging, die Hände über den Rücken gekreuzt, leise eine alte Melodie vor sich hinpfeifend, auf und ab. Die Schwüle und Stille des Zimmers drückten auf den jungen Mann, das schnell verflogene Mißtrauen kam unabweislich wieder; trotz des unaufhaltsamen Regens wollte er doch fort, konnte er ja möglicherweise näher den Thoren der Stadt ein besseres Unterkommen finden.

Er stand auf, um zu bezahlen; war es Täuschung, daß er eine eigenthümliche Bewegung, einen Blickwechsel zwischen den Dreien bemerkte? Der Wirth öffnete ihm die Zimmerthür, der Schiffsmann folgte nach, schon schlug die kühle Regenluft aus der offenen Gangthür ihm in's Gesicht, da traf von rückwärts ein schwerer Schlag seinen Kopf, mit einem Schrei wandte er sich um, da traf ein zweiter Schlag sein Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase schoß — und tausend surrende Funken vor seinen Augen tanzten, geblendet und betäubt griff er umher, aber er griff nur in's Dunkel. Schaff' ihn beiseit!" hörte er, wie aus weiter Entfernung sagen, er fühlte sich gepackt, in irgend einen Raum hinabgestoßen und hörte die Thür hinter sich zufallen, dumpf wie ein Traum — dann vergingen ihm die Sinne.

Der Wirth und der Schiffer traten wieder in die Stube. Der Erstere öffnete die Küchenthür und sah hinein, es war dunkel und leer d'rin, nur ein paar verglühende Kohlen lagen auf dem Herde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0334-9

„Zum Teufel, was soll ich jetzt mit Dem anfangen?“ fragte er.

Der Schiffsmann trank sein Maß aus. „'s hat sich schon manch Einer verirrt zwischen den Weiden und hat die Meerlinsen für Gras angesehen“, sprach er, „der wird's auch nicht gerade an der Stirn geschrieben tragen, wenn er in ein paar Tagen da unten am faux rempart in den Weiden hängt, daß wir ihm den Weg gezeigt haben.“

„Das ist eine ärgerliche Geschichte“, sprach düster der Wirth.

Der Schiffsmann lachte, „es wär' noch ärgerlicher, wenn wir auf die Galeeren müßten; Ihr waret noch nicht dort, Dreifunkener, wie ich, sonst ließet ihr auch lieber Einen über den Rand des Nachens schnappen, als selber an der Kette gehen wie ein Tanzbär.“

Der Wirth schauderte und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Lustig, lustig, Mann!“ rief der Schiffer, „wer A sagt, muß auch B lernen, und wer in der Jugend stirbt, wird ein um so schönerer Engel.“

III.

Mit einem dumpfen, schmerzenden Gefühl in der Stirn erwachte Rudolph aus der kurzen Ohnmacht, welche nach dem Faustschlag des Schmugglers ihn angewandelt, aber es dauerte lange, bis seine betäubten Sinne sich wieder lichteten, bis er auf den feuchten Kellerstufen, auf welchen er lag, umhertastend, seiner Lage und der Umstände, welche dieselbe herbeigeführt, sich klar wurde.

Er wußte sich gefangen, in der Gewalt böswilligen Gesindels, aber er war so ermattet und erschöpft, daß keine Bewegung den Drang verrieth, sich zu befreien, kein Ton anzeigte, daß er noch lebe. Willen- und kraftlos lag er da, wo er hingesunken war, und starrte in die tiefe Dunkelheit hinein. Zusammenhangslose Bilder und Gedanken, leere Worte in peinigender Wiederholung summten ihm durch den Kopf, eine bleierne Schwere lastete auf seinen Lidern. Ein blaufahler Blitz zuckte über den Nachthimmel hin und ließ das eiserne Kreuz in der Kellerluke gegenüber seinem Blick erscheinen, ein ferner Donner rollte nach.

Rudolph schloß die Augen, das dunkle Kreuz auf hellem Grunde tanzte tausendfach vervielfältigt ihm davor, der Donner schien ihm fort und fort zu rollen wie der Sturz eines Wasserfalls, im Brausen und Flimmern wollten ihm wieder die Sinne vergehen.

Da tönte ein vorsichtiger Fußtritt von unten her, ein leichter Schritt kam

herauf, ein Frauengewand berührte die Stirn des Liegenden, der mit aller ihm zu Gebote stehenden Willenskraft die Ohnmacht von sich schüttelte.

„Wer ist da?" fragte er.

„Still, still!" antwortete es leise, er sah im Dunkeln die Umrisse einer weiblichen Gestalt, eine Hand faßte die seine und eine Stimme flüsterte ihm in's Ohr: „Folgt mir so leise Ihr könnt, ich mein's gut!"

Wieder zuckte ein Blitz über den Himmel und erhellte secundenlang den Raum hinter der Luke mit dem Eisenkreuze, und ließ mit Gedankenschnelle den jungen Mann die Gestalt des schönen Mädchens erkennen.

Unwillkürlich faßte seine Hand fester die ihre, und ließ er sich von ihr leiten die schmale Treppe hinab in den feuchten, niedrigen Keller. Alte halbvergessene Märchen seiner Kindheit kamen ihm wieder zu Sinn, wie er so tappend und unsicher seiner Führerin folgte, von Knaben, hinter welchen der Berg sich schloß, die durch Nacht und Dunkelheit vordrangen bis zum Mittelpunkt der Erde, immer geleitet von einer unsichtbaren Hand bis dahin, wo die Adern des edlen Erzes klingend aufsprießen an den Wänden, wo die geheimen Quellen hervorspringen unter dem krystallenen Throne, wo funkelnd von Schönheit und Edelgestein die Bergesfee sich herabbeugt und sieben Tage dem Knaben schenkt, sieben Tage voll namenloser Freude und Wonne. Jeder Tag ist ein Jahrzehent, und am achten öffnet sich wieder der Berg, und der als lachender Knabe hineinging, schwankt d'raus hervor als ein müder Greis, dem von allem Reichthum nichts blieb als das bittere Heimweh nach dem verlorenen Glück.

Ein dumpfer, rollender Ton wie von an der Kellerluke vorbeigerollten Fässern ließ das Mädchen still stehen; Rudolph fühlte das Beben ihrer Hand, er meinte das angstvoll schlagende Pochen ihres Herzens zu hören. „Schnell, schnell", flüsterte das Mädchen, „bückt Euch!" Unter leeren Tonnen, Daubhölzern und zusammengelegten Latten wanden die Beiden sich hindurch bis zu einer in das tiefe Dunkel graulich hereinschimmernden Oeffnung. Eine morsche, angelehnte Thür klappte im Windzug auf und zu, das Mädchen stieß sie auf: „da hinunter", flüsterte sie. Mechanisch gehorchte der junge Mann und sprang aus der Oeffnung wenige Fuß tief hinab in einen ausgetrockneten Graben. Das Mädchen zog mühsam die Thür wieder zu; die breite Kellerluke oder Thür, zu welchem Zwecke sie auch früher gedient haben mochte, schien jetzt seit Jahren außer Gebrauch und fast vergessen zu sein, das Schilf im darunter liegenden Graben versteckte sie vollkommen, Sumpfluft und Alter hatten die

starken Bänder und Riegel längst so zernagt, daß es dem Mädchen geringere Mühe kostete, diesen Laden aufzustoßen, als wieder zu schließen. „In Gottes Namen denn!“ sprach sie und sprang durch das vor der Kellerluke wieder zusammenrauschende Schilf herab.

„Mein Engel, meine Retterin“, flüsterte erregt der junge Mann, nach ihrer Hand greifend.

„Noch nicht“, antwortete das Mädchen. „So schnell und so leise als Ihr könnt folgt mir vorwärts.“

Der Regen strömte noch immer herab, aber das Gewitter hatte nachgelassen und der Mond schien dann und wann durch die sich scheidenden Wolken. Rudolph sah, daß sie an der Hinterseite des Hauses hinschritten, die schwarze feuchte Mauer stieg fensterlos und dunkel neben ihm auf, nur ein einziges Fenster, das der Wasserablauf davor als das Küchenfenster bezeichnete, öffnete sich auf die Grabenseite; durch das Fenster, von dem Rinnsteine herab mußte das Mädchen in den Graben gestiegen sein, um in seinen Kerker zu gelangen. „Dank, Dank“, flüsterte er. „Haltet Euch nicht auf“, antwortete das Mädchen, „vorwärts.“

So schritten die Beiden in Regen und Nacht durch den fast endlos scheinenden Graben. Es war ein mühsames Wandern in dem schlammigen Boden durch das dichte Binsen- und Schilfgeflecht, aber endlich wurde der Boden trockener und ansteigender, das Schilf verschwand, und die Beiden stiegen an einer den Graben quer schließenden Mauer aus demselben herauf. Der Regen hatte jetzt fast ganz nachgelassen, und der Mond erhellte die Umgebung.

Bei seinem Scheine sah Rudolph in der langen Mauer vor ihm eine kleine Thür, in welcher der Schlüssel steckte. „Schließt auf“, sprach das Mädchen. Mit Mühe drehte der junge Mann den eingerosteten Schlüssel herum, ein knarrender Ton schrillte durch die Nacht, die Thür sprang auf, und der junge Mann trat ein.

Eine warme, feuchte Luft wehte ihm entgegen, ein fast betäubender Duft von Orangenblüthen und Tuberosen. Palmenfächer und hängende Pflanzengewinde stiegen in phantastischen Formen vor seinem Auge empor. Es war wie ein Traum, so plötzlich aus dem feuchten Graben in die Wunder der Tropenwelt versetzt, und traumhaft erschien es dem jungen Manne, fast nur wie ein Gebilde seiner eigenen erregten Phantasie.

Rasch ging er einige Schritte vorwärts, dann wandte er sich um nach der hinter ihm Eingetretenen. Alle Furcht, alle Gefahr der letzten Stunden war

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0337-6

ihm vergessen vor dem Zauber dieses Moments, vor der wiedererwachten dichterischen Begeisterung.

Zwischen den riesigen Blättern einer Aloe blickte der Mond herein, das Pflanzenhaus mit seiner silbernen Dämmerung füllend; gerade dahin, wo das Mädchen stand, fiel der hellste Schein; Rudolph starrte sie an wie eine übernatürliche Erscheinung, wie ein offenbartes Wunder, und wunderbar schön war sie, wie sie so dastand, bleich und still wie ein Marmorbild unter dem dunklen Laube eines Orangenbaumes, dessen hellweiße Blüthenzweige wie eine Krone auf ihrem vom Regen glänzenden Haare ruhten.

„Holde! Schöne! Wo führst Du mich hin? Wer bist Du?" rief der junge Mann in steigender Erregung seine Hände nach ihr ausstreckend.

Das Mädchen trat unter dem beleuchteten Orangenbaume hervor in den tiefen Schatten, den die Blätter der Aloe warfen.

„Wer ich bin?" fragte sie traurig, seine Frage wiederholend. „Das Kind des unglücklichen Andreas Riedberger, des Wirthes zu den drei Funken, — aber wer seid Ihr?"

„Ein Fremder bin ich, ein Kaufmann, und erst seit zwei Tagen in dieser Stadt."

„Man hielt Euch für einen Officier der Douane", antwortete zögernd das Mädchen. „Ihr kamt zur bösen Stunde in unser Haus — — — es liegt am Wasser — und — — und allerhand wildes Volk geht aus und ein — — warum kamt Ihr hierher?" rief sie mit Bitterkeit im Tone, „warum liefet Ihr mir nach? — Aber laßt's gut sein", fuhr sie ruhiger fort und wehrte ihm zu reden, „das ist geschehen, — ich habe jetzt nur noch Eines zu thun, Ihr sollt mir schwören bei dem, was Ihr das Höchste glaubt, daß Ihr nichts unternehmen wollt gegen meinen Vater — — was ich auch über sein Gewerbe denken mag, ob ich's gut oder übel heiße, ob ich auch das Elend, das rings um mich sich aufthut, so schwarz und so tief sehe wie Eines, ich wollte mit einem Verrath mir keine Brücke drüber schlagen. Denkt daran, daß Ihr mich nicht zur Mörderin macht, macht mich nicht zum Werkzeug gegen meinen Vater."

„Bei allem Heiligen schwöre ich Dir Schweigen!" rief der junge Mann. „Bei dem Ernste dieser Stunde, bei der Gefahr, in die Du Dich für mich begeben, laß' diese Stunde nicht die letzte sein", fuhr er flehend fort.

Das Mädchen antwortete nicht, sie öffnete die Thür des Gewächshauses, und Beide traten aus der warmen, blumendurchdufteten Atmosphäre in den kühlen nächtigen Garten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0338-2

Dunkel und massenhaft hoben Boskette und Baumgruppen von dem Nachthimmel sich ab, das Mondlicht schwamm zitternd über feuchte Rasenflächen und Rabatten, es lugte hinein in dunkle Alleen und ließ sie endlos und riesenhaft erscheinen im magischen Lichte.

„Das ist der Garten des Präfecten", sprach das Mädchen, „der Gärtner findet seinen Weg nur zu oft durch den Graben nach den Drei Funken Gott gebe, daß ich ihm nicht begegne."

Rudolph schauderte, jetzt erst dachte er daran, in welche Gefahr das Mädchen sich für ihn begeben, welcher Gefahr sie entgegen ging

„Flieh' mit mir", bat er, „ich will Dich halten wie meine Schwester"

Das Mädchen wies seine drängende Geberde zurück. „Meinet Ihr, ich dürfte nur an mich denken?" fragte sie, „glaubt Ihr nicht: jedes Leben, so arm es sei, es hat seine Freuden, und keines ist so gering, es hat seine Pflichten?"

Schweigend schritten sie durch den dunklen Theil des Gartens bis zu einer niedrigen Hecke, hier blieb das Mädchen stehen. „Bis daher führ' ich Euch", sprach sie, „jetzt helft Euch durch mit Gott; über diesen Zaun und über den nächsten steiget, dann kommt Ihr auf die Bleiche an der Sanct Radbertskapelle, von da an's erste Fort, dort möget Ihr warten, bis die Thore geöffnet werden, es sind nur noch wenige Stunden bis vier Uhr."

„Und wo, wo seh' ich Dich wieder?" bat der junge Mann leidenschaftlich, „sag' nicht nein, sag' nicht wozu? Jeder Gefahr will ich trotzen, Dich zu sehen; sag' mir Deinen Namen, daß ich bei Deinem Namen bis dahin an Dich denken kann."

„Brigitte" — antwortete sie.

„Brigitte", sprach der junge Mann innig, „laß' mich Dich wiedersehen!"

„Ich bin jeden Donnerstag und Freitag auf der Bleiche bei Sanct Radbert", sprach das Mädchen zögernd, „aber jetzt laßt mich gehen."

Sie entzog ihre Hand der seinen, und ehe er noch einen Abschiedsgruß sprechen konnte, war sie im dunklen Laubgang verschwunden.

Lauschend stand er still, er hörte die Glasthür des Gewächshauses zufallen, hörte wieder den knarrenden Ton von der Thür in der Mauer her, dann blieb es still. Vor sein geistiges Auge trat das muthvolle, schöne Mädchen, das ihn gerettet, das jetzt allein in der Nacht durch den schilfigen Graben hinschritt, der Gefahr entgegen, vielleicht der Mißhandlung.

„Brigitte!" Brigitte!" rief er wehmüthig und entzückt, aber nur der Nachtwind gab Antwort, der durch die Kronen der hohen Ahorne und Rüstern rauschte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0339-0

Er stieg über den Zaun und über den folgenden, da lag ein offener Plan vor ihm mit leeren Wäscheseilen an Stangen befestigt und weiterhin mit lang ausgestreckten Stücken weislich schimmernder Leinwand belegt, ein kleines, halbzerfallenes Kirchlein unter Weiden und Erlen, das mußte die Bleiche bei Sanct Radbert sein. Von dem nahen Fort tönte der tactmäßige Schritt der Wache. Rudolph trat näher. „Qui vive!" rief der Soldat herab, und aus der niedrigen, tabakerfüllten Wachstube trat ein Sergeant.

Auf dessen Frage berichtete Rudolph, daß er ein Fremder sei und beim Spazierengehen sich verspätet und verirrt habe. „Kommet mit 'rein", sprach der gutmüthige Soldat, „tiens, Ihr sehet nit übel aus, habt Ihr Euch wollen im Krottenloch baden?"

IV.

Ungeduldig erwartete Rudolph den nächsten Donnerstag, er hatte sich jetzt so weit in der Umgebung der Stadt orientirt, daß er die Bleiche bei Sanct Radbert leicht finden konnte. So gefährlich ihm durch sein nächtliches Abenteuer diese Umgebung erschienen war, um so harmloser und freundlicher erschien dieser Gartencomplex mit den stillen, überbüschten Canälen bei Tage.

Endlich war der Donnerstag da, und sogleich nach dem Schlusse der morgendlichen Comtoirstunden machte sich Rudolph auf den Weg, das Mädchen wiederzufinden, deren Bild bei Tag und bei Nacht aus seinen Gedanken nicht gewichen.

Die Bleiche mit ihren flatternden Leinenstücken lag hell im Sonnenglanze vor ihm, die wenigen Bleicherinnen, welche über Mittag geblieben, hatten sich in den Schatten der Weiden zusammengesetzt, theils plaudernd, theils schlafend, Brigitte war nicht unter ihnen.

Langsam schritt der junge Mann, von den neugierigen Blicken der jungen Bürgerstöchter und Mägde gefolgt, an dem Rande des Wassers hin bis zu der etwas abseits gelegenen Kapelle. Die Thür, die gegen das Wasser führte, stand offen, Rudolph sah hinein, es war kühl und dämmerig in dem kleinen leeren Raume, welcher anscheinend schon lange keinen Gottesdienst mehr gesehen hatte; er wollte vorübergehen, da fesselte eine Gestalt seine Aufmerksamkeit, welche, ihm den Rücken zugekehrt, auf einer der Stufen des nackten Altares saß; jetzt wandte sie, vom Geräusch seiner Schritte aufmerksam gemacht, den Kopf, es war Brigitte.

Mit einem Ausrufe des höchsten Entzückens stürzte Rudolph auf sie zu,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0340-2

fast vor ihr auf die Knice; ruhig stand sie auf, ruhig hieß sie ihn willkommen, aber doch lag etwas in ihrem Blick, in der rasch vorüberfliegenden Röthe ihrer Wangen, das die Freude verkündete, welche sie nicht aussprach.

Rudolph wollte wissen, wie sie zurückgekommen, wie es ihr ergangen, — sie aber schien jeder Erinnerung ausweichen zu wollen, mit einer abwehrenden Handbewegung sprach sie: „Es hat sich gut gewendet, — redet mir nicht mehr davon."

Aber er wollte zu ihr reden, und da er nicht von seinem Danke zu ihr reden sollte, so redete er ihr von seinem Vater, dem sie den Sohn gerettet, von seiner Heimat, von seiner verklärten Mutter, die des Himmels Dank ihr erwerben müßte für die muthvolle That.

Mit gesenkten Augen und im Schooße gefalteten Händen hörte das Mädchen zu, ihr Schweigen ließ auch den jungen Mann verstummen. „Ich langweile Euch, Brigitte?" fragte er.

„Nein, nein", antwortete sie rasch und hob die glänzenden Augen zu ihm empor, „sprecht weiter, Ihr thut mir wohl damit, das ist mir, wie wenn ich in einen hellen Garten hineinsehe, oder ich höre eine freundliche Musik."

„Armes Mädchen!" sprach er leise vor sich hin; er hatte es nicht bedacht, wie groß der Contrast ihr erscheinen müsse zwischen den Seinen und seinem Leben und zwischen dem ihrigen.

Sie hatte den leisen Ausruf gehört, ein schmerzliches Lächeln glitt über ihre schönen, ernsten Züge. „Es gehen nur die Wenigsten leicht durch's Leben", sprach sie, „und meinet Ihr, wenn Einer einen schweren Bündel schleppt im Staub und der Hitze und er hält eine Weile inne, um über den Zaun am Weg in einen Garten voll Blumen und Früchte zu schauen, es müßte nur Neid sein, was er empfindet? — er hat auch seinen Theil Freude daran gehabt."

Rudolph sah sie staunend an, die Schönheit, das Treffende des von ihr so schlicht gebrauchten Bildes berührten ihn in wunderbarer Weise, er konnte ihr nicht Schmeichelhaftes darauf sagen, es wäre ihm wie eine Profanation erschienen.

So schwieg er. — Das Wasser des Canals plätscherte leise an das mit Tausenden von Bachvergißmeinnichten umsäumte Ufer, ein linder Südwind strich durch die Weiden und Pappeln über der Kapelle, und ließ die schwankenden Zweige leise klirrend anschlagen an die wenigen übrig gebliebenen Scheiben der schmalen Bogenfenster. Das Mädchen schwieg und verfolgte mit den Augen die huschenden Schatten der Zweige am Boden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0341-8

Rudolph ließ seine Blicke in dem kleinen Raume umhergleiten, in welchem er und das Mädchen in der Stille des Mittags saßen. Es war ein schlichtes, altes Kapellchen; arm und dürftig, hatte es wohl nie den Prunk und Pomp der katholischen Kirche gesehen, die frommen Waller und Beter gewiß nie in großer Anzahl. Jetzt aber war jeder, auch der dürftigste Schmuck verschwunden, Waller und Beter fanden weder Kreuz noch Bild mehr in dem öden Raum, der nur noch dem Bleichhüter als Wächterhäuschen und als gelegentlicher Aufbewahrungsort für über Nacht zurückgebliebene Wäsche diente.

Der Kalkbewurf war von der Wand gefallen und ließ die rauhen Feldsteine sehen, aus welchen das Kirchlein aufgeführt war, nur über dem zertrümmerten Altare befand sich ein behauener Stein mit der rohen Bildwerkarbeit des elften Jahrhunderts. Ein sich bäumender und zurückschnappender Fisch trug auf seinem Rücken ein Kreuz, an welchem die Dornenkrone, die Nägel, der Kelch und das Schwert hingen, darüber war eine nur noch halb erkennbare Hand und die Reste einer verschwundenen Inschrift zu sehen. Das symbolische Bild fesselte die Aufmerksamkeit des jungen Mannes, und ohne zu überlegen, ob er an die junge Wäscherin die archäologische Frage richten dürfte, fragte er Brigitten, was es bedeute. Sie wandte sich ruhig um, „das ist St. Radbert's Zeichen", sprach sie. „Der soll ein heidnischer Fischer gewesen sein und da gewohnt haben, wie alles Volk ringsum im Heidenthum lag. Zu dem ist ein christlicher Mann gekommen aus Frankreich, ein Heiliger, und wollt' ihn unterweisen im Christenthum. Der Radbert aber lachte über den todten Gott, und jagte den Prister mit Hohn und Schimpf davon, wie der ihm sagte, die Steine würden aufstehen und die Fische den Namen Jesu predigen. Am selben Tag aber fing er einen großen Hecht im Garn, und wie er ihm den Kopf auf einem Stein zerschlug, fiel das ganze Leiden Christi ihm entgegen. Da glaubte der Radbert und baute sich hier eine Zelle und unterwies die Fischer im Worte Gottes. D'rum heißt die Gegend hier die Radbertsau. Die Leute sind lutherisch geworden hier herum, dem St. Radbert wird schon lange keine Messe mehr gelesen, aber jedes Kind kennt ihn noch."

„Wie schön, wie schön!" rief der junge Mann, aber sein Ausruf galt mehr dem Reize, an diesem Orte und aus diesem Munde die alte Sage zu hören, als dieser selbst.

Das Mädchen lächelte. „Der Fisch hat nur das Leiden gepredigt", sprach sie, „wir haben einen Stein hier, der predigt Leben und Leiden, und wie man

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0342-3

das Leiden erträgt. So oft ich's kann, laß ich mir predigen von dem alten Steinbilde auf dem Münster, das spricht eine Sprache, die ich verstehe."

Der junge Mann sprang auf, er faßte ihre Hand. „Brigitte", sprach er, „was ich Euch sagen möchte, dafür fehlen mir die Worte, ich komme mir arm und trocken vor Euch gegenüber, ich habe todte Buchstaben, Ihr habt im Buche des Lebendigen gelesen. Laßt mich wiederkommen, gewährt mir die Gunst."

Sie neigte das Haupt. „Glaubet mir, ich bin dankbar dafür, wenn Eins mit mir reden will anders wie ich's gewohnt bin. Aber kommt nicht zu oft, ich habe nur mich, um meinen guten Ruf zu bewahren, und jetzt muß ich wieder an die Arbeit."

Sie stand auf und reichte ihm nochmals die Hand, unwillkürlich beugte der junge Mann sich nieder, um diese feste Hand zu küssen, sie aber, mit dunkler Röthe übergossen, entzog sie ihm. „Das ist nicht Brauch bei uns!"

V.

Oefter und immer öfter kam der junge Mann nach der Bleiche von Sanct Radbert, die Vergißmeinnicht am Canalufer waren längst verblüht, Gras und Wiesenblumen gefallen unter den Sensen der Mäher, die Trauben begannen schon sich zu färben in den Gärten der Radbertsau, aus welchen statt des Flieders und der Rosen Malven und Dahlien herübergrüßten, und immer war das Wort der Liebe zwischen den Beiden noch nicht gesprochen worden.

Das Unglück und die Verkommenheit ihres Hauses hatte wie ein Schatten auf der Seele des Mädchens gelegen, es hatte sie ernst und streng gemacht, ihren Jahren voran. Jetzt trat das Glück an sie heran in seiner schönsten Gestalt, und sie gab sich seinem Zauber mit ganzer Seele hin. Sie schien jünger, kindlicher zu werden, ihre Reden waren nicht mehr so überdacht, so ernst, ihr Blick war munter und ihre Stimme klingender geworden.

Die Strenge, mit welcher sie ihren guten Ruf bewachte, war weicher geworden, ja sie ging Rudolph in den Stunden, in welchen sie ihn erwartete, bis an die Landstraße entgegen.

Ueber die Verhältnisse zu Hause sprach sie nur äußerst ungern und nie über die Nacht, in welcher sie sich kennen gelernt. Von ihrer Mutter sprach sie, von der ergebenen Dulderin, mit Wehmuth und Liebe, in der traurigen Vorahnung des baldigen Scheidens. Aber sie war so jung, das Glück war

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0343-9

zum ersten Male an sie herangetreten, ihr Seelenfrühling war so kurz erst angebrochen, daß die Wehmuth nur wie ein Schattenwölkchen an ihrem hellen Himmel hinzog.

Rudolph gab sich diesem schönen, stillen Liebesglück mit voller Seele hin, für ihn war Brigitte der Inbegriff des Besten und Liebenswerthesten geworden. Die ehrfürchtige Scheu, welche ihn im Anfange in ihrer Gegenwart beklommen hielt, war verschwunden. Mit Entzücken sah er, wie das Mädchen seinem reichen Wissen, seinem gebildeten Geiste Bewunderung und Aufmerksamkeit schenkte. Die Grenzen ihres Wissens waren enge, aber ihre Bildungsfähigkeit, ihre Empfänglichkeit war dafür um so größer. — Jedes wußte um die Liebe des Andern und um die eigene, und als endlich das Wort sich dazu fand, war es als wäre es schon lange geredet. „Brigitte", sprach Rudolph, „Du wirst mein Weib sein; was ich vom Glück erwarte, liegt in Deiner Hand. Mein Vater wird einwilligen, er will mein Glück, und dann, Geliebte, schau' vorwärts einem freien Leben entgegen! Halte den Kopf hoch, daß Jeder mit Bewunderung und Staunen nach meinem schönen, edlen Weibe sieht. Gieb mir Deine Hand, sie soll fest ruhen in der meinen für alle Zeit."

Sie reichte ihm beide Hände, sie sah ihn an mit einem strahlenden festen Blick, dann senkte sie das Haupt und sprach leise und innig: „Ich will mein Glück demüthig aus Gottes und Deiner Hand nehmen und dafür danken mein Leben lang."

Stumm hielten die Liebenden sich umfangen, still war es in Sanct Radbert's alter Kapelle, ein rother Strahl der sinkenden Septembersonne stahl sich zwischen den lichteren Baumzweigen hinein, roth schimmerte die Dornenkrone, Kreuz und Kelch im Marthyrium, das Licht schien herabzusinken aus der offenen Hand wie ein flüssiger Tropfen, — jetzt verglomm es, und Alles lag wieder im fahlen Grau.

„Mein Freund, mein Freund, auf Wiedersehen!" rief mit Jubelton das Mädchen

„Leb wohl, Du süße Braut!" rief Rudolph. . . . . .

. . . . . .

Die Octobernebel spannen lange Schleier über die Bleiche am Canal. Brigitte war nicht mehr erschienen seit jenem seligen Septemberabend. Sie war an das Bett der immer kränker gewordenen Mutter gefesselt, das hatte Rudolph erfahren, aber weiter nichts mehr seit fast vier Wochen. So viel er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0344-5

konnte streifte er in der Nähe der Radbertsau umher, immer in der Hoffnung, sie wieder zu sehen und immer vergebens.

Unmuthig kehrte er so eines Abends von einem vergeblichen Gange nach Hause; es ärgerte ihn, daß Brigitte ihn so ganz ohne alle Kunde ließ; die schweren Pflichten, die sie zu erfüllen hatte an einem hoffnungslosen Krankenbett, die bösen Verhältnisse ihres Hauses brachte er heute nicht genugsam in Anschlag. Wohl mußte er sich sagen, daß er der Liebe des Mädchens sicher sei, aber das genügte ihm nicht, er wollte mehr als das bloße Bewußtsein des Geliebtwerdens.

In dieser ärgerlichen Stimmung fiel ihm eine Einladungskarte seines Principals in die Hände. Er mußte sich gestehen, daß er diese mit seinem Vater befreundete Familie mehr als billig vernachlässigt habe, ganz seiner Liebe zu Brigitten lebend.

Er sagte sich, er müsse hingehen, ohne sich es recht zu gestehen, daß es auch das Bedürfniß noch Abwechslung und Zerstreuung sei, was ihn hinführe.

Das Haus des Kaufmanns war eines der ältesten und renommirtesten der Stadt, seine Gesellschaften waren die bedeutendsten. Alte deutsche Bürgersitte hatte sich mit französischer Leichtigkeit gepaart, seit Generationen überkommener Wohlstand, eine maßvolle, freundliche Bildung vereinigten sich, um das Leben in diesem Hause zu einem behaglichen zu machen.

Auch Rudolph fühlte sich in den ihm gewohnten, aber seit Langem gemiedenen Gesellschaftskreisen bald wieder heimisch. Durfte er sich auch sagen, daß keine der anwesenden Mädchen an Schönheit der Gestalt, an Würde des Ausdrucks Brigitte nur im Entferntesten erreichte, so sprach auf der andern Seite die Lebensgewandtheit und die Fähigkeit, sich über Nichts angenehm zu unterhalten, zu Gunsten der jungen Damen. Er dachte sich Brigitte in diese Säle. Es wäre kein Rahmen gewesen für sie, sie hätte körperlich und geistig zu königlich hinausgeragt über diese Umgebung, sie wäre eine Fremde d'rin gewesen, um es immer zu bleiben.

Mademoiselle Sophie, die Tochter des Hauses, saß neben ihm, sie sprach über allerhand hübsche Dinge, hübsch und nichtssagend, wie ihre ganze kleine, zierliche Person es war. Zerstreut hörte er zu, seine Hauptaufmerksamkeit war dem Gespräche von ein paar älteren Herren zugewandt, welche unweit von ihm saßen.

„Wie gesagt, mein Lieber", sprach der eine von diesen, ein ältlicher Herr in Halbuniform, „es kommen Scenen bei solchen Gelegenheiten vor, welchen

auch die kälteste Praxis nicht gewachsen ist. — Zum Beispiel heute Morgen, — man hat ein Schmuggel- und Diebsnest ausgehoben."

„O", entgegnete der Andere, „das ist mir sehr interessant, Herr Polizeipräfect, erzählen Sie."

Der Angeredete legte die Karten nieder und ließ seine Dose herumgehen. „Die Geschichte hat uns viel zu schaffen gemacht, es kostete Mühe, da anzukommen, indessen wurden die Beweise so dringend, daß wir heute Morgen um fünf Uhr mit einem Handstreich das ganze Nest aushoben. Um sechs Uhr wurde mir Meldung gemacht und kam ich hin. Man hatte etwa vier bis fünf Männer in flagranti ertappt und arretirt. Natürlich ist die ganze Hausgenossenschaft der Mitwissenschaft schuldig, also einzuziehen. Weinen, Geschrei und Betheuerungen kommen bei solchen Gelegenheiten immer vor, das ist nichts Neues. — Da war es anders. Eine im letzten Stadium der Schwindsucht liegende Frau lag im Verscheiden, ein junges Mädchen von wahrhaft königlicher Schönheit kniete an ihrem Bette und hielt ihre kalte, feuchte Hand, ein Gendarm stand daneben, er hatte den Befehl das Mädchen zu arretiren. Da trat ich ein, das Mädchen wandte sich um. „Schonung, mein Herr, für die Todesstunde!" rief sie. „Es ist das Sterbebett meiner Mutter!" Ich ließ den Gendarmen vor der Thür Wache halten und trat selbst heraus. Nach einer halben Stunde öffnete das Mädchen die Thür, sie war bleich wie ein Gespenst. „Ich bin bereit!" sprach sie. Der Gendarm wollte ihr die Handschellen anlegen, da flog sie zurück wie ein Pfeil. „Mutter!" schrie sie, sich auf die Leiche stürzend, „Mutter, ich kann nicht mehr!" Ich hob sie auf, ich redete ihr zu, noch einmal warf sie sich auf die Leiche, überdeckte sie mit Küssen, und der Ton, in welchem sie „Lebewohl!" sprach, verdirbt mir den ganzen Abend."

Der Polizeimann nahm die Karten wieder auf, die anderen Herren schüttelten bedauernd die Häupter. Rudolph saß da wie in halber Erstarrung.

„Wo war das?" fragte der alte Kaufherr.

„In einem verrufenen Wirthshaus draußen in der Radbertsau, in den Drei Funken. Ein gewisser Nicolaus Riedberger, ein herabgekommener Mann, treibt dort das Schmuggel- und Diebshehlergeschäft."

„In der Radbertsau, in den Drei Funken", die Worte fielen wie glühende Tropfen in die Seele Rudolph's.

Die Wände schienen ihm zu schwanken und in Trümmern auf ihn herabzustürzen, die Lichter von den vergoldeten Girandolen brannten trüb und

nebelhaft vor seinen Augen, kalte Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, und der Name Brigitte bohrte sich ihm wie ein Dolch in's Herz.

Er stand auf, er war bleich, er schwankte. — „Ihnen ist unwohl?" fragte Sophie.

Er murmelte etwas, er wußte selbst nicht was, er stürzte hinaus, über Stiegen und Corridor, ohne Mantel und Hut, er wußte selbst nicht wohin.

Draußen in der kühlen Octobernacht kam er wieder zu sich. Brigitte im Gefängniß! Er wollte hin, er wollte sie herausreißen, seine Blume, seine Braut, seine Königin!

Tausend abenteuerliche Gedanken kreuzten sich in seinem Hirn. Halbtodt kam er nach Hause und warf sich angekleidet auf's Bett.

Verzweifelnd, stöhnend lag er da bis zum anbrechenden Morgen, — Brigitte im Gefängniß! Ein Strom von Thränen löste endlich die Qual seiner Brust, und er konnte ruhiger darüber denken.

Er beschloß sich seinem Principal zu vertrauen; der würdige, welterfahrene Mann mußte Mittel und Wege wissen, Brigitten zu befreien.

Es war Sonntag früh und das Comptoir geschlossen. Der Kaufherr empfing den aufgeregten jungen Mann väterlich und liebevoll. Ruhig hörte er die leidenschaftliche Erzählung desselben an, ruhig ließ er einen erneuten Ausbruch des Schmerzes an sich vorübergehen, durch Nichts sein Staunen und sein Mißfallen verrathend.

Er war zu sehr Menschenkenner, zu erfahren, um nicht zu wissen, daß jetzt kein Einreden, keine Vorstellungen fruchten würden. Er begnügte sich damit, Rudolph zu versichern, daß er alle Schritte thun wolle, bat ihn aber dringend, darüber zu schweigen und nichts Unvorsichtiges zu unternehmen, ja, er machte dieses zur Bedingung seiner Hülfe.

Mißmuthig ging der Kaufherr nach Rudolph's Weggang im Zimmer auf und ab. „Phantastereien", murmelte er vor sich hin, „der junge Mann hat noch eine gute Schule zu durchlaufen, bis er das Haus Gottfried Steiner und Comp. würdig repräsentirt. Man hat dem Knaben zu viel besondern Willen gelassen.

Aber obschon von seinem Standpunkte aus der alte Kaufherr dieses Liebesverhältniß als eine bedauerliche Verirrung ansehen mußte, war er doch zu viel Ehrenmann, um sein Versprechen in Betreff Brigittens nicht halten zu sollen.

Nach einigen Tagen ließ er Rudolph wieder auf sein Zimmer bitten; die Niedergeschlagenheit und Blässe des jungen Mannes thaten ihm weh, und er

nahm sich vor, zu dem Sohne des Freundes wie zu dem eigenen zu sprechen.

Zuerst theilte er ihm mit, daß es unmöglich sei, sich mit den in Untersuchungshaft Befindlichen in's Einvernehmen zu setzen, die Instruction in diesem Betreff seien in letzter Zeit erneuert worden, und überdies sei Nicolaus Riedberger so schlecht beleumundet, es liege noch so viel Gravirendes gegen ihn vor, daß die Gerichte eine vollständige Absperrung seiner und seiner Tochter für geboten hielten.

„Aber, Herr Wagner, Brigitte ist rein wie die Sonne!" rief Rudolph.

Der Kaufmann zuckte die Achseln. „Ich werde mich freuen, wird es bewiesen, wir haben darüber nicht zu entscheiden. Sie aber, junger Mann, hören Sie mich an, es spricht ein Freund, ein erfahrener Mann mit Ihnen. Sie haben in gefahrvoller Situation ein Mädchen kennen gelernt, das durch seinen Muth und Entschlossenheit Ihren Dank verdiente. — Unterbrechen Sie mich nicht! — Sie meinen mehr als Dank, auch das will ich gelten lassen; Sie sind jung und das Mädchen ist schön. Ich will ihr alle guten Eigenschaften zugestehen, aber gestehen Sie mir auch das zu, daß es unmöglich ist, sich in solcher Umgebung ganz rein zu halten."

Rudolph fuhr auf. „Ich versichere Sie bei meiner Ehre, das Mädchen ist eine der Edelsten ihres Geschlechtes."

„Sie halten sie wenigstens dafür", antwortete der Kaufherr. „Aber können Sie sagen, wie viel Ihre eigene Phantasie dem Wunderbilde lieh? Können Sie unterscheiden, was auf den Reiz und die Neuheit der Umgebung zu rechnen ist? — — In dieser Umgebung mag Ihre Geliebte eine Preziosa sein, aber in anderer?"

Rudolph bedeckte seine Stirn mit der Hand, es wühlte wie tausend Messer in seinem Hirn.

„Sie haben diesem Mädchen die Ehe versprochen", fuhr der Kaufherr fort; „das spricht für Ihr reines Empfinden, für Ihre Unverdorbenheit, für Ihre Jugend, aber nicht für Ihre Ueberlegung. Glauben Sie glücklich zu werden? Glauben Sie das Mädchen glücklich zu machen?

„Bei Gott, ja!" rief Rudolph warm.

„Sie glauben es jetzt, weil Sie nicht wissen, daß diese klaffenden socialen Risse sich nicht so leicht ineinander nieten, weil Sie diese Unterschiede mit dem Auge der Jugend und des Dichters betrachten. — Setzen Sie das Mädchen in Ihre Umgebungen und Sie werden erschreckend inne werden, welche Con-

traste sich da aufthun; Sie werden es peinlich und bitter empfinden; und ist das Mädchen so, wie Sie sagen, ist sie feinfühlend genug, es zu empfinden, glauben Sie, daß die Mißachtung ihrer Umgebung ihr Glück vermehren wird?"

„Niemand wird Brigitten die Achtung versagen!" rief Rudolph.

„Täuschen Sie sich nicht", entgegnete ernst der Kaufherr. „Sie wollen Ihre Gattin aus der verrufensten Schänke, aus dem Gefängniß holen, Sie können der öffentlichen Meinung nicht wehren darüber zu urtheilen. Und wie unschuldig auch dieses Mädchen sein mag, das Gefängniß drückt ihr einen Makel auf, welchen Ihre Gattin nicht tragen dürfte, und Sie selbst mögen sich wohl prüfen, ob Sie denselben ertragen können."

Rudolph stöhnte laut auf, es war ihm als schneide ein unbarmherziges Secirmesser in sein tiefstes Leben und Lieben.

„Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!" rief er. „Sie haben ein Recht, von Ihrem Standpunkte aus so zu reden, aber meine Liebe, mein Glaube an das Mädchen haben auch ihre heiligen Rechte."

Der Kaufmann stand auf. „Sie haben bis jetzt nur die Stimme Ihrer Liebe gehört, hören Sie jetzt auch die der Vernunft in Ihnen."

Rudolph ging; er versuchte es jetzt selbst zu Brigitten zu dringen, es war unmöglich.

Der Kaufherr hatte es inzwischen für seine Pflicht gehalten, Rudolph's Vater von diesem Verhältniß seines Sohnes in Kenntniß zu setzen, und der alte Herr Gottfried Steiner reiste unverzüglich auf diese ihn wenig erbauende Mittheilung hin ab. Rudolph hatte seine Tage inzwischen in qualvoller Aufgeregtheit verbracht. Brigittens edle Erscheinung hatte noch nicht ihren Reiz für ihn verloren, ja, sie erschien ihm durch die Abwesenheit noch idealer, noch vergeistigter; er erinnerte sich ihrer in all' den schönen Momenten, in welchen sie sein Entzücken gewesen; an das Gefängniß, an die Verhörstube wollte er nicht denken, dort konnte er sie sich nicht denken. So bildete sich ihm eine ideale Gestalt, getrennt von der Wirklichkeit.

Die Untersuchung schleppte sich lange hin, es waren schon über zwei Monate seitdem verflossen und Weihnachten stand vor der Thür, als Rudolph's Vater in dem befreundeten Hause anlangte.

Er fand den Sohn sehr verändert, das jugendkräftige Wesen schien wie erlahmt, der wochenlangen Aufregung war eine tiefe Ermüdung gefolgt. Gottfried Steiner konnte nur mit Bitterkeit an dieses junge Weib denken, welches so unheilvoll in das Leben seines Sohnes getreten. Er wollte keine milde

Anschauung der Sache gelten lassen, er ließ dem Mädchen keine Gerechtigkeit widerfahren. Alles wandte er an, jede Vorstellung, die ganze Macht der väterlichen Autorität, am Ende die Bitte — die Bitte, seines Alters zu schonen und wenigstens bei seinen Lebzeiten an keinen solchen ihn entehrenden Bund zu denken — Rudolph gehörte nicht zu den starken Naturen, erschöpft gab er nach.

Sein Vater, zufrieden, wenigstens so viel erreicht zu haben, beschloß ihn mit in die Heimat zu nehmen.

„Du bist krank, Rudolph", sprach er, „werde erst wieder gesund, dann handle, für das Mädchen wird Freund Wagner Sorge tragen."

Der Weihnachtsabend vereinigte die Glieder der Familie des Kaufherrn um den geschmückten Baum, auch Rudolph und sein Vater waren anwesend.

Ersterer, der gegen seinen Willen gekommen war, blaß und gedrückt, Letzterer heiter und wohlgelaunt.

Die Familie Wagner zeichnete sich weder durch besondere Gaben des Körpers noch des Geistes aus, aber sie waren alle angenehm gebildet und boten, besonders vereinigt, ein ansprechendes Bild häuslichen Glückes.

Einige Töchter waren schon verheirathet, und durch die jungen Frauen mit ihren Kindern kam frisches Leben in den Kreis.

Sophie, die jüngste der Schwestern, war ein gutmüthiges eitles Geschöpfchen, Niemand kränkend, Niemand störend, vor Allem aber darauf bedacht, selbst nicht zu kurz zu kommen.

Sie war das Kind des Hauses und gefiel sich mit ihrer kleinen, netten Figur auch sehr in dieser Kinderrolle. Sie war das reine Gegenbild von Brigitten. Beide in einem Alter stehend, waren sie in ihrer ganzen Erscheinung doch so ungleich; Brigitten's Ernst legte ihren zwanzig Jahren noch einige zu, Sophien's Sorglosigkeit und kindisches Wesen schien hingegen davon zu nehmen.

Rudolph hatte nicht viel Acht auf die kleine Dame, er beschäftigte sich mehr mit den Kindern, um so mehr interessirte sich sein Vater für Sophien.

Er haschte sie, als sie eben mit flatternden Locken um einen Tisch herumsprang. „Mein Töchterchen", sprach er, „jetzt hab' ich Sie, jetzt laß' ich Sie nicht mehr los." Sophie lachte und blickte ihn kokett an.

„Das Kind mußt Du mir schenken, Ludwig!" rief er dem Freunde zu „Du bist reich an solchen Blumen, und ich habe keine."

Er blickte vorwurfsvoll nach dem Sohne hinüber, der trübe und gleichgiltig auf die Scene blickte.

„Fliegen Sie im Frühling über den Rhein zu uns hinüber, Sie Schmetterling", sprach der alte Herr, „Sie sollen die Grillen vertreiben."

Sophie machte ihre unschuldigste Miene. „O gewiß komme ich!" rief sie, dann sind Sie mein überrheiner Papa."

Der alte Herr war entzückt von dem Mädchen, er konnte Rudolph nicht begreifen, welcher dafür weder Augen noch Ohren zu haben schien, und immer bitterer dachte er an die ihm unbekannte Brigitte.

„Wenn die Kirschen blühen, Sophiechen, kommen Sie zu uns herüber!" sagte er noch einmal.

Rudolph hörte das Versprechen gleichgiltig an, stumm und gleichgiltig saß er bei Tische, es war, als sei eine Saite in seinem Innern zerrissen und jetzt Alles still und klanglos in ihm.

Der Tag der Abreise nahte. Rudolph hatte Brigitten's Namen nicht mehr erwähnt und jetzt, als Wagner ihm die Hand bot, drückte er sie krampfhaft und flüsterte: „Sorgen Sie für das Mädchen!"

Der Kaufherr nickte. „Nach besten Kräften", sprach er, „und jetzt reisen Sie mit Gott, junger Freund, und holen Sie sich in der Heimat geistige und leibliche Gesundheit wieder.

VI.

Trübe Tage hatte Brigitte im Gefängniß verbracht, Tage voll Schmerzen und Sorgen. Sie pries die Mutter selig, die sterben durfte, ehe sie das Gräßliche erfahren und so hatte der Tod der Dulderin seinen bittersten Stachel für sie verloren.

Allmälig kam auch ihre frühere Ruhe wieder über sie. Sie war von der Mutter in festem Glauben erzogen worden, in der schlichten Weise der altelsässischen Kirche, welche Alles aus Gottes Hand empfängt und in Gottes Hand stellt.

Sie zweifelte nicht an dem guten Ausgang ihrer Sache, sie wußte sich so rein. Ja, sie trug ihr Unglück mit einer gewissen Freudigkeit, als den Kaufpreis, um welchen sie ihr Glück erwerben sollte.

Das Glück lag so schön, so unverhofft, so unverdient wie sie meinte, vor ihr; es war wohl eines rauhen Pfades, es war wohl der Prüfung werth, um dahin zu kommen.

Brigitten's Wesen war ernst über ihre Jahre, aber in ihrem Innern in

ihrem Glauben und Empfinden, in ihrem Vertrauen war sie ungleich mehr Kind geblieben, als die kindlich scheinende Sophie.

An Rudolph zu zweifeln, es wäre ihr wie ein Zweifel an der Gottheit erschienen, und sie wußte durch den Gefängnißwärter, daß er wiederholt nach ihr gefragt hatte.

Es war freilich seit Wochen nicht mehr geschehen, aber das konnte ihren Glauben nicht erschüttern; ein alter Vers kam ihr wieder und immer wieder zu Sinn, ihre Mutter hatte ihn gesungen in früherer Zeit, als ihr die Möglichkeit zu singen noch gegeben war; von wem er war, dieser Vers, sie wußte es nicht, aber immer und immer wieder ging er in ihrer Seele auf, der Vers.

„Mein Freund wird mich erwecken,
Er naht im Blüthenkranz,
Und führt durch Grabesschrecken
Mich zu des Himmels Glanz!"

Das waren die Rosen, die die nackten Wände ihrer Zelle schmückten, das war der nie verbleichende Glanz, der das düstere vergitterte Gemach erhellte.

Glaube, Liebe und Hoffnung! Du Dreigestirn, das Du den Menschen über sich selbst erhebst, das Du wandellos im Wandel der Zeit, in allen Regionen, an jedem Himmel stehst, sei gepriesen! Du Ausfluß und Ende des Besten, Du Träger der menschlichen Seele!

Glaube, Liebe und Hoffnung hielten das Mädchen aufrecht, ließen die Verlassene sich nicht verlassen fühlen im Kerker.

Endlich kam der Tag der Entscheidung. Die Untersuchung hatte zur Evidenz die Unschuld Brigitten's erwiesen, selbst ihre Mitwissenschaft blieb zweifelhaft.

Es war fast rührend zu hören, wie jeder dieser verlorenen Söhne der Gesellschaft sich bemühte, Brigittens Reinheit und Tugend zu beweisen, wie nur eine Stimme über sie laut wurde: die des Lobes.

Man verfügte Brigittens Freilassung, die Anderen sollten vor das Geschwornengericht gestellt werden. Der Beamte, welcher Brigitten ihre Freilassung verkündigte, meldete ihr zugleich, daß ein Herr im Sprachzimmer sei, welcher sie zu sprechen wünsche. — Das konnte nur Rudolph sein — — nur er. — Ein Beben leidenschaftlicher Freude flog durch ihre Glieder, der Ton, mit welchem sie diese Meldung begrüßte, war ein Aufschluchzen der Seligkeit. — Er war da, der Freund im Blüthenkranz, er hatte ihrer nicht vergessen! An seiner Hand trat sie heraus, an seiner Hand in's Leben.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0352-9

Was war alles Elend, aller Jammer, alles Dulden gegen die Wonne dieses Augenblicks? Ein Schatten, ein Nebel gegen den Sonnentag des Glücks

Sie stand auf, es war ihr so leicht, sie hätte fliegen mögen, und fast flog sie durch die hallenden, trüben Gänge des Gefängnisses dem Sprachzimmer zu.

Einen Augenblick stand sie davor still, den Beamten erwartend, ihr Herz klopfte als wolle es zerspringen, dem Wiedersehen entgegen.

Jetzt öffnete der Beamte die Thür, sie trat ein. „Rudolph!" wollte sie rufen, da wandte der Mann im Sprachzimmer sich um, das Wort erstarb ihr auf den Lippen, sie kannte ihn nicht. — —

Der Beamte bot ihr einen Stuhl, sie setzte sich, es fröstelte sie, es wurde ihr mit einem Male so weh und so beklommen.

„Mein Name ist Ludwig Wagner, liebes Kind", sprach der Herr.

Sie sah ihn an und nickte.

„Ich komme im Auftrag Ihres Freundes."

„Meines Freundes?" wiederholte sie, sie wollte lächeln, aber das Lächeln war nur ein schmerzliches.

„Im Auftrag Herrn Rudolph Steiner's."

„Rudolph? wo ist er?" rief das Mädchen.

„Nicht mehr hier", antwortete der Kaufherr. „Seien Sie ruhig, meine Liebe, und hören Sie mich an."

Sie ließ die Hände in den Schooß sinken und hörte zu. Sie hörte jedes Wort, das der Kaufmann sprach, und sie verstand es, daß Rudolph sie verlassen. Sie hörte, daß das seine Pflicht gewesen sei, auch gegen sie — seine Pflicht? — Sie saß noch lange stumm und regungslos, als der Kaufherr zu reden aufgehört hatte.

Er hatte sie verlassen. — — Sie weinte nicht, sie klagte nicht, sie saß nur ruhig da und dachte es, daß Liebe und Hoffnung verloren sei, und daß er sie verlassen.

„Jede Hülfe, mein liebes Kind, welche Sie fordern dürfen, bin ich berechtigt, Ihnen zu leisten", sprach der Kaufmann, „Herr Steiner will die Schuld der Dankbarkeit gegen Sie abtragen, so weit es in seinen Kräften steht." Er betonte die Schuld der Dankbarkeit, von der Schuld der Liebe war nicht die Rede.

Sie hörte es und sie verstand es.

„Ich danke", sprach sie tonlos.

Der Kaufmann hatte nicht diese edle Schönheit, nicht diese Ruhe erwartet,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0353-4

Beides verwirrte ihn; der klagenlose, unendliche Schmerz des Mädchens rührte ihn mehr, als lautes Weinen und Geschrei. Sein Ton ward wärmer und inniger, als er jetzt zu ihr sprach:

„Sie sind ein Opfer der Verhältnisse geworden, mein Kind, und seit ich Sie gesehen kann ich es nur beklagen. Aber hoffen Sie, Sie sind jung, das Glück kann Ihnen dauernd wieder lächeln."

Sie blickte ihn trübe an und die erste Thräne zitterte in ihren Wimpern.

Der Kaufherr faßte ihre Hand. „Und nun, meine Liebe, lassen Sie sich von mir die feste Versicherung geben, daß ich für Ihr weiteres Fortkommen sorgen will, so viel ich kann. Sie stehen schutzlos in der Welt, weisen Sie meine Hülfe, mein Anerbieten nicht zurück, es ist das eines Ehrenmannes."

Sie sah ihn wieder an, aber lange und zerstreut, als müsse sie sich erst auf die Worte besinnen.

„Ich kann noch nichts sagen", sprach sie endlich mühsam, „ich muß erst zu mir selber kommen."

„Haben Sie außer Ihrem Vater noch weitere Verwandte?" fragte der Kaufherr.

Sie nannte ein Dorf im untern Elsaß. „Dort will ich hin, dort leben meiner Mutter Geschwister."

„Ich sehe Sie noch", sprach der Kaufmann. „Gott wird Sie stärken und das Bewußtsein, durch Ihre Resignation Ihres Freundes wirkliches Glück begründet zu haben."

Er ging. Sie blieb starr und bewegungslos sitzen, es brauste vor ihren Ohren wie ein fernes Meer. — Sein Glück? — War das sein Glück, losgerissen von ihrer Liebe, die er sein Alles genannt?

Sie saß da und das brausende Getöse ward immer gewaltiger, Leute kamen und gingen, sie achtete es nicht. Wie aus weiter Entfernung, wie eine vergangene Sache hörte sie an ihr Ohr tönen: „Der Riedberger habe sich in seiner Zelle erhängt." Sie sann dem nach, was es sei, er hat sich erhängt, und was das sei, sein Glück? Und das Gebrause kam wilder und gewaltiger, dunkle Fluthen stiegen an ihr empor und schwarze Wolken sanken auf sie herab. Willen- und kraftlos sank sie vom Stuhle.

„Dummkopf!" rief einer der Männer, die in's Zimmer getreten waren, dem Andern zu, „mußt Du's dem Mädchen gerade entgegenschreien, daß ihr Vater sich erhängt hat?"

„Ich hab' sie nicht gekannt, ist's die Riedbergerin?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0354-0

Die beiden Männer hoben die Ohnmächtige auf und trugen sie in das Krankenzimmer. — — — Eine Nacht noch blieb sie im Gefängnisse, dann ward sie entlassen.

Es war am Dreikönigstag des Morgens, als das Thor des Gefängnisses hinter ihr zufiel und Brigitte heraustrat in die Gasse. Schneeflocken tanzten ihr in's Gesicht, der Schnee lag auf den Dächern und weithin in den Gassen.

Das Gefängniß lag in der Vorstadt, unweit von da, wo das Haus ihres Vaters gewesen, wo sie geboren worden war.

Sie sah die beschneite Straße hinauf, die zu dem Hause führte, und dachte an den todten, unglücklichen Mann, dessen Fuß daraus hervorgegangen war auf die Straße des Elends und des Verbrechens.

Der Schnee lag noch glatt und frisch auf der Gasse, kein Fuß war noch darauf getreten, es war noch so früh am Morgen, die Läden waren geschlossen, die Welt war noch nicht wach.

Sie sah die glatte, reine Straße hinauf und dachte, wessen Fuß wohl zuerst seine Spur da eindrücken würde und zu welchem Gang Da kam es wie ferner Gesang von Knabenstimmen, und um die Ecke bogen drei singende Knaben in ärmlich phantastischem Putze, einen Stern von Flittergold vorantragend. Sie sangen den Dreikönigstag an in der stillen, schlafenden Vorstadt.

Es war ein Lied mit vielen Versen, es reichte durch lange Gassen hindurch, jetzt sangen sie:

„O Stern, der recht die Wege weist,
Ein'm Jeden, der auf Erden reist,
Zieh' meiner dunklen Lebensbahn
Als wie ein Himmelsgruß voran!

Du heller Stern aus Morgenland,
Der über Beth'lems Krippe stand,
Gieß' Deinen milden Trostesschein
In mein verwundet Herz hinein."

Die Knaben sangen es, unwissend, was ein verwundet Herz sei, das des Trostes so namenlos bedürftig; die Spur ihrer Kinderfüße ging wie eine Schnur durch den Schnee; einige Läden wurden aufgestoßen, um ihnen nachzusehen, einige Mägde, die zum Bäcker gingen, blickten von der Ecke ihnen zu, aber in keinem Herzen klang es wieder von dem Stern aus Morgenland dessen Schein die wunden Herzen heilte.

Nur an ein Herz hatte der Ruf geklungen. Am Gefängnißthore das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0355-6

Mädchen, das aufrecht und bleich gestanden hatte im wirbelnden Schneegestöber, sie sank mit überströmenden Augen auf die Knie, das Weh ihres Herzens löste sich in einer Fluth schmerzvoller Thränen.

Schnee war das Kissen, darauf sie knieete, Schnee fiel in ihr Haar und mischte sich mit ihren Thränen, und ihr Stern stand in Nebel gehüllt — stieg er auf oder versank er?

Aber durch Schnee und Nebel schien ein Wort sie zu grüßen, drang es wie ein Sonnenstrahl, wie ein Muttergruß: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken!"

VII.

Zwölf Jahre waren vergangen, seit das schöne bleiche Mädchen am Gefängnißthore gekniet in der Frühe des Dreikönigstages.

Zwölf Jahre, lang und kurz, gut und böse zurückersehnt und beklagt. Zwölf Jahre so wenig dem Ganzen, so viel dem Einzelnen.

In das Dorf des untern Elsaß, das da lag inmitten seiner Obst- und Weingärten, schien die helle Septembersonne hinein. Ein blauer, warmer Himmel lachte darüber, weiße Sonnenfäden spannen sich glitzernd über die Rebenlauben, über gemähte und gepflügte Felder, rothe Aepfel lachten aus dem dunklen Grün des Laubes, der Weinstock trug kaum die Last seiner Trauben und der Nußbaum streute als echter Verschwender die grünen Nüsse rings umher.

Es war ein gesegnetes Jahr, ein Jahr voll Pracht und Glanz, das Scheunen und Tonnen füllte, ein Jahr, von welchem man noch lange erzählen konnte, wenn der Wein, der jetzt der Kelter entgegen reifte, schon lange getrunken war.

Fröhliche Kinderstimmen tönten aus Gärten und Feldwegen her und die blauen elsässer Augen lachten Einem überall entgegen unter dem kräftigen Gelbblond oder Hellbraun des Haares und den breiten, weißen Stirnen. Die alemannische Race hat sich hier noch reiner und unverfälschter in Gestalt und Sitten als irgendwo in Deutschland erhalten.

Der Stamm der Alemannen links und rechts am Oberrhein, es ist ein zäher und fester, und gebe Gott, daß das tüchtige Mark immer kräftigere Sprossen treibe. Vielleicht gerade deswegen, weil sie politisch vom Stammlande getrennt und mit dem andern Land nicht wirklich verbunden sind und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0356-1

in einer gezwungenen Abgeschlossenheit leben, haben diese Gegenden am linken Rheinufer so streng ihre deutsche Art und Sitte bewahrt.

Mag man sagen, was man will, die Gallisirung findet keinen Boden, man gehört politisch zu Frankreich, befindet sich wohl dabei, aber innerlich ist die Kluft zwischen dem Elsässer und dem Franzosen unendlich tief. Man spricht nirgends schlechter Französisch als im Elsaß, kein deutscher Dialect eignet sich vielleicht weniger dazu. Der Elsässer ist deutscher, als er weiß, in manchem Althergebrachten deutscher als wir, seine Tugenden, seine Fehler sind die unseren. Er fühlt sich als Elsässer, als Straßburger, nur in den seltensten Fällen als Franzose und beweist darin sein deutsches Wesen, er ist Bürger seiner Heimat, nicht Staatsbürger, wie wir Alle, die wir uns Deutsche nennen, und die wir mit blutendem Herzen das Kleinod Deutschlands in fremdem Besitz sehen, in fremden Besitz durch eigene Schuld, durch die Mißgunst der Fürsten, die die kostbare Perle lieber dem Fremden, als dem Verwandten gönnten.

Was das Loos der Völker sein wird nach Jahrhunderten, ob das Elsaß je das unsere wieder sein wird, oder ob die Jahrhunderte uns an seinen Verlust gewöhnen, wie sie uns an den Verlust von Lothringen und dem lütticher Lande gewöhnten, wer weiß es? Und es ist hier nicht der Boden, das zu erörtern. Genug, es sah hell aus in dem elsässischen Dorfe.*)

Das Pfarrhaus lag neben der Kirche, etwas abseits von dem großen Dorfe auf einer kleinen Anhöhe; am entgegengesetzten Ende des Dorfes, an einen sonnigen, obstbaumbepflanzten Hang sich lehnend, das Schulhaus.

Keine Landstraße führte durch das Dorf, nur Vicinalwege verbanden seine glückliche Abgeschiedenheit mit dem großen Verkehr der Straßen.

In der Schulstube herrschte noch das Sommerhalbjahr, das heißt, die Schulstunden waren in die frühesten Morgenstunden verlegt und die übrige Zeit des Tages gehörte des Schulmeisters ländlichen Beschäftigungen. Auch jetzt war es still in der Schulstube, still in Hof und Garten.

Nur unter dem breiten, uralten Nußbaum am Gartenzaun saßen zwei weibliche Gestalten. Die eine, die jüngere, in halbliegender Stellung, von Kissen unterstützt, hatte die Hände müßig im Schooße liegen, die andere saß mit dem Strickstrumpf in fast zu aufrechter Haltung daneben.

Die Jüngere war anscheinend krank, ihr schönes, nur gar zu zart gefärbtes Antlitz, das müde Zurücksinken des feinen Kopfes in die vollen Kissen bewies es.

---

*) Geschrieben mehrere Jahre vor dem Kriege von 1870—71.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0357-7

Der Frühling des Lebens war auch ihr schon entschwunden, der Sommer aber war ihr kein voller, üppiger geworden, es war wie ein wehmüthiger Nachklang des Frühlings.

Sie war von wunderbarer Schönheit, diese zarte, schlanke Gestalt im Gewand der elsässer Bauernmädchen, von fast griechischer Regelmäßigkeit der Züge, aber mehr noch als Alles, mehr als die auffallende Schönheit, sprach der Ausdruck von Liebe und Heiterkeit in diesem blassen Gesicht mit den Todesrosen auf den Wangen an.

Die Zweite mochte wohl fünfzehn Jahre älter sein. Sie trug sich städtisch, aber etwas altväterisch. Sie mußte einmal schön gewesen sein, das edel geschnittene Gesicht, die großen, lebendigen Augen bewiesen es. Jetzt aber, da die Fülle und die zarten Linien der Jugend schon längst verschwunden waren, erschien sie allzu hager und eckig, das Gesicht zu scharf, die Haltung zu steif. Es war eine Unvermählte, man sah es auf den ersten Blick.

Die Kranke hatte gesprochen, jetzt lehnte sie den Kopf wieder müde zurück in die Kissen.

„Und das erzählst Du so ruhig, fast heiter?" sprach die Aeltere und legte das Strickzeug weg.

„Warum nicht, Mamsell Friederike? Ich rede von meinem Glück", sprach die Kranke.

„Von Deinem Glück?" wiederholte die Erstere.

„Ja", lächelte die Kranke, „das war mein Glück und mein Frühling. Darf ich drüber klagen, daß er so kurz war?"

Die Aeltere seufzte und bedeckte ihre Stirn mit der Hand.

„Durft' ich so viel erwarten?" fuhr die Schöne fort, „durft' ich nur das erwarten in der Niedrigkeit, in dem Elend, in dem ich mich befand? Seht, Mamsell Friederike, ich war wie erstarrt in mir selber. Da kam er, da gab seine Liebe mir Leben und Wärme. Da lernt' ich die Welt anders ansehen, da war ich so glücklich. Es war ein schönes Glück und währte es auch nicht lange, es war das Maß des Glückes, das mir zugemessen war."

„Brigitte!" rief Friederike erregt. „Du bist eine Heilige der Ergebung."

„Nein, nein, Mamsell Friederike", sprach Brigitte Riedberger abwehrend, „keine Heilige, ich bin eine Glückliche."

Friederike sah sie an mit fast ehrfürchtiger Bewunderung, „Du hast mir meine eigene Geschichte erzählt, Brigitte", sprach sie dumpf, „ein ahnungsvoller Frühling, ein wunderbar schöner, reicher Sommer und ein langer Winter voll

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0358-3

Nebel und Nacht. — Aber ich hab's nicht getragen wie Du, ich habe mich nicht glücklich genannt."

Brigitte bot ihr die feine, durchsichtige Hand. „Ich bin es wirklich geworden, Mamsell Friederike", sprach sie. „Im Anfang, ja, da hab' ich auch gemeint, die Welt hätte nicht Raum genug für meinen Schmerz. Und dann hab' ich so viel gesehen, so viel Unglück und Leid, das nie vom Strahl des Glückes erhellt war, und die Welt hatte Raum dafür. Und die Welt gab mir dann den kleinen Raum für mein Glück. Ich habe Ruhe und Arbeit gefunden in der Heimat meiner Mutter und Sie, Mamsell Friederike. Ich habe Pflege gefunden in meiner Krankheit, meine schönen Erinnerungen hab' ich behalten und die bösen hab' ich überwunden."

Friederike stand auf. „Ich habe seit langen Jahren nicht mehr von mir geredet", sprach sie, „heute soll's sein."

Und sie erzählte Brigitten die Geschichte eines Frühlings und eines Sommers, eines wunderbar schönen Liebeslebens.

„Er kam herausgeritten, Du hättest ihn sehen sollen, er saß zu Pferde wie ein Sieger. Und die Stirn und das Auge. Es giebt nichts dem Aehnliches mehr. Er war noch jung, er war erst Student, aber Jeder sah schon in ihm den Herrscher, und er herrschte, wohin er kam, in jedem Kreise, mit einem Wort, mit einem Blick. — Und er liebte mich, er schwur es mir zu mit tausend Küssen, daß er mich liebe und er schrieb mir's in seinen Briefen. Ja, ja gewiß, er liebte mich."

Sie sprach das in immer steigender, leidenschaftlicher Erregung, sie streckte ihre Hände aus, als könne sie fassen und greifen, was sie verloren.

Brigitte sah sie schmerzlich an. Diese Leidenschaft nach so vielen Jahren that ihr weh für die Freundin. Was mußte dieses Herz gelitten haben, das diese Gluth so Jahre lang verborgen hielt?

„Lebt der Mann noch?" fragte sie.

Friederike wandte sich um. „Ja, er lebt noch!" rief sie, „und er wird ewig leben!" Brigitte sah sie fragend an.

„Weißt Du, warum ich heute zu Dir darüber rede?" fuhr sie ruhiger fort, „Du hast mir Das gesagt, was mir fehlte, Du ließest mich mein Geschick anschauen, wie ich es sollte. — Ja, ich wollte verzweifeln, als er mich aufgab, und es geschah doch nicht so jammervoll wie bei Dir. — Meine Verwandten hielten mich und sich für beschimpft und entehrt durch diese kund gewordene, gebrochene Liebe, und ich hielt mich für unglücklich. — — Jetzt, jetzt sag' ich

wie Du, das war mein Maß des Glückes, und es war ein volles Maß! Durft' ich das nur erwarten? Bin ich nicht reich beglückt vor Tausenden? War es kein Glück, weil es nur kurz währte?

„Du hast mir wohl gethan, Brigitte, Du reine, heilige Seele, von Deinem Immergrün des Glückes hast Du mir einen Zweig geschenkt, und glaub' mir, er wird Wurzel fassen!

„Ich darf seinen Namen nicht nennen im Hause meiner Verwandten ohne Verlegenheit, sie halten das Aufgegebensein für eine Schande, man will diese Zeit todtschweigen und vergessen. Ja, man hat mir mit Gewalt alle Briefe abgefordert und verbrannt."

Sie schwieg erschöpft, dann fuhr sie mit steigender Wärme fort: „Das hat mich bitter gemacht, — aber was brauch' ich die Briefe? — sie stehen in meinem Herzen geschrieben. Und ich weiß, was sie meine Schande nennen, das ist meine Ehre, was ich mein Unglück nannte, das ist mein Glück! Weil ich jedes Eheband von mir wies, so nennen meine Verwandten mein Leben ein verfehltes, ein verlorenes, — ich aber sage, ich hab' es gewonnen!

„Wohl steht kein Kind, kein Gatte einst an meinem Grabe, aber sein gewaltiger Name wird als Markstein daran stehen, und durch ihn, durch das, was man mein Unglück, meinen Tod genannt, werd' ich leben über meine Zeit!"

Die beiden Frauen schwiegen, der Westwind strich durch die Krone des Nußbaumes und die Blätter am Rebengeländer schwankten zitternd auf und ab, die Mittagssonne schien hell in das stille elsässer Dorf, dieselbe Sonne, die dem Heros entgegenleuchtete, der wie sie im Zenith seines Ruhmes und Glanzes stand.

„Ihr habt ihn wieder gesehen?" fragte Brigitte nach einer Pause.

„Nein", antwortete die Andere, „und ich wollt' es auch nicht. Denkt er an mich, so soll er an den Frühling denken in Sesenheim. Jetzt wollt' ich meine verwitterte Gestalt seinem Auge nicht erscheinen lassen, möcht' ich das Bedauern, das Staunen nicht lesen in dem Blick, in welchem ich ehemals nur Liebe und Entzücken las. Es war ein Frühlingsleben, es soll es bleiben."

Brigitte lächelte. „Ich denke anders", sprach sie; „das ist mein Gebet und meine Hoffnung, daß ich Den noch einmal sehen möchte, mich laben an seinem Glück und Anblick, Den, den ich so geliebt, noch einmal, ehe meine Zeit um ist!"

Da rief es durch den Garten her: „Täntele! Täntele!" und ein kraus-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0360-3

köpfiger Knabe kam gesprungen, „Täntele, mach', daß Du heim kommst, wir haben Besuch. Der reiche Herr Vetter aus dem Ueberrhein ist da. Meinst, was hat die Frau Base für prächtige Sachen an, und in ihrer eigenen Kutsche sind sie gekommen, mit einem Kutscher, der war schon einmal fast Feldwebel, und zwei Kinder dabei, die sind . . ." Der Knabe sann mit aufwärts gerichtetem Blick nach einem möglichst schönen Vergleich, dann, sich rasch umwendend, sprach er: „Fast so weiß wie's Britel."

Brigitte zog ihn liebkosend an sich, sie hatte die Kinder so gern und die Kinder im ganzen Dorf hingen mit rührender Zärtlichkeit „am Britel".

Friederike stand auf, sie beugte sich nieder, die Freundin zu küssen: „Kann ich es möglich machen, so komm' ich auf den Abend zu Dir!"

„Nein, nein!" rief der Knabe, „lad' 's Britel zu uns ein, wir backen heut' Abend Waffeln." Und mit dieser stolzen, freudigen Eröffnung sprang er Friederiken voran zum Garten hinaus.

VIII.

Im Pfarrhause war Besuch. Man konnte es schon von Weitem sehen, das sonst so geordnete Haus schien ganz in Confusion gerathen zu sein. Nachbarskinder liefen als Boten hin und her, zur Hülfe herbei beorderte Bauernweiber gingen mit aufgerollten Aermeln und umgesteckten Schürzen umher, jedesmal in regungsloses Staunen versinkend, so oft die fremde Frau Base im seidenen Kleide sichtbar war.

Der Kutscher, der fast einmal Feldwebel war, hatte schon im Hofe ein glaubensvolles Auditorium versammelt, welches staunend seinen und seiner Pferde Ruhm mit anhörte. Schreiend riefen die Bauernweiber den horchenden Knaben zu, da oder dort hin zu laufen, wo frische Butter vermuthet ward. Mit erhitztem Gesicht rannte die Pfarrerin Trepp' auf, Trepp' ab, Boten nach allen Richtungen, nach Friederiken, nach frischem Fleisch, nach Forellen, nach sie wußte gar nicht mehr was Alles sendend.

Endlich kam Friederike, heftig empfing sie die Pfarrerin. „Aber, Tante! mich in all' der Arbeit stecken zu lassen, das ist nicht erhört!"

Ein Schatten flog über die Stirn Friederiken's, sie hatte der Nichte rücksichtsloses, heftiges Wesen zu oft erfahren.

„Es wird sich bewältigen lassen, liebes Kind", sprach sie ruhig.

Im rasch gelüfteten Besuchszimmer, von dessen Möbeln man in aller Eile

die schützenden Hüllen herabgerissen hatte, traf Friederike den überraschend gekommenen, wenn auch lange versprochenen Besuch. Eine hübsche, runde, nur etwas sehr kleine Dame in elegantester Toilette saß auf dem stattlichen Sopha, der Gegenstand neugierigen Staunens von Seiten der in eine Ecke gedrückten kleinen Pfarrtöchter, deren rothe Wangen noch röther erglühten vor Aufregung, Verlegenheit und dem energischen Handhaben von Seife und Schwamm, welches die Pfarrmagd für eben so unerläßlich gehalten hatte zum anständigen Auftreten, als das mit nassem Kamm glatt hinter die Ohren gestrichene Kraushaar der Kleinen.

Die beiden fremden Kinder, jedes einen großen Apfel in der Hand, standen am äußersten Ende des Sophas, ebenso verlegen und scheu, wie ihre Bäschen vom Lande.

Der Herr Pfarrer machte die Honneurs und erging sich soeben mit dem stattlichen, imposanten Manne, dem Herrn Vetter, auf einem ihm etwas unbekannten, politischen Terrain, auf welchem er jeden Augenblick die Richtung verlor.

Wirklich erleichtert begrüßte er daher den Eintritt Friederiken's. „Nun, da ist endlich das Täntele! Wo haben Sie gesteckt, Beste? Meine Frau hat Sie in wahrer Desperation suchen lassen."

Friederike begrüßte den ihr noch fremden Vetter, seine Haltung, der fast strenge Ernst seines Wesens befremdete sie, man hatte ihr diesen Mann seiner Zeit anders geschildert.

Herzlicher begrüßte sie seine Frau, ihre Cousine, aber mit innerer Wehmuth; es stieg ein Abend vor ihr auf, ein unvergessener Abend

Es war in dem väterlichen Hause der Cousine gewesen, in dem städtischen Handelshause, die Lustres brannten und die Spiegel, die Marmortische warfen verzehnfacht den Glanz ihrer Kerzen zurück.

Puder und Atlas, Brillanten und hohe Frisuren wogten vor ihrem Auge auf und ab, es war ihr öd' und trüb um's Herz geworden wie Heimweh, sie kannte Niemand von den Gästen, sie kam sich so verlassen vor in dem ungewohnten Glanze.

Es wurde ein modisches Lied gesungen, sie hatte nur halb hingehört, sie dachte an die Nachtigallen daheim, an die Anhöhe hinter dem Pfarrhause mit dem grünen Busche, an — — — da hörte sie ihren Namen nennen von der Stimme, die ihr schöner klang als Nachtigallenruf, da sah sie, sich umwendend, Den, um dessentwillen der Busch auf der Höhe ihr schöner zu grünen schien,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0362-4

als einer auf Erden, nicht der stolzeste Eichenwald, nicht die Palmen- und Myrthenhaine des Südens kamen ihm gleich, diesem bescheidenen Wäldchen von Hainbuchen und Haselnußstauden, wo sie ihn zuerst gesehen. Sie sah ihn wieder — und — — sie hatte ihn zum letzten Mal gesehen.

Das ging durch ihre Seele, wie sie die Cousine begrüßte, mit Weh und Schmerz und doch mit dem Bewußtsein des Glückes.

Der Herr Pfarrer war jetzt erlöst von der Politik, man fragte nach alten und neuen Familienbeziehungen. Friederike erinnerte an das schöne, heitere Familienleben im väterlichen Hause der Cousine, dessen Glieder jetzt längst zerstreut, Jedes seinen eigenen Herd gegründet hatte.

„Es war ein schönes Bild ehelichen und häuslichen Glückes", stimmte der Gemahl der Dame Friederiken bei, „und um so schöner, da dieses Glück so selten getroffen wird."

„O!" entgegnete der Pfarrer eifrig, „das Glück ist keine so seltene Pflanze, als wir im Allgemeinen glauben, es kommt nur darauf an, dasselbe zu finden."

„Ich komme soeben von einer Glücklichen", sprach Friederike, „von Einer, die man nach dem allgemeinen Begriff von Glück nicht dafür halten dürfte und die dennoch nicht nur genug für sich, sondern für ihre ganze Umgebung so viel hat, daß ich ihr Glück und ihre Heiterkeit nur mit der Sonne vergleichen kann."

„Brigitte?" fragte der Pfarrer.

„Ich meine sie", bejahte Friederike.

Der Gast wurde aufmerksam. „Wer ist das?" fragte er.

„Lieber Gott", antwortete die mit einem Theebret voll Gläsern und Obst eingetretene Frau Pfarrerin, „das ist ein alt Jüngferle im Schulhaus, das früher Hauben gestickt hat und die Schulkinder Nähen und Stricken gelehrt. Ein armes, schwindsüchtiges Ding, für das das Täntele ein besonderes Attachement gefaßt hat."

„Brigitte ist eine feine Seele", ergänzte der Pfarrer, „ein reingestimmtes Instrument, dem nicht einmal eine täppische oder rauhe Berührung einen Mißklang entlocken kann."

„Du hast Ursache eifersüchtig zu sein, Cousine", rief die Dame der Pfarrerin zu, „der Herr Pfarrer wird ja ganz poetisch!"

Die junge, etwas derb blühende Frau lachte und schenkte die Gläser voll. „Wir wollen doch sehen, was das für einen Klang giebt", rief sie, „auf Aller

Wohlsein!“ Man lachte, rückte um den Tisch zusammen und das Gespräch wandte sich.

Das Mittagsmahl war der Pfarrerin zu großen Ehren verlaufen, man wollte nach Tisch einen Spaziergang in die freundliche Umgegend machen. Die fremde Cousine erklärte sich von der Reise zu ermüdet, und der Pfarrerin konnte nichts erwünschter sein, als in Ruhe bei einer Tasse Kaffee die wichtigen Aufschlüsse über die neueste Mode zu erhalten, welche nur gar zu selten und dann veraltet ihren Weg in das abseits gelegene Dorf fand.

„Frisch auf!“ rief der Pfarrer stolz, den Führer in der lieblichen Umgebung machen zu können, „die Damen werden uns bei ihren Staatsaffairen nicht vermissen!“ Die Land- und Stadtkinder, welche endlich innige Bekanntschaft geschlossen, liefen jauchzend voran, ihnen folgte Friederike mit den beiden Herren.

Da kam der Küster, den Pfarrer zu einem unabweisbaren Geschäft zu rufen. „Geht nur voran“, rief der Pfarrer, „bis an die Höhe am Schulhause, ich denke bald nachzukommen.“

Die beiden Frauen hatten den Fortgehenden vom Fenster aus nachgesehen. „Du kannst Deinen Mann ganz ruhig mit dem Täntele allein gehen lassen“, sprach die Pfarrerin. „Trotz ihrer berühmten Liebschaft ist sie doch nicht mehr gefährlich.“

„Redet Ihr noch davon?“ fragte die Dame.

„Gott behüt' uns“, antwortete die Pfarrerin. „Die Familie hat genug davon gehabt, besonders seit die Geschichte auch noch im Druck erschienen ist.“

Indessen ging Friederike Brion mit dem Gaste den Wiesenpfad entlang, er betrachtete sie mit Interesse und einer gewissen Ehrfurcht, ihr Wesen, ihre Bildung würde das schon erfordert haben, auch wenn ihre bedeutende Vergangenheit nicht gewesen wäre.

Sie gingen eine Zeitlang schweigend nebeneinander. „Sie nannten heute den Namen Brigitte“, sprach der Gast nach einer Weile, „der Name ist wohl sehr verbreitet im Elsaß?“

Die Gefragte lächelte. „Wir sind dankbar und conservativ“, sprach sie; „das protestantische Elsaß hat seine Heiligen, seine Brigitte und Ottilie nicht vergessen, baut es ihnen auch weder Klöster noch Kapellen mehr, so tragen doch seine Töchter ihren Namen.

Man war inzwischen am Garten des Schulhauses angekommen, Friederike

erkannte unter dem Nußbaume die noch immer dort in der milden Sonne sitzende Freundin.

„Da ist meine Brigitte", sprach sie, „das Mädchen, von welchem wir heute geredet."

Ruhig wandte der Gast sich um und sah über den niedrigen Hag.

Das Sonnenlicht fiel schräg auf den Nußbaum, die Blätter schienen wie durchleuchtet. Im vollen Sonnenglanz, hell aus der grüngoldenen Dämmerung hervortretend hob sich der aufgerichtete Kopf des Mädchens ab, die Sonne that ihr wohl, sie fühlte sich kräftiger und leichter, das Blut war ihr mehr in die Wangen getreten, sie hatte Friederiken's Stimme gehört und sich vorgebeugt, um darauf zu lauschen.

So sah sie der Fremde.

Weggewischt waren zwölf Jahre seines Lebens, er stand, ein hoffender Jüngling, wieder oben auf der schwindelnden Höhe des Münsters und rief hinaus in das blühende Land: „Ich will glücklich sein!" Er sah auf hellem Sonnengolde den schönen Kopf des Mädchens sich zeichnen, er eilte ihr nach durch die dämmernden Gassen, er sah sie im mondhellen Pflanzenhaus, den Blütenzweig der Orange im feuchten Haar, er sah St. Radbert's Kapelle, er hörte das Plätschern des Canals — — — „Brigitte!" rief er.

Sie hörte den Ruf. „Rudolph!" antwortete sie. „Ich wußt' es, daß Du kommen würdest."

Friederike stieß die Pforte in dem Gartenhag auf, sie wußte es, was die Beiden sich waren.

„Du kommst!" sprach das Mädchen, sich halb in den Kissen aufrichtend und ihm beide Hände bietend.

„Ich komme zu spät!" antwortete er dumpf, sein Auge mit dem Ausdruck maßlosen Schmerzes auf diese schöne, gebrochene Gestalt heftend.

„Ich komme als Sünder, als ein Unglücklicher!" fuhr er fort, „ich habe Dich getödtet, ich habe Dich zerbrochen!"

„Du hast mich glücklich gemacht", antwortete sie mild, „Dir dank' ich Alles, was das Leben mir Schönes geboten. Ich war kalt und blind, ich glaubte genug gethan zu haben in meinen Pflichten, Du hast mir das Auge geöffnet, durch Deine Liebe sah ich es erst, wie schön das Leben ist."

Er sah sie an, als wolle sein Blick nie mehr von ihr lassen. „Ich war ein thörichter, schwacher Knabe", sprach er, „ich wollte glücklich sein und hatte nicht den Muth dazu. Das Schicksal gab mir die köstlichste Perle in die Hand

und ich ließ sie fallen und griff nach einem bunten Glase." Sein Ton klang bitter, er schlug die Hände vor das Gesicht und knirschte wie in ingrimmigem Schmerz mit den Zähnen.

Er sah sie wieder an mit einem heißen, verzweifelnden Blick. „Du bist gerächt!" rief er, „ich habe nur Dich geliebt diese zwölf Jahre lang und habe Dich dennoch verrathen!"

Sie war blaß und immer bläßer geworden, die wilde Leidenschaftlichkeit, die aus jedem Worte des sonst so kalten, strengen Mannes sprach, that ihr weh.

„Ich habe gehofft Dich anders zu sehen nach zwölf Jahren?" sprach sie, „bist Du verheirathet?"

„Ich bin's", antwortete er tonlos.

„Und bist Du glücklich?"

„Nein!" schrie er fast. „Ich bin es nicht und bin jetzt elender als zuvor, nun ich den Schatz wieder gesehen habe, der mein war, und den ich verlor. Ja, ich bin verheirathet", fuhr er ruhiger fort. „Ich heirathete nach dem Wunsch meines Vaters die Tochter einer liebenswürdigen Familie, und ich dachte, wenn auch nicht Dich, doch eine freundliche Gefährtin zu finden. Aber ich kettete mein Leben an eine Puppe, wir leben miteinander und sind uns fremd, sie hat keinen Theil an meiner Seele."

Brigitte sah ihn trauernd an. „Bist Du nicht ungerecht, Rudolph?" fragte sie. „Hast Du gegründete Klagen gegen Deine Frau?"

Er setzte sich an ihre Seite, den Kopf auf die Hand gestützt. „Nein", sprach er, „hätte sie meine Ehre nicht bewahrt, wir wären auch äußerlich geschieden; es ist kein Ton in ihr, der mit dem meinen zusammenklingt. Brigitte, warum hab' ich Dich verloren?"

Sie hob die bleiche Hand. „Höre mich an ohne Zürnen, mein geliebter Freund", sprach sie; „daß wir glücklich gewesen wären miteinander, ich glaub' es; aber auch unsere getrennten Wege müssen wir gehen wie wir sollen. Du hast die Pflicht gegen mich verletzt, gegen die Geliebte, der Du nicht die Ehe und Deinen Namen gegeben, und Du verletzest die Pflicht gegen die Ehefrau, der Du mit Willen und Absicht die Liebe versagst. Hast Du Dir redlich Mühe gegeben, den Ton zu finden, der mit Deinem zusammenklänge? Hast Du sie wollen zu Dir heranbilden mit Liebe und Geduld?"

Der Mann hielt die Augen mit der Hand bedeckt in düsterem Sinnen, er antwortete nicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0366-7

Sie legte die Hand auf seinen Arm und sagte: „Rudolph, durfte die Liebe zu mir die Rechte Anderer verletzen?"

Er ließ die Hand sinken. „Sophie entbehrt Nichts", sprach er bitter, „Alles, was Reichthum und Stellung ihr bieten kann, wird ihr zu Theil, und sie begehrt nur das. Ich aber habe entbehrt und gedarbt in diesen Jahren, und mit den Jahren wuchs die Reue, und jetzt, jetzt — da ich Dich wieder gesehen, Dich wieder gehört, die namenlose Liebe zu Dir! der verzweifelnde Wunsch nach Dir!"

Sie lächelte. „Du sollst von meiner Liebe ein besser Theil mitnehmen, Rudolph, ein besser Theil, als einen thörichten Wunsch.

„Daß Deine Liebe zu mir nicht erloschen ist, meinst Du, es sei mir kein Gnadengeschenk, kein seliges Empfinden? Deine Liebe, sie darf bestehen neben Deinen Pflichten, aber als ein reines, erhellendes Licht, nicht als eine wildzuckende, verzehrende Flamme.

„Du wolltest glücklich sein, Du kannst es, Du sollst es! Denke nicht immer an die Rosen im Mai und übersieh die bescheidenen Blumen an Deinem Lebenswege. Denke daran, was Du hast und nicht an das Glück, das Dir geworden wäre in unserer Vereinigung. Ob ich zwölf Jahre des Behagens und des Glückes ertragen hätte, wie die zwölf Jahre der Prüfung, ich weiß es nicht. Und denke daran, mein Freund, wir hätten uns nicht immer im Sonnenglanze der ersten Liebe, nicht immer in der Verklärung der Sterbestunde gesehen."

„Der Sterbestunde?" Er sah sie an, er konnte nicht reden, nicht zweifeln, er las die strenge Wahrheit in dem schönen Gesichte.

Wie darniedergeschmettert sank er an ihrer Seite in die Kniee und bedeckte ihre im Schooße gefalteten Hände mit seinen Küssen.

„Brigitte!" stammelte er, „meine Geliebte!" Die tödtliche Bläße, der grausame Frost, der an ihr wie ein Todesgruß vorübergewandelt, er ging vorbei.

Mühsam richtete sie sich wieder auf, sie strich mit der Hand über die feuchte, kalte Stirn. „Du hast Kinder?" fragte sie.

Er nickte, die Sprache versagte ihm den Dienst.

„Gieb mir einen Theil an ihnen", bat sie, „und ich will ihnen ein Vermächtniß hinterlassen. — Sag' Deinen Kindern, sie sollten glücklich sein, das ist der Zweck des Lebens. Doch lehre sie wohl, daß das Glück nicht an äußere Verhältnisse gebunden, daß das beste Glück der Ausfluß ihrer Seele sei. Und lehre es sie, daß sie Das, was sie in Wahrheit und mit der ganzen Kraft der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0367-3

Seele als ihr Glück erkannt, daß sie es halten in festem Willen gegen alle Irrungen der Welt!"

Sie schwieg, und wieder rauschte es durch die Krone des Baumes wie ein mahnender Ruf, und wieder sank die Kälte auf sie herab wie ein Kuß des Todes. Rudolph sprang auf. „Leb' wohl!" flüsterte sie matt. „Brigitte!" rief er. „Ich will Dein Vermächtniß tragen in tiefem Herzen, ich will es meinen Kindern hinterlassen als ihren höchsten Schatz. Du sollst Dein Theil an ihnen haben, und unser Bestes ist Dein Theil!"

Friederike hatte mit bebender Angst, mit Rührung und Entzücken zurück gestanden, sie wollte Beiden diese Stunde nicht stören. Jetzt schien es ihr zu viel, sie sah das todtenbleiche, zurückgesunkene Haupt der Freundin, und Rudolph's Hand ergreifend sprach sie: „Es ist genug, nehmen Sie Abschied."

„Brigitte!" rief der Mann mit dem allgewaltigen Tone der Liebe und des Schmerzes. Der Ton der geliebten Stimme traf sie wie in weiter Ferne, müde schlug sie die Augen auf. „Leb' wohl!" Er umschlang sie, er preßte seine glühenden Lippen auf ihren Mund. „Weib meiner Seele!" rief er, „leb' wohl!"

Kälter und kälter fühlte er ihren Mund unter dem seinen werden. „Sie stirbt!" rief er verzweifelnd.

Friederike trat vor ihn. „Noch nicht", sprach sie wehmüthig, „es ist eine Ohnmacht, die den Tod zu melden kommt, lassen Sie sie ruhen!"

Er stand auf, lange, lange sah er sie an, dieses noch immer so schöne, so geliebte Antlitz. Eine einsame Rose schwankte noch neben dem Hage, er brach sie, er legte sie auf ihre gefalteten Hände, „leb' wohl! Du Rose, die meinem Leben geblüht!" — — —

Friederike Brion verließ die Freundin nicht, sie saß an ihrem Bette und hielt die erkaltende Hand in der ihrigen, sie sah den Sand herabrinnen bis zum letzten Korne, und sie dachte, wie lange es noch währen solle, bis ihre Stunde gekommen. Aber sie sah muthvoll hinaus in die langen, grünen Jahre vor ihr, und sie sah den Sonnenschein darauf fallen von ihrem stolzen Frühling, und sie sah das Immergrün aufsprießen, das die Freundin ihr gereicht, sie sah es verschönend die öden Tage umkränzen.

Und Rudolph fuhr der Heimat zu unter dem sternenhellen Nachthimmel, Sophie und die Kinder schliefen an seiner Seite. „Brigitte!" flüsterte er hinauf zu dem gestirnten Himmel, „Brigitte!" Da löste ein Stern sich los

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0368-8

und sank lautlos durch die Nacht, sank in den ewigen Raum, und die Seele löste sich los, die ihn so sehr geliebt, und es nahm sie auf, was ewig ist. — —

— —

Ein Anderer trat Rudolph in sein Haus, der strenge, finstere Vater, der kalte Gatte war ein Anderer geworden. Von dem Immergrün ihres Glückes, ihres Liebens hatte die verklärte Geliebte ihm einen Zweig gereicht, und er flocht die Blumen, die seinem Herbste blühten, die auch er fand, darein zum Kranze.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0370-9
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1197-p0373-6
DFG